<36602799230013

S

<36602799230013

Bayer. Staatsbibliothek

Res
A. vet. 42-2

Med. vet. 42. 12

Medic. Veter.
Knobloch
41

Th. 2641

Sammlung
der
vorzüglichſten Schriften
aus der
Thierarzney.

Zweyter Band

von

Johann Knobloch,

der Arzeney Doktor, ordentl. und öffentl. Lehrer der Thier-arzneykunde an der hohen Schule zu Prag.

Prag,
gedruckt bey Roſenmülleriſchen Erben, durch Johann
Beranek Faktor 1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Seiner Excellenz
dem
Hochgebornen
des heil. röm. Reichs
Grafen
v. Sweerz u. Spork,
Reichs Freyherrn
von Reiſt;
Herrn
der Herrſchaften, Liſſa, Schlüſſelburg, Konoged, Alt = neu Perſtein, Dauba, Widim, Kokorzin, und Podtſchernitz; Ihro kaiſ. kön. apoſtol. Majeſtät wirklichen geheimen Rath, und der Hoſpitalherrſchaft Gradlitz Patron, und immerwährenden Inſpektor,
ꝛc. ꝛc.

Hochgeborner Reichs-Graf!

Wenn ich es wage, Euerer Excellenz Namen dieſem Werke vorzuſetzen, ſo geſchieht es darum, damit ich wenigſtens einigermaſſen den hohen Grad von Hochachtung ausdrücke, mit welcher jeder edeldenkende und aufgeklärte Patriot Dero Thaten verehrt.

Euere Excellenz bemühen ſich rühmlichſt auf Dero Herrſchaften die Landwirthſchaft und Viehzucht zum höchſten Grade ihrer Vollkommenheit zu bringen, und geben Böhmens Oekonomen ein Beyſpiel, welches zur Nachahmung lockt — welches das Ausland ſelbſt bewundert.

Wel-

Welche ſchmeichelhafte Aus-
ſicht für den Landwirth! wenn
Groſze ſich bis zu ihm herab-
laſſen.

Welch eine Ausſicht für den
Thierarzt, deſſen Wiſſenſchaft ſo
genau mit jener verbunden iſt, die

ſich Euerer Excellenz hohen Schu-
tzes zu erfreuen das Glück hat!

Euerer Excellenz

gehorſamſter Diener
Johann Knobloch
Med. D. und Prof.

Vorrede.

Nach einer ziemlich langen Pauſe erſcheint endlich der zweyte Band meiner Sammlung. Die Urſachen, welche die frühere Herausgabe hinderten, ſind für das Publikum allerdings gleichgültig: man erwarte daher von mir nicht, daß ich derſelben erwähne. Genug, die Fortſetzung iſt in den Händen der Leſer, und erwartet ihr Urtheil. Fällt dieſes ſo aus, als jenes, welches man über die erſte Lieferung zu fällen beliebte, ſo habe ich keinen Grund, unzufrieden zu ſeyn, und einen Antrieb mehr, ferner in meinem Fache — es ſey auf dieſe oder eine andere Art — zu arbeiten.

Die Materien, welche ich dieſem Bande einzuſchalten für gut fand, ſcheinen mir

mir nicht unwichtig zu ſeyn. Viele davon ſchreiben ſich von Männern her, die ſich um die Vieharzney die realſten Verdienſte geſammelt haben, und daher auch unſtreitig hier einen Platz verdienen.

Cothenius über eine zu errichtende Vieharzneyſchule. Ein Entwurf, der zur Ehre unſerer Zeiten, bereits durch Bourgelat und Wolſtein realiſirt iſt; mit deren vortreflichen Anſtalten wir uns auch in der Folge, eben ſo wie mit Cothenius, bekannt machen wollen.

Lanziſi über die Hornviehſeuche braucht wohl keiner Empfehlung; denn wer ſollte den Namen eines Mannes nicht kennen, auf den Italien mit ſo vielem Rechte ſtolz iſt, von dem deutſche Aerzte mit ſo vieler Achtung ſprechen? — Ich ſchmeichle mir alſo, meinen Leſern keinen unangenehmen Dienſt erwieſen zu haben, da ich ihnen die Arbeit eines ſolchen Mannes in unſerer Mutterſprache überreiche. Die Ueberſetzung iſt frey. Abkürzungen habe ich mir hier und dort erlaubt; ſtrich aus

aus, was deutſche Leſer nicht intereſſiren würde; drängte das Wichtige näher zuſammen, und bemühete mich, vorzüglich den Beobachter darzuſtellen. Was die Heilart des Verfaſſers anlangt, ſo erſuche ich jeden, auch hier jene Erklärung für geltend anzunehmen, die ich dort bey Ramazzini von mir gegeben habe. *)

Pennants Geſchichte der Hausthiere in England denke ich, dürfte hier nicht am unrechten Orte ſtehen — dürfte nicht überflüßig ſeyn; denn wer weis nicht, daß ſich von jeher England in der Viehzucht ausgezeichnet habe — wie ſehr es ſich dieſelbe heut zu Tage angelegen ſeyn laſſe? Zudem iſt dieſer Aufſatz aus einem Werke genommen, das man, ſeiner Koſtbarkeit wegen, nicht ſo leicht in Privatbibliothecken antrifft, und welches ich, ſo wie viele andere, unſerm um die

*) 1 Band der vorzügl. Schrift. aus der Thierarzney. S. 34.

die hieſige k. k. Bibliothek ſehr verdienten Vorſteher, Hrn. Raphael Ungar, zu verdanken habe.

Sagars Abhandlung über eine beſondere Krankheit der Schafe hielt ich, aus mehr denn einem Grunde, einer Ueberſetzung werth. Der Verfaſſer ſtudierte die Krankheiten ſeiner Thiere nicht blos, wie die meiſten heut zu Tage, aus Büchern; beobachtete ſie nicht blos, wie dieſe, in der Studierſtube verſchloſſen, ſondern, wie er ſelbſt geſteht, als Hirte in der Mitte ſeiner Heerden.

Büchotz Briefe über ſolche Pflanzen, die die Pferde als Futter genieſzen oder verwerfen, werden dem botaniſchen Oekonom keine miſzfällige Lektur ſeyn, und er wird, dieſes innern Werthes wegen, wie ich denke, die mangelhafte Sprache des Ueberſetzers gerne überſehen.

La Foſſe vom Wurm der Pferde empfiehlt ſich ſelbſt; beſonders, da dieſes eine Krankheit iſt, deren Erkenntniß

niß jedem Pferde-Liebhaber, jedem, deſſen Geſchäfte im Pferdehandel beſteht, von der äußerſten Wichtigkeit ſeyn muß.

Prager Witterungsbeobachtungen für das Jahr 1783. Schon in der Vorrede zum erſten Bande S. *XXI.* habe ich ſolche verſprochen, und eile nun, mein Wort in Erfüllung zu bringen. Der königliche Aſtronom und Profeſſor, Hr. Strnad, iſt der Verfaſſer derſelben. Beweiſes genug für ihre Richtigkeit.

Jene Aufſätze, die ich aus den Pariſer Abhandl. Krünitz ökonom. Encyclopedie u. a. genommen habe, verdienen hier beſonders darum eine Stelle, weil ihre Quellen nicht ſo leicht bey Privaten gefunden werden, ſie ſich auch unter einer Menge anderer mit der Thierarzney in keiner Verbindung ſtehenden Aufſätze befinden.

Der Auszug aus Campers Vorleſungen wird, ohne Zweifel, meinen Leſern willkommen ſeyn; indem die Anatomie dieſes Mannes genau, und ſeine mühſamen Beobachtungen eben ſo intereſſant ſind, als ſeine Beſcheidenheit liebenswürdig iſt.

Was

Was die abgedruckten ausländiſchen Verordnungen betrifft, ſo will ich damit blos Beyträge zur Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft liefern, ſie aber, im Ganzen genommen, keineswegs als nachzuahmende Muſter empfehlen.

Und dieß wäre alles, was ich bey dieſem Bande anzumerken für nothwendig erachtete.

In Anſehung des dritten Bandes kann ich meinen Leſern zum voraus verſprechen, daß derſelbe ſehr intereſſante Aufſätze enthalten wird; da ich mir eine gegründete Hoffnung machen darf, von meinem verehrungswürdigſten Lehrer, Hrn. Prof. Wolſtein, und andern meiner Freunde, mit wichtigen Beyträgen beehrt zu werden.

Prag am 1. des Junius 1786.

Inhalt des zweyten Bandes.

Zueignungsſchrift.

Vorrede.

Seite.

I. Gedanken über die Nothwendigkeit einer Vieharzneyſchule von Cothenius. 1

II. Vollſtändiger Auszug aus Lanciſius hiſtoriſcher Abhandlung von der Hornviehſeuche im Romaniſchen 1713. 49

III. Beytrag zur Geſchichte der Hausthiere Englands. Aus Pennants brittiſcher Thiergeſchichte. 112

IV. Sagars, Joh. Bapt. Mich. Abhandlung über eine beſondere Krankheit der Schafe, im Jahre 1765. 165

V. Fortſetzung der Briefe v. Hrn. Büchoz: von Pflanzen, die man als ein Futter für das Vieh betrachten kann. 241

VI. Vom Wurm der Pferde. Aus La Foſſe großem Werke Cours d'Hippiatrique. 297

VII. Prager Witterungsbeobachtungen, v. Hrn. Prof. Strnad, für das Jahr 1783. 305

VIII. Gedanken des Hrn. Lamorier, von den Urſachen, warum das Erbrechen bey Pferden nicht ſtatt finde? 337

IX. Von der Bräune bey den Schweinen. 347
X. Rezenſion der falkiſchen Schrift: Unterſuchung der ſogenannten Viehſeuche ꝛc. ꝛc. ꝛc. 369
XI. Auszug aus Campers Vorleſungen über das Viehſterben. 383
XII. Fortſetzung der Verordnungen, die an verſchiedenen Höfen zum Beſten der Thierarzney und Viehzucht erſchienen ſind. 408
XIII. Verzeichniß der ſeit der Michaelismeſſe 1785. erſchienenen thierärztlichen Schriften. 435
XIV. Erklärung der Kupfertafeln. 437

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Gedanken über die Nothwendigkeit einer Vieharzneyſchule, nebſt Vorſchlägen, wie ſie zu errichten; auf Veranlaſſung eines hohen königl. preuß. Generaldirektorii aufgeſetzt, und den 21 Januar 1768, in der kön. Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen, von Herrn Chriſt. Andr. Cothenius, Sr. königl. Majeſtät geheimen Rath, und erſten Leibarzt: Generalſtabsmedikus und Direktor aller mediciniſch-chirurgiſchen Sachen u. ſ. w. Genommen und überſetzt aus der Hiſtoire del' AcademicRoyale des ſciences & belles Lettres de 1768. Tom. XXIV. a

Berlin 1770, und hieher übertragen, aus dem erſten Stücke des zweyten Bandes des Magazins für die gerichtliche Arzneykunde und mediciniſche Polizey. Stendal bey Franzen und Groſſe. 1782.

Nicht blos ſeit geſtern oder vorgeſtern verwüſten klägliche Seuchen unter dem Vieh unſere Heerden, richten ihre Beſitzer zu Grunde, und verſetzen die Landleute in die traurigſten Umſtände. Schon Virgil iſt Zeuge von einem ſo rührenden Anblick geweſen: er beſchreibt ihn mit Nachdruck in dem dritten der Bücher vom Landbau:

> Nunc quoque poſt tanto vident deſertaque regna,
> Paſtorum & longe ſaltus lateque vacantes.

Man gehe die Denkmähler des Alterthums durch. Man leſe beſonders im Titus Livius B. 5. die genaue Beſchreibung einer ähnlichen Seuche, wel-

che

che im Jahre der Stadt Rom 355. Latium heimſuchte. „Da man — ſagt er — ſo wenig ihre Ur„ſache entdecken, als ihr Ende bewirken konnte, ſo „mußte man ſeine Zuflucht zu den Sybilliniſchen „Büchern nehmen.' Im dritten Buche redet er noch von einem andern ähnlichen Uebel, gegen welches alle menſchliche Hülfe ohne Wirkung blieb. Der Rath vermahnte das Volk, ſich zu den Göttern zu wenden, und befahl, daß die Römer nebſt ihren Frauen und Kindern zu den Füßen der Altäre die eifrigſten Bitten vorbringen ſollten. Man ſahe die Mütter niederfallen, und die Tempel mit ihren Haaren kehren, wobey ſie fleheten, das der Zorn des Himmels ſich legen, und die Seuche ein Ende nehmen möchte.

Im **Livius** findet man noch mehr dergleichen Erzählungen, ſo wie auch im **Thucydides**, **Dionys von Halikarnaß**, **Lukrez**, **Virgil** u. a. m. Sie hier umſtändlicher anzuführen, würde überflüßig ſeyn. Es iſt genug, daß dieſe Zeugniſſe hinlänglich beweiſen, die Krankheit ſey nicht neu, deren Opfer das Hornvieh iſt. Es haben ſich auch zu allen Zeiten Männer gefunden, welche Mittel dagegen anzuwenden geſucht haben. Allein Virgil beklagt ſich ſchon bitterlich über die Unwitkſamkeit derſelben im folgenden:

— Quid labor aut bene facta juvant?

Und an einem anderen Orte:

Quæſitæque nocent artes ceſſere Magiſtri
Philirides Chyron, Amythaoniusque Melampus.

Iſt unſer Jahrhundert, welches ſo geneigt iſt, über das Alterthum zu ſpotten, und das ſich ſo vieler neuer Entdeckungen rühmt, in der Aufſuchung eines ſpecifiſchen Mittels wider die Seuche wohl glücklicher geweſen?

Ich unterſtehe mich zu behaupten, daß das nämliche anſteckende Uebel, das unter dem Hornvieh herrſchet, das bisher die gröſteſten Verwüſtungen angerichtet hat, und deſſen Endſchaft kaum zu hoffen iſt, eine einfache Fortdauer desjenigen iſt, welches vor einem Jahrhundert, zum erſtenmal aus dem Morgenländiſchen, dem Vaterlande der wahren Seuche, herbeygeſchleppt worden, und nach dem Zeugniße der glaubwürdigſten Männer, Lanciſi und Ramazzini, von einem einzigen mit dieſem Uebel behafteten Ochſen herrühret, welchen die Kaufleute von Dalmazien, da ſie ſahen, daß er ihrer Heerde nicht folgen konnte, in den Gefilden von Padua lieſſen, wo er nicht allein dieſe ganze Provinz, ſondern auch das ganze venetianiſche Gebiet anſteckte. Von da pflanzte ſich die Seuche durch Italien, Frankreich, England, die Niederlande, nach Deutſchland

land fort; ſie gewann die Alpengebirge, trotzte der Strenge der kälteſten Erdſtriche, und breitete ſich in Dännemark, Schweden, Liefland und Rußland mit ſo groſſer Wuth aus, daß in dieſen unermäßlichen Ländern hie und da kaum einige Häupter Vieh übrig blieben.

Zuweilen ſchien dieſes Uebel gänzlich aufgehört zu haben. Allein es wahr mehr eine gelinde Luft, welche daſſelbe gemildert, oder geſunde Viehweiden, die das Gift ſtumpf gemacht hatten.

Hier muß man aber auch vieles der Verwegenheit der Menſchen zuſchreiben, welche die Seuche unvorſichtiger Weiſe von allen Seiten durch unzählige Mittel hingebracht haben: als in ihren Kleidern, mit dem Futter, Hausgeräth u. ſ. f. wodurch das Uebel gleichſam verewiget worden.

Es iſt daher beſonders, daß man die Seuche ſo viele unterſchiedene Wendungen machen, und häufig neue Cataſtrophen hat hervorbringen ſehen; in den Zeiten und an den Orten, wo man ſich ihrer am wenigſten verſahe, auf eine Art, daß man niemalen darauf rechnen kann, vollkommen vor ihr ſicher zu ſeyn.

Alle dieſe Urſachen haben mich veranlaſſet, mit möglichſter Sorgfalt, und allem Fleiße zu unter-

terſuchen, woher es komme, daß alle Mittel, welche bisher die geſchickteſten Männer augewandt haben, dieſes Uebel auszurotten, ſo ganz unnütz, oder wenigſtens ſo unzugänglich geweſen ſind, und ich mache den Schluß davon auf die Wichtigkeit einer Vieharzneyſchule, wobey ich zu gleicher Zeit die Mittel aufzuſuchen mich bemühen will, wodurch man es dahin bringen könne, daß darinn eine gründliche Lehrart herrſche, um durch deren Hülſe endlich dahin zu gelangen, eine ſichere Behandlungs- und Heilungsart des Uebels zu finden. Ich komme zur Sache ſelbſt.

Die innere Beſchaffenheit der Thiere, der eigenthümliche Gebrauch der Werkzeuge, von denen ihre Geſundheit und ihr Leben abhängt, und beſongers die verſchiedene Abweichung in der Struktur und Bildung ihrer innern Theile von den Theilen der Menſchen, ſind für unſere Aerzte, leider, größtentheils unbekannte Gegenſtände, weil ſie ihnen auf den Univerſitäten nicht vorgetragen werden, die meiſten auch nachher; wenn ſie zur Praxi gelangen, ſich ſo mühſamer Beſchäftigungen gern entledigen. Man darf ſich daher nicht wundern, daß viele von unſeren Land- und Stadtphyſicis, wenn ihnen von den obern Kollegien aufgetragen wird, in den Fällen, wo eine Viehkrankheit ſich äußert, ſchriftliche Berichte abzugeben, und Vorſchläge zu thun, ſolches nicht mit der gehörigen Genauigkeit und Aku-

kurateſſe thun, oder wohl gar die ihnen für das allgemeine Beſte gegebenen Aufträge nicht nach Wunſch erfüllen, oder gehörig und zum Nutzen des Landes ins Werk richten.

Man könnte nun zwar gewißermaßen mit Recht von den Phyſicis fordern, daß ſie es als einen Theil ihrer Amtspflicht anſehen müßten, mit für die Geſundheit des Viehes zu ſorgen, und keine Gelegenheit verſäumten, durch ihren eigenen Fleiß ſich eine zureichende Kenntniß der unterſchiedenen Viehkrankheiten zu erwerben.

Indeſſen muß man zur Entſchuldigung der Aerzte überhaupt doch auch das ſagen, daß dieſer Theil der Arzneywiſſenſchaft noch ſehr ſchlecht bearbeitet iſt, und ſie daher ſehr wenig Hülfe zu erwarten haben; zur Vertheidigung der Phyſikorum aber insbeſondere: daß die mehrſten von ihnen, leider, in ſo ſchlechten Gehalten ſtehen, daß ſie ſich in der Nothwendigkeit befinden, alle ihre Zeit und Bemühungen, ſolchen Beſchäftigungen zu widmen, wodurch ſie mit Mühe ſo viel verdienen, daß ſie kaum ihre dringendſten Bedürfniſſe damit befriedigen können; zu geſchweigen, daß es ihnen, ſo wie dem größeſten Theil der Gelehrten, an Gelegenheit fehlt, ſich hinlängliche Kenntniſſe von der Landwirthſchaft zu erwerben, wovon die Erhaltung des Viehes einen beträchtlichen Theil ausmacht.

Nichtsdeſtoweniger ſieht man noch Aerzte in öffentlichen Aemtern ſtehen, denen eine lebhafte Begierde und ein lobenswerther Eifer, allgemein nützlich zu ſeyn, gleichſam angeborn iſt, und welche von der Natur ein glückliches Genie dazu erhalten haben. Dieſe haben es ſich auch eigentlich angelegen ſeyn laſſen, ſich eine gründlichere Kenntniß und gewißere Merkmahle von den Krankheiten des Viehes zu erwerben, indem ſie alle Gelegenheiten benutzt haben, die die Ausübung ihres Amtes ihnen dazu an die Hand gegeben, welches ihnen die Verbindlichkeit auflegt, bey dem Aufhauen des an anſteckenden Seuchen verreckten Viehes gegenwärtig zu ſeyn, und ſich auf das genaueſte von der Beſchaffenheit und allen Umſtänden der Krankheit, woran es geſtorben, zu unterrichten.

Man muß von der Natur mit außerordentlichen Verſtandskräften begabet worden ſeyn, wenn man in einer Sache, wovon man vorher noch gar nichts wußte, ohne allenthalben die größten Schwierigkeiten anzutreffen, ſich ganz allein, ohne andere Anweiſung oder Beyhülfe, forthelfen und unterrichten ſoll. Unter andern iſt man öfter der üblen Witterung der Jahrszeiten ausgeſetzt, wovor man auf dem anatomiſchen Theater geſichert iſt; auch iſt es ſehr unangenehm, den groben und unwiſſenden Henkersknecht, den Zergliederer machen zu ſehen. Man ſollte ſelbſt Hand anlegen, wenn man ſich ge=

genaue anatomiſche Kenntniſſe erwerben, und über die Verrichtungen der innern Theile eines Körpers richtig urtheilen will. Bisher hat man es ſich zur Schande gerechnet, dergleichen Beſchäftigungen vorzunehmen, und glaubt ſich dem, obwohl unſinnigen Vorwurf auszuſetzen, Schindersarbeiten verrichtet zu haben.

Daher mußten ſich die Phyſizi blos mit der allgemeinen Kenntniß der inneren Theile des thieriſchen Körpers begnügen, und von dem unglücklichen Landmanne, welchen die Seuche zu Grunde gerichtet hat, die Krankheiten des Viehes kennen lernen. Das Mitleiden, die Schuldigkeit zu helfen, die Begierde, dem gemeinen Weſen nützlich zu ſeyn, verdoppelten die Aufmerkſamkeit des redlichen Phyſizi. So oft es ihm Zeit und Gelegenheit erlaubten, war er der ſorgfältigſte Beobachter. Er kam bald ſo weit, daß er im Stande war, aus ſeinen eigenen und anderer Erfahrungen Folgerungen ziehen zu können. Er lernte mit mehrerer Einſicht als andere, denen dieſe Vortheile verſagt waren, zu überdenken, auf was Art und Weiſe, man der Viehſeuche ſowohl vorbeugen, als abhelfen könne, und wie man es anfangen ſolle, hierinn wenigſtens zu einiger Gewißheit zu kommen. Er iſt aber mehr als einmal von tiefern Spekulationen abgeſchreckt, und in dem löblichen Eifer ermüdet worden, wenn der Ausführnng ſeiner Entwürfe ſich ſo viele Schwierigkeiten entgegengeſetzt, daß dieſe entweder gar nicht,

oder

oder wenigſtens nicht in allen Stücken, und dergeſtalt ins Werk gerichtet werden, als es ſein gemachter Plan nothwendig erforderte.

Nichts hemmet den Lauf der Wiſſenſchaften mehr, als wenn denenjenigen, durch welche ſie eigentlich befördert werden ſollten, ſo viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, daß auch den Beſtgeſinnten die Luſt zum Nachdenken vergehet, und die Hoffnung, die ſie gefaßt haben, nützlich zu werden, vereitelt wird.

Kurz, man muß geſtehen, daß die Vorurtheile, nach welchen die Beſorgung der Viehkrankheiten blos für die Schäfer, Schmiede und Scharfrichter gehört, die Vieharzneykunſt von der Arzeneywiſſenſchaft ausgeſchloſſen, und den Hauswirthen und Landleuten dieſe Beſchäftigung einzig und allein überlaſſen haben.

Es iſt freylich war, daß Leute, welche mit der Wirthſchaft umgehen, mehr Gelegenheit haben, alles, was bey dem Vieh vorgehet, genauer zu ſehen, und zu bemerken. Und da das Vieh einen vorzüglichen Theil des hauswirthſchaftlichen Vortheils ausmacht, ſo muß dem Landmanne auch vorzüglich daran gelegen ſeyn, daß ſein Vieh vollkommen geſund bleibe, und in ſeinen Kräften erhalten werde. Allein auch hier finden ſich Entſchuldigungen, wel-

ſich

ſich darauf ſtützen; daß die Menge der landwirthſchaftlichen Geſchäfte demjenigen, der damit überhäuft iſt, nicht verſtatten, ſich viel um die Wirthſchaft des Viehes zu bekümmern; außerdem iſt auch das wahr, daß ein Landmann zwar ein guter Hauswirth, aber auch zu gleicher Zeit ein ſchlechter Beobachter ſeyn kann, weil dieſe letztere Eigenſchaft vorausſetzt, daß man wenigſtens ſchon die Anfangsgründe in der Naturlehre verſtehen muß, durch welche man allein von der Nothwendigkeit, auf die kleinſten Umſtände Acht zu haben, überzeugt wird, und die Fälle kennen lernt, worunter man hauptſächlich eine Wahl treffen muß, um deutliche und unterſcheidende Kennzeichen der anſteckenden Krankheit zu erhalten. Dazu kommt noch, daß ſelbſt diejenigen, denen man es unterſagen ſollte, Schlüſſe zu machen, nur zu voreilig darinn ſind, indem ſie ihrer Einſicht zu viel trauen, und ohne gründliche Kenntniß der Sache, von allen, was ihnen vorkommt, ein Urtheil zu fällen wiſſen. Sogar die Gelehrten ſind zu allen Zeiten nur zu geneigt geweſen, Lehrgebäude aufzurichten, ohne die Beſchaffenheit des Bodens, oder die zu dem Gebäude erforderlichen Materialien hinlänglich zu kennen.

Dieß ſind offenbare und nicht geringe Urſachen des wenigen Fortgangs, welchen man bisher in der Vieharzneykunſt gemacht hat, daß man auch ſehr unrecht thun würde, wenn man ſich einbilden woll-

wollte, einiges Vorrecht über die Alten erlangt zu haben, weil, die Wahrheit zu geſtehen, wir dem Alterthum noch Mittel zu verdanken haben, welche bey den Viehkrankheiten aufs Gerathewohl ſind angewandt, und bey einigen derſelben bewährt erfunden worden.

Allein wenn wir, wie wir es auch ſchuldig ſind, bekennen wollen, daß die Kenntniß und Heilung der Viehkrankheiten, die ganze Beſchäftigung eines der beſten Köpfe erfordere, wie man ſolches bey der Kenntniß und Heilung menſchlicher Krankheiten wahrnimmt, ſo müſſen wir auch geſtehen, deß es möglich ſey, auch bey Viehkrankheiten gewiße Kenntniſſe und einleuchtende Grundſätze zu erlangen. Denn, wenn man ein beweiſendes Verzeichniß von allen Zufällen liefern will, die ſich in einer Krankheit äußern können, ſo iſt unſtreitig nichts natürlicher, als daß man ſich zuvордörſt von dem unterrichtet, was in dem Körper eines Thieres in ſeinem geſunden Zuſtande vorgehet. Dieſes iſt ein vorläufiges Erforderniß zur Kenntniß und Erklärung ſeiner Krankheiten.

Nichtsweniger iſt es auch wahr, daß wir von den Verrichtungen, die auf die Geſundheit und das Leben der Thiere Bezug haben, nichts verſtehen, wenn wir uns nicht, vor allen Dingen, ihren innern

Bau,

Bau, die Lage und Verbindung aller Theile aufs genaueſte bekannt gemacht haben.

Hieraus folgt nun, daß der Viehartzt vorher ein Viehanatomikus ſeyn muß. Dieſes iſt aber in Anſehung der Phyſiologie nicht genug; denn man kann einen Theil des Körpers, ſeine Lage, ſeinen äußern und innern Bau, oder ſelbſt die Verbindung der Adern, der Nerven und aller der Fibern, womit er zuſammengeſetzt iſt, bis auf ſeinen erſten Urſprung, aufs genaueſte kennen, ohne daß man deswegen im Stande iſt, die Abſichten dieſer Theile zu erklären, warum ſie ſo, und nicht anders gebauet ſind, woher es komme, daß ſie gerade den Platz, der ihnen angewieſen iſt, und keinen andern, einnehmen; worinn eigentlich ihre Verrichtungen beſtehen, und wie viel jedes Werkzeug, beſonders zur Erhaltung des Ganzen, beytrage.

Um alle dieſe Kenntniſſe zu umfaſſen, muß man keine einzige natürliche Verrichtung des Thieres, in ſeinem geſunden Zuſtande, übergehn, z. B. wie es verdauet, wie es ſtallet, wie viel Ruhe es nöthig hat, wie viel Bewegung ihm zuträglich iſt, was für Getränk, Futter und Streu demſelben dienlich ſind; wie die Luft beſchaffen ſeyn muß, in welcher es geſund bleiben ſoll. Dieſes alles muß auf eine Art angeſehen und erwogen werden, welche fähig iſt, die deutlichſten Begriffe zu verſchaffen.

Ein

Ein gründlicher Vieharzt muß alſo mehr ſeyn als ein Gelehrter, er muß mehr verſtehen, als die Kunſt, eine ſchöne Rede zu halten, in Geſellſchaft ſich beliebt zu machen, und mit Beyfall Bücher zu ſchreiben. Er bedarf einer lebhaften Kenntniß aller der Gegenſtände, die wir angezeigt haben; er muß beſonders ſowohl ein erfahrner als ein einſichtsvoller Oekonom ſeyn, bevor er vermögend iſt, richtige Erklärungen über die Verrichtungen der innern Theile eines Thieres anzugeben. Er muß ferner ſelbſt die Heu- und Futterböden durchſuchen, Felder und Weiden durchirren, flieſſende Wäſſer und ſchattigte Gegenden aufſuchen. Er muß ſelbſt der erſte Hirt und Viehwärter ſeyn.

Allein, da es den Regeln der Klugheit gemäß iſt, daß man bey Erforſchung annoch unbekannter und dunkler Sachen, der bekannten und bereits deutlich erwieſenen Wahrheiten, oder der erklärten Wirkungen der Dinge zu ſeiner Hülfe ſich bediene, gleichermaſſen auch erlaubt iſt, von bekannten Fällen auf andere zu ſchließen; ſo ſieht man deutlich, daß weder der vorſichtige Naturkundiger, noch der kluge und fleißige Oekonom, ſondern nur der erfahrne Arzt den Vortheil beſitze, aus ähnlichen Fällen in den Viehkrankheiten Folgerungen ziehen, und anwenden zu können.

In der That hat man, ſo wie in der Beurtheilung aller Krankheiten, es ſchon weit gebracht, da man von dem innern Bau und den natürlichen Verrichtungen aller Theile, welche man kennet, vollkommen unterrichtet iſt, z. B. wie der Mechanismus des Kreislaufs des Blutes, des Athemholens, der Verdauung, und anderer ähnlichen Verrichtungen beſchaffen iſt, welche für die Geſundheit und das Leben erfordert werden; man begreift daher auch leicht, warum die ganze Maſchine leidet, wenn ein einziges der innern Eingeweide angegriffen wird, und oft entdeckt man, durch die Verbindung des einen mit dem andern dieſer Theile ohne Mühe, den Zuſammenhang, welchen ſie unter ſich in der Ausübung ihrer Verrichtungen haben.

Unter den vernünftigen Geſchöpfen, welche aufmerkſam auf ihre Empfindungen ſind, und andern den Zuſtand, worinn ſie ſich befinden, können zu erkennen geben, kann man bey verſchiedenen Krankheiten, mittelſt wohl erdachter Fragen manche dunkle Sachen auseinanderſetzen, und vieler Zweifel ſich entheben. Der Vieharzt iſt dieſer Vortheile beraubt. Unterdeſſen geben die geſchickteſten Aerzte zu, daß in den Krankheiten unter den Menſchen die Zufälle ſo verwickelt ſind, daß, wenn ſie auch mit der ausgebreitetſten Kenntniß, mit der reifeſten Beurtheilungskraft, und bey den genaueſten Beobachtungtn, über die Urſache des Uebels urtheilen

len wollen, ſie dennoch Gefahr laufen, ſich zu irren. Sie würden noch weit öfterer fehlen, oder wohl gar vielleicht niemalen zu einer Gewißheit gelangt ſeyn, ſondern ſich ſtets an Hypotheſen oder Wahrſcheinlichkeiten halten müſſen, wenn ſie nicht Muth genug gehabt hätten, die verſtorbenen Körper zu öffnen, ihre Eingeweide durchzuwühlen, und da die Urſache des Uebels, welches den Tod befördert hat, zu erforſchen. Dies hat ſie überzeugt, daß es Wahrheiten gebe, welche man, ſo zu ſagen, nur mit Händen greifen kann, und daß dies das einzige Mittel iſt, ſich über alle Widerſprüche hinauszuſetzen.

Je mehr Hinderniſſe man ſonſt bey dieſem Geſchäfte fand, oder je mehr man deren noch heut zu Tage antrifft, deſto uneingeſchränkter iſt die Freyheit, die der Vieharzt hat, nicht allein das an der Seuche verreckte Vieh, ſondern auch die noch lebenden ſeuchenhaften Thiere aufhauen zu laſſen, um die Urſache des Uebels durch Hülfe ſeines eigenen Verſtandes zu entdecken, und einem jeden vor Augen zu legen.

Allein, wenn er aus dieſen Erfahrungen, deren Gewißheit überzeugend iſt, den wahren Nutzen ziehen, wenn er daraus Folgerungen ableiten will, welche über die Krankheiten Licht verbreiten, und ihn zu den Mitteln führen können, die er anwenden

kann,

kann, ſowohl die Urſache des Uebels zu heben, als deſſen wirkliche Zufälle zu heilen, ſo muß er außerordentlich genau mit der Krankheit, wovon er Nachricht giebt, oder deren Heilung er unternehmen ſoll, dem Urſprunge, dem Fortgange und der Tödtlichkeit nach, ſich bekannt gemacht haben.

Alles dieſes lernt man weder auf dem anatomiſchen Theater, noch bey der Luftpumpe, weder bey den Schmelztiegeln, noch in der Studirſtube. Die Berichte, ſo man von den Krankheiten erhält, ſind allemal ſo ſehr verſchieden, als es die Fähigkeiten der Beobachter ſind, von welchen der eine mehr erzählt, was er geſehen, und der andere das nicht bemerket hat, worauf er doch die größeſte Aufmerkſamkeit hätte wenden ſollen.

Ein guter Beobachter muß alles mit eigenen Augen ſehen; ſind dieſe unpartheiiſch, und ſein Verſtand von keinem auf Vorurtheile gebauten Syſtem eingenommen, ſo wird dieſes Selbſtſehen ihn am beſten unterrichten.

Ein geſchickter Viehartzt muß alſo den Krankheiten des Viehes ſelbſt beywohnen, und ſie mit dem Auge und Geiſt eines Beobachters vom Anfang bis zum Ende betrachten.

Anfangs läſſet er jedoch die Natur wirken, wel-

welche er kennen lernen; und ihr allein folgen will, um den Fortgang und Ablauf des Uebels recht zu bemerken, und zu entdecken, was die Natur durch ihre eigenen Kräfte auszurichten vermöge. Und da alle Wirkungen der Natur den Geſetzen der Bewegung völlig gleich ſind, und jede Materie ihre beſtimmte Zeit hat, in welcher ſie ſich entwickelt, wirkſam oder unwirkſam wird, ſo bemerkt unſer Arzt jede Periode der Krankheit, und läſſet ein Stück Vieh, ſogleich beym Ausbruch der Krankheit, aufhauen, um zu ſehen, was bey Entſtehung der Krankheit darinn vorgeht, welche Theile die Krankheit angegriffen, und welche Verrichtungen dadurch in Unordnung geſetzt worden, und was am beſten ſeyn möchte, der entſtehenden Seuche in ihrem Anfange aufzuhalten.

Auf gleiche Weiſe läſſet er während dem Fortgange des Uebels, oder zu Ende der erſten Periode ein anderes krankes Stück öffnen, und nach der Beſchaffenheit der innern Theile urtheilet er, wie viel Zeit erfordert werde, bis die Krankheit ihren höchſten Grad erreichet, und ob alsdann noch Mittel angewandt werden können, welche dem Uebel Veränderungen zuwege bringen, welche fähig ſind, den tödtlichen Ausgang deſſelben zu verhindern.

Ein drittes Stück Vieh wird getödtet, wenn die Krankheit den höchſten Grad erreicht, um zu ſe-

ſehen, ob noch eine Heilung möglich war, und durch welches Mittel man ſich einen günſtigen Ausgang ſicher verſprechen könnte.

Man gehet noch weiter; damit man nicht in Anſehung der gelegentlichen Urſachen der Krankheiten durch Vorurtheile, oder von dem Strom der herrſchenden Meinungen nicht hingeriſſen werde, und auf feſten Gründen baue, ſuchet man während der Seuche mitten unter den Heerden, welche wirklich von der allgemein verbreiteten Krankheit in etwas angegriffen ſind, eins oder zwey noch völlig geſunde Stücke Vieh aus, um zu verſuchen, ob man entdecken werde, was für Anlagen zuvor im Körper ſeyn müſſen, um das Seuchengift aufzufangen, und in welche Werkzeuge es ſich Anfangs einſchleiche, und ſich hier nächſt verbreite; was für Werkzeuge es ſind, deren geſunder Zuſtand ſo verändert iſt, daß deren Verrichtungen zu ſchwach geworden, um der Wuth des bereits eingedrungenen Giftes zu widerſtehen.

Wenn man ein anderes Hauptvieh tödten und aufhauen läßt, bey dem man zwar ſchon die äuſſerlichen Kennzeichen von dem angefangenen Uebel wahrnimmt, welches aber doch noch im Gehen iſt, frißt, und wiederkäuet, und alſo die Krankheit in ihrer erſten Entſtehung iſt; ſo kann dieſe Beobachtung, wenn auch der Verſtand ſelbſt nichts entde-

cken könnte, dennoch zu Betrachtungen Anlaß geben, welche in Ermanglung deutlicher Kenntniſſe, Wahrſcheinlichkeiten liefern, die uns der Entdeckung der wahren Natur des Uebels immer näher bringen, und uns in den Stand ſetzen können, uns deutlichere Begriffe davon zu machen, worauf es in der Heilung eigentlich ankommt. Auf dieſe Weiſe wird man ſich ſo viel möglich vernünftig betragen, bis man deutlichere Kenntniſſe und wirkſamere Hülfe erhalten hat.

Man hat leicht einſehen können, wie weit die Unterſuchungen, welche wir bisher vorgeſchrieben haben, von den durch die Phyſici geſchehen Beſichtigungen der todten Thiere, und von den unvollkommenen Berichten, welche ſie davon einreichen, oder von den Beobachtungen, welche einfältige Landwirthe davon anſtellen können, verſchieden ſind, da die Beſichtigungen beſonders erſt einige Tage nach dem Tode des Viehes angeſtellt werden können, wenn die Anſteckung bereits weit gegangen, und daher nur unvollkommene Beobachtungen zulaſſet, deren Reſultate nichts weniger als entſchiedene Wahrheiten ſind.

Wenn der Arzt ſich alle die Vortheile, die ihm vorbehalten ſind, und die wir oben angezeigt haben, zu Nutze gemacht hat, ſo iſt er im Stande zu beurtheilen, ob und wie weit die Nachrichten

ten und Erfahrungen der Landwirthe, der Aerzte und der Bücher, von den Viehkrankheiten gegründet ſind. Er bekümmert ſich nicht um die Muthmaſſungen derer, die ihre Unbehutſamkeit ſelbſt verrathen, indem ſie aus einem einzigen Falle eine allgemeine Folge ziehen, und glauben, ſich dadurch den Weg zur Wahrheit zu bahnen.

Auf ſolche Kentniſſe geſtützt, welche in das Innere der Dinge dringen, giebt der Vieharzt ſeinen Anſchlägen eine Wendung, um auf feſten Gründen zu bauen, wie man dahin gelangen kann, den Wirkungen des anſteckenden Uebels über das noch ganz geſunde, und über das ſchon angeſteckte, oder doch noch geſund ſcheinende Vieh zuvorzukommen, und was man beym wirklichen Ausbruch des Uebels, und während dem Fortgange deſſelben zu thun habe.

Der Arzt alſo, welcher nichts ohne Beweisgründe als wahr annimmt und niemals als feſtgeſetzte Erfahrungen gelten läßt, um es zu wagen, Grundſätze darauf zu bauen, und daraus Folgerungen zu machen, findet hier Gelegenheit, ſich von dem groſſen Haufen zu unterſcheiden, dem es an genauen Erfahrungen und an gründlichen Wiſſenſchaften fehlt, welche als vorläufige Grundſätze für die Kunſt, die ſie treiben, erforderlich ſind.

Dennoch iſt es nicht genug, daß er die Mittel, und ihre Beſtandtheile kennet, mittelſt deren ſie ihre Wirkung über den menſchlichen Körper verbreiten; er muß auch wiſſen, was für Wirkungen dieſe Mittel bey jeder Gattung von Thieren hervorzubringen fähig ſind.

Hier kann er durch eine lange Erfahrung ſo vieler verſchiedenen Kuren, die in der Viehkrankheit angewendet worden, geleitet werden. Allein ſelbſt aus dieſen Erfahrungen macht er den Schluß, daß in Anſehung einer ſpecifiſchen Kur dieſer Krankheit noch nichts gewißes hat beſtimmt werden können.

Einem jeden kommt es zu, von dem, was er in dieſem Fache ausgerichtet hat, Rechenſchaft zu geben, und man findet, daß ein jeder im Stande iſt, Entſchuldigungen vorzubringen, welche gültig ſind. Der eine hat nicht die für einen Beobachter erforderlichen Eigenſchaften, noch genugſame vorläufige Kenntniſſe gehabt, der andere iſt mit unaufhaltbaren Geſchäften überhäuft geweſen, die ihm nicht verſtattet haben, ſich dieſem Gegenſtande ganz zu widmen; und ich habe ſchon gezeigt, daß die Vieharzneykunſt eine beſondere Wiſſenſchaft ausmache, welche ihren Mann ganz fordert, und die Fähigkeit des geſchickteſten Kopfs erſchöpfen kann. Mann könnte hier noch eine dritte, oder gar eine vier-

vierte Urſache anführen, von dem wenigen Nutzen der Vorſchriften, womit das Oberkollegium Sanitatis die Phyſikos verſehen hat; man ließt auf der einen Seite, weil ſie ſelbſt oft ſehr nachläßig ſind, und auf der andern, weil ſich bey den Leuten ſo viele Vorurtheile, Eigenſinn und Dummheit antreffen, daß ſie auch die vernünftigſten und heilſamſten Anordnungen, die ſie ihnen in Vorſchlag bringen, nicht befolgen, noch Gebrauch von den Mitteln machen wollen, die ſie ihnen in angemeſſener Ordnung vorſchreiben. Ferner bewilligt das Publikum den gethanenen Vorſchlägen die erforderliche Zeit nicht, die man bey anzuſtellenden Verſuchen anwenden muß, wenn man erfahren will, ob das Mittel wirkſam, ohne Kraft, oder unnütz iſt, und wem man die Unnützlichkeit der dienlichen und wirkſamen Mittel, welche in gewißen Fällen nicht die gehoffte Wirkung thun, zuſchreiben ſoll.

Die Ruhmſucht, der Erfinder eines wirkſamen Mittels wider die Viehſeuche zu ſeyn, iſt die Quelle vieler eitler Verſuche geweſen, und hat viele chimäriſche Mittel zum Vorſchein gebracht, welche blos in dem leeren Gehirn eines Milzſüchtigen ihren Grund haben. Das Publikum, beſonders der erſtaunte Landmann, hat auf die Aufſchneidereyen ſolcher Charlatane ſtets mehr Aufmerkſamkeit bezeigt, als auf die weiſen Maasregeln derer, welchen die weſentlichen Kennzeichen dieſes Uebels be-

kannt waren, und welche Mittel in Vorſchlag brachten, die da geſchickt waren, das Gift zu dämpfen, oder deſſen Wirkung zu hemmen, oder wohl gar die Kräfte der Natur zum Vortheil des leidenden Thieres zu vermehren, indem ſie alle ihre Muthmaſſungen von den Grundſätzen der Kunſt ableiteten.

Die mit der größeſten Behutſamkeit ausgeſuchten Mittel, und die vernünftigſten Vorſchläge, waren gewöhnlich diejenigen, welche die wenigſte Aufnahme fanden, oder wohl gar verworfen wurden. Kaum waren ſie bekannt geworden, ſo kamen andere zum Vorſchein. Das eine verdrängte das andere; die Verſuche wurden nicht in der Ordnung gemacht, wie ſie die verſchiedenen Perioden der Krankheiten erforderen: man wollte das Feuer löſchen, da es ſchon in vollen Flammen war, oder man brachte die glimmende Kohle in völlige Glut. Es gab Fälle, wo ſich gleich Anfangs wahrnehmen ließ, daß man mußte betrogen werden, wenn man von gewißen Mitteln eine glückliche Wirkung erwarten wollte, und daß es wider die Natur der Sache ſtritte, daß, zum Beyſpiel, eine oder zwey Doſen von einem gewißen Mittel die innere Entzündung zertheilen können, wenn ſie ſchon angefangen in den kalten Brand überzugehen, oder alle Gefäße gänzlich zerſtöret ſind.

Bey

Bey ſolchen Umſtänden war es nicht möglich, ſich durch die Erfahrung, der Tugend eines Mittels zu verſichern. Die Anzahl der Mittel, welche täglich theils mit, theils ohne Grund, theils nach falſchen Erfahrungen, da manches Mittel bey einer epidemiſchen Krankheit gute Dienſte gethan, die von einer andern Natur war, als in der gegenwärtigen tödtlichen Seuche angerühmet, und als untrüglich ausgegeben wurden, ward am Ende ſo groß, daß man auf eine allgemeine Ungewißheit und Unwirkſamkeit aller Mittel ſchloß, und da man nicht wußte, wozu man ſeine Zuflucht nehmen ſollte, alles verwarf, und die Hoffnung aufgab, jemalen ein Mittel zum Vorſchein kommen zu ſehen, welches die Kraft hätte, die Viehſeuche zu dämpfen.

Wenn man eine Sache ſo beobachtet, wie es gemeiniglich diejenigen thun, denen die Anfangsgründe in den Experimentalwiſſenſchaften unbekannt ſind, ſo gleicht man jenen alten Aerzten, welche, aus Mangel an gehörigen Kenntniſſen in der Zergliederungskunſt, in dem Kreislaufe des Blutes, in der Scheidekunſt, und in der Naturlehre, bey fehlgeſchlagenen Verſuchen nichts für beſſer fanden, als die Heilung der Seuchen den erzürnten Gottheiten zu überlaſſen, und dieſe durch das Amt der Prieſter zu verſöhnen.

Man muß in Anſehung der Schwäche ihrer Kenntniſſe Nachſicht mit ihnen haben, welche nicht hinreichend waren, die Prüfung der Dinge a priori anzuſtellen, und Demonſtrationen zu formiren. Dies verſtattete ihnen nicht, aus den Erfahrungen, die ſie ſchon gemacht haben konnten, die Vortheile zu ziehen, welche Hippokrates aus den ſeinigen zu ziehen wußte, womit er alle Eigenſchaften eines guten Beobachters verband, ohne ſonſt für ein Syſtem eingenommen zu ſeyn, welches die Richtigkeit ſeiner Folgerungen hätte verwirren, und ihn verhindern können, zu ſchließen, daß es gar wohl möglich ſey, ein alles anſteckendes Gift zu entdecken, demſelben einen Damm entgegen zu bauen, und ſeiner Wuth Einhalt zu thun. Daß man endlich in ſolchen Verſuchen ſeinen Endzweck erreichen könne, das beweiſen, unter andern Beyſpielen, die Luſtſeuche, und der Frieſel der Wöchnerinnen. Wenn geſchickte Aerzte dieſe Uebel nicht zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen gemacht, wenn ſie nicht alle ihre Verſtandskräfte, und den ganzen Umfang ihrer Kenntniſſe angewandt hätten, um dieſe Geißeln des menſchlichen Geſchlechts genau zu kennen, und recht zu behandeln, und wenn ſie ſich auf weitſchweifige Erfahrungen eingeſchränkt hätten; gewiß, wir würden noch ſehr weit von dieſen Gegenſtänden entfernt ſeyen. Denn hier zeichnet ſich der gründliche Arzt von dem Empiriker aus, ob er gleich die Erfahrungen deſſelben, ſo oft ſie mit Verſtand

ſtand gemacht, und mit Aufrichtigkeit aufgezeichnet, und nur nicht mit Erfindungen und falſchen Meinungen, die er durchaus verwirft, vermenget worden, ſehr gut zu nützen weis. Zugleich überſieht er in einem Augenblick, was der andere in einem Jahre nicht begreifen würde; er weis die Wirkung der vorgeſchlagenen Mittel im voraus zu beſtimmen, und warum hingegen andere unnütz ſind, und blos dazu dienen würden, das Gift der Krankheit zu erhöhen, ſeinen Fortgang zu beſchleunigen, und die Anſteckung deſſelben zu verbreiten. Er iſt auch im Stande zu entſcheiden, daß ein Vorbauungsmittel, wenn man es auch bis in die Wolke erhöbe, dennoch die Wirkungen nicht hervorbringen werde, welche man davon erwartet, daß es die Natur des Thieres ſchwächen, und das Blut geneigt machen werde, das Gift aufzunehmen.

Unterdeſſen folgt aus allem, was wir bereits wiederholt geſagt haben, und welches würdig iſt, tief ins Gedächtniß geprägt zu werden, daß dieſe beyden Stücke, eines ohne das andere, nicht beſtehen können, nämlich die Gabe des Beobachters, und die Kunſt Vernunftſchlüſſe zu machen. Der eine muß alſo ein vernünftiger Beobachter ſeyn, und richtige Erfahrungen ſammeln; der andere hingegen muß einen jeden Umſtand auf der Wage einer geſunden Vernunft abwägen, ſorgfältig unterſcheiden, was unterſchieden werden muß, vergleichen,

was

was verglichen werden muß, und keinen einzigen Schritt ohne die größte Behutſamkeit thun.

Nach dieſen Regeln muß alſo ein jeder, welcher in der Vieharzneykunſt zu einer etwanigen Gewißheit gelangen, und ein regelmäßiges Syſtem aufrichten will, ſich nicht eher der Praxis widmen, bevor er alle die Eigenſchaften erworben, und ſich alle die Vortheile zu Nutze gemacht, welche ich oben angezeigt habe. Denn alsdann wird nur er den inneren Bau der Thiere in ihrem natürlichen Zuſtande kennen. Er weis den Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande ihrer Theile unmittelbar vor der Entſtehung des Uebels, und demjenigen, worinn ſie ſich vom Anfang, Fortgang und bis zu Ende der Krankheit befinden.

Wenn er nächſtdem die Mittel, ihre Beſtandtheile, und die Art, wie ſie wirken, kennt, ſo muß er auch wiſſen, auf welche Säfte ſie ihre Wirkung äußern können, deren Verderbniß zuvorzukommen ſie geſchickt ſind. Denn der Grundſatz, nach welchem die Seuche das Hornvieh und kein Pferd oder Schaaf befällt, muß ſich ſelbſt in der Miſchung der Theile des Bluts des Thieres finden. Deshalb iſt es noch nöthig, bevor unſer Arzt ſich der Ausübung ſeiner Kunſt mit Nutzen ergiebt, daß er das Blut verſchiedenen chimiſchen Unterſuchununterwerfe, ſo auch die Galle, und die übrigen

Feuch-

Feuchtigkeiten, welche ins Blut gehen, oder ſich davon abſondern, welche er bezugsweiſe auf gewiſſe Endzwecke prüfet, und vorzüglich, um zu ſehen, worinn die flüßigen Theile in dem Hornvieh ſich von denen in andern Thieren unterſcheiden.

Nach gleichen Grundſätzen wird der Arzt dieſe Verſuche auch mit den Säften eines kranken Thieres wiederholen, um den Unterſchied zwiſchen dem Blute in dem Laufe der Krankheit, und in dem geſunden Zuſtande kennen zu lernen, und bey dieſer Gelegenheit entdecken, was für Mittel fähig ſind, der Verderbniß vorzubeugen. Alsdann wird er im Stande ſeyn, eine Vorbauungskur des geſunden Viehes zu unternehmen, welches ſich unter einer Heerde, oder in einem Stalle befindet, wo die Seuche ſich bereits geäußert hat. Seine Pathologie wird ihn die Zeichen kennen lehren, worauf er im Anfange der Krankheit ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hat. Er iſt von der großen Menge aller der Mittel unterrichtet, welche die drey Naturreiche liefern; er kennt ihre Beſtandtheile. Er kann Gründe angeben, warum und unter welchen Bedingungen dieſes oder jenes Mittel im Stande iſt, dieſe oder jene Wirkung auf den menſchlichen Körper zu verbreiten. Nur das weis er noch nicht, was für Wirkungen die Mittel über die flüßigen ſowohl als über die feſten Theile des Thieres, deſſen Heilung er unternimmt, hervorbringen werden.

Die

Die oberwehnten Verſuche, über das Blut und die Feuchtigkeiten ſowohl des geſunden als kranken Viehes angeſtellt, erleichtern ihm die Heilung ungemein; ſie führen ihn zu neuen Erfahrungen, die ſich darſtellen, und entdecken ihm die Mittel, wovon er ſich den größten Nutzen verſprechen kann. Er wählt daher eines davon, und giebt es dem Thier, ſobald es angeſteckt iſt, läſſet es 12 Stunden darauf tödten, und urtheilt, durch ſeine innere Beſchaffenheit, über die Wirkung, welche dieſes Mittel im Anfange der erſten Periode der Krankheit zu thun fähig iſt.

Er giebt es ferner einem andern Vieh, wenn die Beſichtigung des erſtern gezeigt hat, daß es heilſame Wirkungen hervorbrachte. Eben ſo bedienet er ſich in dem Laufe der Krankheit ſolcher Mittel, die für den Zuſtand des Viehes, welches er gleichfalls öffnen läßt, eingerichtet ſind. Und auf dieſe Art fährt er in allen Perioden des Uebels fort. Man könnte ſagen, daß der Arzt einen Fleiſcher (Schlächter, Knochenhauer) abgeben müſſe, bevor er ſeine Kunſt gut ausüben könne.

Jeder Viehazt, dem dieſe Verfahrungsart erlaubt iſt, kommt viel geſchwinder und leichter, als die Aerzte der Menſchen, zu einer gründlichern und gewißern Kenntniß, ſowohl der nahen Urſachen des Uebels, als der dienlichen Mittel dawider,

und ihrer wahren Wirkung. Er iſt an keine ungegründete Vorausſetzung gebunden; er wird durch dieſe falſche Erfahrungen, welche man unaufhörlich feil bietet, nicht verführet. Er ſieht alles mit eigenen Augen an, und was noch mehr, mit Augen eines einſichtsvollen Beobachters; die Vorurtheile verwirren ihn nicht in ſeinen Vernunftſchlüſſen, und können ihn nicht aus ſeinem guten Gleiſe bringen. Die Natur iſt ſein Lehrer; die Zergliederungen verſchaffen ihm hinlägliche Zeugniſſe, um ihn zu unterrichten, ob die von ihm angewandten Mittel Stärke haben, und wie ſie ſolche verbreiten, woraus er ſchlieſſet, bey welchen Umſtänden, und in welchen Gaben ſie angewandt werden müſſen.

Blos der ſüſſen Stimme der Wahrheit leihet er ſein Ohr. Das Lärmen der Charlatane und der ſchlechten Beobachter machet keinen Eindruck auf ihn; die Vaterlands und Menſchenliebe, wovon er ganz eingenommen iſt, ſetzen ihn vor allen Betrügereyen in Sicherheit. Der Muth fehlt ihm nicht, wenn die Kur fehlgeſchlagen; er weis, daß man ihm davon den Fehler nicht beymeſſen kann. Er nimmt ſich blos für jede falſche Erfahrung in Acht. Er weis, daß je richtiger die Erfahrungen seyn werden, deſto gründlicher, unbeweglicher, und auf ſein Syſtem, das er ſich vorſetzt, anwendbarer ſeine Kenntniſſe ſeyn werden.

So

So war das Verfahren des Vaters der Arzeneykunſt beſchaffen, und zu welchem hohen Grade von Gründlichkeit und Gewißheit würde dieſe Wiſſenſchaft nicht gekommen ſeyn, wenn ſeine Söhne gewiſſenhaft in ſeinen Fußſtapfen geblieben wären. Würde man es wohl jemals gewagt haben, ihnen das Anſehen einer Wiſſenſchaft ſtreitig zu machen, die nie etwas vorgebracht haben würde, welches ſie nicht unumſtäßlich auf die einleuchtendſten Gründe gebauet hätte?

Wer über ſeine Eigenliebe Herr genug iſt, um dreiſt in ſeinen Buſen zu greifen, wird bekennen müſſen, daß die Wiſſenſchaft, es ſey welche ſie wolle, der er ſich gewidmet hat, ſo viele willkührliche, und auf guten Glauben angenommene Sachen enthält, daß ihm alle Luſt vergehen wird, der Arzenenywiſſenſchaft, ihre Ungewißheit und ihre angenommenen Grundſätze vorzuhalten. Vielleicht trifft man hier weniger Vorurtheile an als in andern, welche nicht auf ganz reine Erfahrungen ſich gründen. Man werfe die Augen auf das unüberſehliche Feld, ſo ſich dem Arzte darſtellt. Man laſſe ihm Gerechtigkeit wiederfahren, ihn als einen ehrlichen Mann anzuſehen, und ihn nicht unter den Haufen unwiſſender Empirker und verwegenen Charlatene zu vermengen.

Da

Da nun jede Wahrheit, Kenntniß vorausſetzt, ſo darf niemand erröthen zu geſtehen, daß dieſe, wenigſtens gründliche Kenntniß in Anſehung der Viehſeuche noch fehlt, und daß der geſchickteſte Arzt hier weiter nichts iſt, als ein verſtändiger Empiriker, weil er ſich noch nicht in dem Falle befunden, ſeine beſte Spekulationen, mittelſt guter Erfahrungen, zur Gewißheit zu bringen.

Würde hiernächſt, wenn man eine Vieharzeneyſchule errichtete, ſich wohl derjenige, der es unternähme, zu erſt darinnen zu lehren, ſchämen, zuvor ein Lehrling zu ſeyn? Das aufrichtigſte Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit würde ihm zur Ehre gereichen. Je weniger er itzt weis, und je mehr er das Bedürfniß, lernen zu müſſen, fühlt, deſtomehr hat man Urſache zu hoffen, daß er durch ſeine Bemühungen den Grad von Geſchicklichkeit erreichen werde, wornach er ſo ehrbegierig ſtrebt.

Ein Lehrer, der ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt ſchafft, und welcher die noch unbekannte Wiſſenſchaft, die er lehren ſoll, einführet, der nicht blos für ſich allein, oder für ſeine Zeitgenoſſen, ſondern für die Nachwelt, und für fremde Völker ſowohl als für Mitbürger arbeitet, wie theuer und verehrungswerth macht der nicht ſeinen Namen! Dieſe guten Bewegungsgründe dringen ins Innerſte ſeines Herzens; ſie entzünden ſeine Seele mit der edelſten

Flamme. Er brennt vor Verlangen, die unſterblichen Ehrenmähler zu verdienen, welche die Welt, aus Dankbarkeit, ehedem dem Hippokrates errichtet hat. Er ſtrebt nach dem Rechte, mit eigenen Händen ſich den unverwelklichen Kranz flechten zu können, womit ein eben ſo weiſer als groſser Monarch, mit eben ſo vieler Groſsmuth als Liebe für ſein Volk, erkläret hat, die Stirne des treuen Unterthans zu zieren, welchen ſein Eifer und Fleiſs zu wichtigen Entdeckungen über dieſen Gegenſtand führen würden. Braucht es mehr, alle diejenigen aufzumuntern, die im Stande ſind, nach ſo ehrenvollen Belohnungen zu ſtreben?

Dieſer noch unbekannte Lehrer der Vieharzeneyſchule muſs nicht mit dem Vieharzt, ſo wie er von Natur beſchaffen iſt, nämlich ganz von Dummheit und Aberglauben zuſammengeſetzt, verwechſelt werden, noch mit den Betrügern, welche, indem ſie alle Ehre und Menſchlichkeit ablegen, das Publikum durch die Mittel, welche ſie in Vorſchlag bringen, blos zu betrügen ſuchen, und unverſchämterweiſe Waaren feil bitten, wovon ſie weder Kenntniſs noch Erfahrung beſitzen. Ein wahrer Lehrer darf ſich von der Gunſt eines Königs, welcher gewohnt iſt, Künſte und Wiſſenſchaften, und neue Entdeckungen zu ſchätzen und zu belohnen, alle Ehrenbezeugungen und Vortheile verſprechen, welche ſeinen Bedürfniſſen überflüſsig abhelfen, und ihn ei-

eines Ranges genießen laſſen können, womit er Urſache haben wird zufrieden zu ſeyn.

Uebrigens wird man ohne Mühe einſehen, daß die Vollziehung eines Plans dieſer Art nicht das Werk eines einzigen Mannes ſeyn kann; denn, wenn man, ein prächtiges Gebäude aufzuführen, welches zum Denkmal des menſchlichen Verſtandes dienen ſoll, mehr als eine Art Werkmeiſter braucht; den einen, der mit ſeinem ſchöpferiſchen Geiſte die Einrichtung des ganzen Pallaſtes, und aller ſeiner Zierathen entwirft, den andern, der ihn mit koſtbaren Gemälden auszieret, und alle Künſtler, welche in die Wette ſich bemühen, durch Meiſterſtücke ihrer Kunſt denſelben zu verſchönern, ſo, daß die Vollkommenheit des Gebäudes aus der Verinigung aller dieſer Bemühungen entſtehet: eben ſo ſind, um eine Vieharzneyſchule zu errichten, verſchiedene Entrepreners und Arbeiter nöthig, deren jeder ſeine ganze natürliche und erworbene Geſchicklichkeit dazu anwendet, und dem zugleich das Verlangen angeborn iſt, der Welt nützlich zu ſeyn. Der eine, z. B. wird die Fähigkeit und den Fleiß eines guten Beobachters haben; der andere wird an den Zergliederungen eines thieriſchen Körpers Vergnügen finden; er wird wünſchen, daß er mit eigenen Sinnen denſelben bis auf die Elementarfaſern, woraus die feſten Theile beſtehen, erkennen möge; ein dritter wird die kugelförmigen Körperchen des Bluts,

welches in den Gefäßen flieſſet, aus einander ſetzen. Der Zweck dieſer Unterſuchungen iſt, alle Wirkungen der Natur, und den Mechanismus der Verrichtungen, die ſich auf das Leben, Erhaltung und Fortpflanzung des Thieres beziehen, kennen zu lernen. Ein vierter wird die Felder, Wieſen, Berge, Thäler und Flüſſe zum Gegenſtand nehmen; er wird alle Reichthümer derſelben ſorgfältig unterſuchen. Da wird er das lebhafteſte und reineſte Vergnügen genießen, die Schönheiten des Schauplatzes der Natur zu betrachten. Der Blick des Naturforſchers aber gehet weiter, als auf das äußerliche der Dinge. Ueberall ſieht er mit den Augen des Geiſtes und des Verſtandes. Niemals trennt er das Nützliche von dem Angenehmen. Er prüft die Kräfte aller Pflanzen, und überhaupt alles, was die drey Naturreiche hervorbringen, um zu ſehen, welche zu ſeinen Abſichten dienen können, die Geſundheit des Viehes zu erhalten, oder wieder herzuſtellen. Er nimmt Schmelztiegel und Diſtiliröfen zu Hülfe. Er zerbricht und trennet, vereiniget und ſchafft neue Körper; er eignet ſich eine Art despotiſcher Herrſchaft über die Natur zu. Die Luft ſelbſt kann ſich ſeiner Unterſuchung nicht entziehen.

So wie Geſchicklichkeit und Fleiß des Baumeiſters alles vereiniget, was ſeinen Gebäuden die größeſte Vollkommenheit und Dauer geben kann,

eben

eben ſo kann ſich unſer neue Lehrer, indem er alles ſammlet, was die Durchdringlichkeit ſeines Geiſtes, und die Gröſſe ſeines Fleißes ihm zu Hülfe ſchaffen können, verſprechen, ein Werk zu Stande zu bringen, welches der Zeit weit mehr trozen kann, als jene Gebäude, davon die Steine ſich abnutzen, und bald von einander fallen.

Dieſer angenommene Lehrer der Vieharzeneykunſt, muß vorher in der Zergliederungskunſt wohl geübt ſeyn; ſeine Hand muß die gröſte Fertigkeit haben, das Zergliederungsmeſſer zu führen, er muß die Muſkeln, die Adern, die Arterien, die Nerven, und alles bis auf die kleinſten Faſern zu unterſcheiden wiſſen; er muß die Verrichtungen aller dieſer Theile, in jedem Werkzeuge, wohin ſie gehören, anzeigen.

Der zweyte Lehrer wird einen Beobachter abgeben. In der Studirſtube aber kann man keine Beobachtungen anſtellen. Er muß ſich alſo zu der Zeit, da die Seuche herrſchet, auf dem Lande aufhalten, um ſeinen pathologiſchen und therapeutiſchen Curſum in den Ställen zu machen; hiermit wird er die Kenntniſſe verbinden, die man auf den Wieſen, in den Gehölzen, und auf den Feldern ſich verſchaffen kann.

Er ſchränkt ſich nicht blos darauf ein, die Viehkrankheiten zu beobachten, ſondern ſeine durchdringenden Blicke wenden ſich allenthalben hin, untersuchen, wie die Wartung des Viehes beſchaffen iſt, die Stunde, in welcher es aus dem Stalle gelaſſen, wenn es wieder hinein kömmt, wie weit es von dem Dorfe weidet, wie weit die Tränke davon entfernt iſt, wie dieſe Weide, dieſe Tränke, beſchaffen ſind, ob man nicht etwa darinnen die nahe oder entfernte Urſache des anſteckenden Uebels entdecken könnte, und was in dieſem Falle für Vorſchläge zur Verbeſſerung der Aufſicht und Wartung des Viehes zu thun ſeyn möchten. Er wird ſich erinnern, auf welche Art Lanziſi, einer der gröſsesten Männer in ſeiner Art, die Luft Roms vor der Anſteckung in Sicherheit geſetzt, und dadurch verhindert hat, daß die Seuche unter den Einwohnern dieſer Stadt nicht von neuem ausbrach, wie ſolches faſt täglich geſchahe.

Seine Blicke erſtrecken ſich nicht auf eine Viehgattung allein, ſondern auf alle Arten deſſelben. Pferde, Schaafe, Schweine, entgehen ſeiner Unterſuchung nicht. Er wird allenthalben Schwierigkeiten finden, die ſeine Aufmerkſamkeit rege machen können. Es iſt nicht genug, ein Gelehrter zu ſeyn, begabt mit einer groſsen Durchdringlichkeit des Verſtandes, um mit Vortheil den Weg zu bahnen, und den es hier zu thun iſt. Man muß durchaus

ein

ein Landwirth ſeyn, oder die Abſicht und die Fä-
hähigkeit haben, es zu werden. Nur durch eigenen anhaltenden und unermüdeten Fleiß, wird ein mit einer natürlichen Anlage zu Wiſſenſchaften und Künſten geborner Mann, zugleich Gelehrter und Künſtler.

Will man ein dauerhaftes Lehrgebäude aufrichten, ſo hat man noch einen dritten Lehrer nöthig, der im Stande iſt, aus den vereinigten einzelnen Erfahrungen allgemeine Lehrſätze zu ziehen, die er dem Beobachter darreicht, um ihn in den Stand zu ſetzen, zu ergänzen, was er überſehen, und ihm anzuzeigen, wobey er ſich länger aufhalten müſſe, um ein vollſtändiges Ganze zu liefern.

Wenn ich dieſem das Amt eines Geſetzgebers, oder eines Schiedsrichters auftrage, ſo muß ich in dieſem alle die Kenntniſſe zuſammen vorausſetzen, welche ich einzeln von den beyden erſten Lehrern gefodert habe. Deshalb iſt es für ihn rathſam, in zweifelhaften Fällen ſelbſt aufs Land zu gehen, die Viehſtälle und die Scheuern zu beſichtigen, die Felder und Wieſen zu unterſuchen, und ſich das Verfahren des Landwirthes in Anſehung der Wartung des Viehes genau bekannt zu machen. Er betrachtet die Lage der Viehſtälle, um zu ſehen, ob man ſelben nicht etwa eine geſündere Luft verſchaffen könnte, und ob man genugſam dafür ſorget, ſelbige rein-

lich zu halten. Er ſtellet Betrachtungen an, wie die allgemeinen Veranſtaltungen am vortheilhafteſten, wenn die Seuche ausgebrochen iſt, zu treffen ſind; er giebt nöthige Vorſichtsregeln, die Ausbreitung derſelben zu hindern, das annoch geſunde Vieh dagegen zu verwahren, und das Kranke mit dem glücklichſten Erfolge zu behandeln.

Man ſieht alſo, daß bey einer aufzurichtenden Vieharzneyſchule drey Lehrer erforderlich ſind, und daß deren, wenigſtens zu Anfange, nicht weniger ſeyn können. Allein, da man von ihnen ſo viele beſondere Eigenſchaften und Talente gefodert hat, bevor ſie dieſen Namen verdienen, und dieſes Amt ausüben können, ſo ſcheinen wir noch weit von der Zeit ihres Daſeyns, da ſie im Stande ſeyn werden, andere zu unterrichten, entfernt zu ſeyn. Indeſſen habe ich doch Urſache, das Gegentheil zu glauben; denn alle angehende Lehrer, wenn ſie anders aufrichtig ſind, werden der Wahrheit, im Geheim, das Zeugniß geben, daß es nur auf ſie ankomme, zu lernen, indem ſie unterrichten.

Der anatomiſche Unterricht iſt der erſte, und gleichet den Buchſtaben im Alphabet, ohne deren Kenntniß man durchaus keine Sylben formiren, und Wörter leſen kann. Alle drey Lehrer legen Anfangs Hand an dieſes Werk, unter der Direktion des beſtimmten Zergliederers.

Es

Es iſt ferner ein Gebäude nöhig, welches zu dieſem Zwecke beſtimmt, und worinn alles im erforderlichen Stande iſt. Das Theater, wo man dem Publiko, und beſonders den Phyſicis, und allen Fremden zum Beſten, die Demonſtrationen macht, muß geräumig, hell und luftig, auch mit mit einem Camin verſehen ſeyn. Seine Ausſicht muß gegen Norden ſeyn, ſo wie die Ausſichten der Zimmer, wo man die anatomiſchen Präparate aufbewahret.

Seine erſte Bemühung wendet der Zergliederer darauf, die genaueſte Unterſuchung der innern Theile des Thieres anzuſtellen, welche der Sitz der Krankheit zu ſeyn ſcheinen, oder welche man nach der Oeffnung der an der Krankheit verreckten Thiere allemal fehlerhaft antrift, dieß ſind z. B. der dritte und vierte Magen.

Man braucht alſo faſt niemals das ganze Thier. Man kann davon täglich einzelne Theile friſch von den Schlächtern kaufen.

Da bey allen anatomiſchen Operationen nichts weſentlicher iſt, als eine außerordentliche Reinigkeit, ſo iſt ein Caſtellan nöthig, der die Beſorgung der zur Vieharzneyſchule beſtimmten Zimmer habe, und unter deſſen Aufſicht, außer dem anatomiſchen Werkzeugen, alles Geräthe ſey, welches zur Heilung der kran-

kranken Thiere, ſo man etwa dahin bringt, dienlich iſt, als Keſſeln, kupferne verzinnte Pfannen, große und kleine Kupfen, Heugabeln, Axte und Beile, Sägen, Meſſer, Trepane ꝛc. ꝛc. Dieſes Amt würde ſich für niemanden beſſer ſchicken, als für einen Schlächter, der ſein Handwerk wohl verſteht, und zugleich eine Art von Proſektor abgeben kann.

Und weil die neue Schule, die man hier entwirft, nicht blos zur Anatomie und zu Vorleſungen dienen ſoll, ſondern auch darinnen alle Viehkrankheiten, die nicht anſteckend ſind, ſollen abgehandelt, und zu gleicher Zeit Kuren damit vorgenommen werden; ſo muß dieſes Gebäude mit einer hinlänglichen Anzahl Ställe, und einem geräumigen Hof verſehen seyn. Die Ställe aber müſſen nach den verſchiedenen Gattungen des Viehes, der Pferde, Kühe, Schweine, Schaafe, und ſelbſt des Federviehes, nebſt Behältniſſen für das Heu und Futter, eingerichtet werden. Wäre es möglich, damit noch eine Wieſe und einen Garten zu verbinden, ſo würde dieß ſeinen doppelten Nutzen haben, nämlich dem kranken Vieh friſches Gras, und der Krankheit angemeſſene Kräuter zu verſchaffen, und dem geſunden friſche Luft und gute Weide zu geben.

Man würde den Garten mit allen Arten von Kräutern und Pflanzen beſetzen, die der Heilung zuträglich seyn könnten. Es wäre rathſam, ſolche

zu

zu wählen, mit denen man ſchon chimiſche Verſuche angeſtellt hat, und von deren Beſtandtheilen man ſich im voraus verſichern kann, daß ſie die Kraft haben, auf die Krankheitsurſachen zu wirken.

Die Wieſe würde mit ähnlichen Kräutern beſäet, wovon man füglich muthmaſſen könnte, daß ſie eine geſunde Nahrung geben, die Milch vermehren, und das Vieh fett machen, und zu gleicher Zeit mit ſolchen, die der Faulniß widerſtehn, und das Gift dämpfen.

Man hat Gelegenheit, das ganze Jahr hindurch, allerley Art vom Thau zu ſammeln, und damit ſowohl chimiſche als phyſiſche Verſuche anzuſtellen, wozu man auch das Mikroſkop nützlich anwenden kann, um zu entdecken, ob darinn keine giftigen Inſekten befindlich ſind, womit, oder mit deren Saamen, die Pflanzen verunreiniget, und daher die Seuche oder andere einzelne Krankheiten entſtehen können. Dergleichen Verſuche, wenn man ſie mit unermüdeter Sorgfalt anſtellt, verſchaffen deutliche Kenntniſſe und Merkmale, und da die Wirkung aller anſteckenden Seuchen in einer ſchleunigen Entzündung und Fäulung beſtehet, indem alles anſteckende Gift durch die innere Gährung ein anderes hervorbringt, welches demſelben gleichartig iſt, oder es übertrift; ſo können gute Verſuche zur

Ent-

Entdeckung der Natur des Giftes führen, auch ob daſſelbe im Lande ſelbſt ſeinen Urſprung genommen, oder ob es anders woher gebracht worden.

Es iſt nützlich, eine Viehwirthſchaft im kleinen in dieſem Gebäude zu führen, damit man die Natur des Thieres recht kennen lerne, welches in der Folge ein Gegenſtand der Unterſuchungen des Lehrers werden kann. Dieſe Kenntniß muß gründlich ſeyn, und auf Grundſätzen einer guten Naturlehre beruhen; denn man ſetzt immer voraus, daß ein Lehrer damit den Anfang gemacht, ſich ſelbſt von den Sachen, ſo er lehret, Ueberzeugung genug zu verſchaffen.

Die Beſorgung dieſer kleinen Wirthſchaft erfordert noch einen Knecht und eine Magd, die mit Vieh umzugehen wiſſen. Es iſt auch durchaus nöthig, daß zwey von den Lehrern in dieſem Gebäude wohnen, theils weil ein guter Beobachter, der ſich vorſetzt, noch unbekannte Sachen zu entdecken, oder über Urſachen, die bisher nur dunkel angegeben worden, Licht zu verbreiten, alles mit ſeinen eigenen Sinnen prüfen muß; theils weil die Domeſtiken in Ordnung gehalten werden müſſen, damit ſie nicht ihren eigenen Nutzen ſuchen, anſtatt daß ſie zum Hauptzweck einer ſolchen Schule etwas beytragen.

Wenn für dieſe Schule ein neues Gebäude aufgerichtet, oder ein bereits erbautes zu dieſem Endzweck eingerichtet worden; ſo muß man die Beſorgung dieſer Anordnuug einem Manne anvertrauen, der in allen Theilen der Landwirthſchaft vollkommen bewandert und erfahren iſt.

Noch iſt ein chimiſches Laboratorium nöthig, um darinn alle die hier angezeigten Gegenſtände unterſuchen, und Arzeneyen verfertigen zu können, die fähig ſind, die Viehkrankheiten zu heilen. Deshalb muß man mit Deſtilieröfen, Retorten, Schmelztiegeln, Keſſeln, und mit allen Arten von chimiſchem Geräthe verſehen ſeyn.

Wenn nun alles völlig ausgeführet, die Schule eröffnet, und neue Entdeckungen gemacht worden; ſo werden die Lehrer es für Pflicht halten, dieſe ſofort dem Oberkollegio Sanitatis mitzutheilen, und zu dem Ende den wöchentlichen Verſammlungen dieſes Kollegii beyzuwohuen, in welchen ihnen der ordentliche Sitz zugeſtanden wird. Die Lehrer werden außerdem davon den Vortheil haben, daß ſie von allem, was in den Provinzen in Anſehung der Viehkrankheit vorgeht, hinlänglich unterrichtet werden, wie auch, in wie weit die Landleute die ihnen gegebenen Anweiſungen verſuchen und ausführen, und was für Wirkungen man davon wahrnimmt.

Die-

Dieſes iſt um ſo nöthiger, da dieſes Kollegium das eigentliche Tribunal iſt, dem alle Provinzen des Staats von dem Berichte erſtaren müſſen, was daſelbſt in Anſehnug der Geſundheit der Menſchen und Thiere vorgehet, und von dem ſelbige dienliche Anweiſungen erhalten. Eine Viharzeneyſchule wird in dieſem Kollegio eifrige Beförderer finden, Männer, welche, da ihnen Geſchäfte dieſer Art ſchon ſehr lange bekannt ſind, guten Rath und wirkſamen Beyſtand leiſten können.

Der Vater des Vaterlandes, welcher mit den größten Einſichten die größte Güte verbindet, der große König, unter deſſen Schutz wir zu leben das Glück haben, hat bey Einrichtung einer ſolchen Vieharzeneyſchule die lobenswürdigſte Abſicht, alle weitläuftige Staaten unter ſeiner Regierung, der großen Vortheile, die ihnen daraus zuwachſen, theilhaftig zu machen. Dieſem zufolge iſt die natürliche Pflicht des Oberſanitätskollegii darauf zu halten, daß nicht allein alle obige Vorſchriften in allen ihren Punkten beobachtet werden, ſondern auch, daß die Lehrer ihre Vorleſungen ununterbrochen fortſetzen, und daß einer von den beyden, die in der Schule wohnen, ſeinen Zuhörern wöchentlich eine Stunde giebt, ſelbige blos in den Sachen zu unterrichten, die ihnen zu wiſſen nöthig ſind.

Ein jeder, ſowohl Eingeborner als Fremder, ſo

ſo in dieſer Schule Unterricht zu haben wünſcht, kann dieſen Vorleſungen unentgeldlich beywohnen; allein die königl. Phyſici haben das Vorzugsrecht, bey allen Präparationen zugegen zu ſeyn. Die Lehrer ſind auch verpflichtet, ihnen vorzüglich, vor jedem andern, die Mittel und Wege anzuzeigen, und zu entdecken, welche die Kenntniß und Heilung der Viehkrankheiten erleichtern können.

Die berühmte Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, die es unter ihre vorzüglichen Verdienſte rechnet, alle neue Erfindungen und Veranſtaltungen, die gemeinnützig ſind, zu begünſtigen, hat erkläret, wie ſie geneigt ſey, an ſo wichtigen Abſichten anſehnlichen Antheil zu nehmen, und ſelbige mit allen ihren Einſichten zu unterſtützen.

Ihrem Urtheile unterwerfe ich alle in dieſem Aufſatze enthaltenen Gedanken, und verlaſſe mich auf ihre Nachſicht und Billigkeit, wenn ich ihr eine Arbeit vorlege, deren Unvollkommenheiten ich ſelbſt fühle, wozu ich aber, wegen meiner vielen Amtsgeſchäfte nur Augenblicke habe anwenden können, zu geſchweigen, daß bis itzt kein Gelehrter mir die Bahn gebrochen, und daß es nichts weniger als Landwirthe ſind, die ſich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftiget haben.

Das Generaldirektorium, welches nicht allein die Beſorgung von allem hat, was zum Beſten des Landes etwas beytragen kann, ſondern auch unaufhörlich dahin trachtet, daſſelbe auf das wirkſamſte zu befördern, hat ſich ſehr groſsmüthig erkläret, Se. königl. Majeſtät demüthig zu bitten, denen, welche fähig wären, in der neuen Vieharzneyſchule zu unterweiſen, nach der Wichtigkeit ihrer Dienſte, ſo das Publikum berechtiget iſt von ihnen zu fodern, verhältnißmäßigen Unterhalt und Ehrentitel zu bewilligen.

II.

Vollſtändiger Auszug
aus
Lanciſius
hiſtoriſcher Abhandlung von der Hornviehſeuche
im Romaniſchen 1713.

Vid. Lanciſii Diſſertatio hiſtorica de Bovilla peſte, in ſeinen geſammelten Schriften. Genevæ 1718.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Anfang der Hornviehſeuche in Italien im Jahre 1711.

Im Sommer des Jahres 1711, brachte ein angeſteckter ungariſcher Ochſe den erſten Zunder einer verheerenden Seuche in das Gebiete von Pa-

dua. Anfangs ward damit nur das Hornvieh dieſer Gegend, ſodann aber auch Venedigs Rinder befallen. Gleich darauf erfuhr Mailand dieſes Uebel das ſich bis in die Beſitzungen von Ferara verbreitete, und nach zweyen Jahren endlich, ſogar das Neapolitaniſche Reich überzog.

Zweytes Kapitel.

Anfang der Hornviehſeuche im Romaniſchen.

Im Jahre 1713, in der Mitte des Sommers, hieß es, daß, ſo wie nach Fruſina, alſo auch nach Rom eine nicht geringe Anzahl angeſteckter Ochſen zu Markte gebracht werden ſoll. Als dieſes dem heiligen Kollegio, welches unter der Benennung ſacra conſulta, bekannt iſt, wiſſentlich wurde, wurden auch ſogleich die Märkte aufgehoben, und öffentlich verboten, in benannten Städten mit fremden Ochſen zu handeln. Allein, es wußte ſich dennoch die in ihrer Hoffnung getäuſchte Gewinnſucht der Handelsleute auf eine andere Art ſchadlos zu halten. Auf Nebenwegen brachten ſie nämlich ihr bereits heimlich erkranktes Vieh nach der Stadt, und ſo ward das Uebel auch den unſrigen, mit denen ſie zuſammen geſtellt wurden, mitgetheilt, und verbreitet; denn jedermann kaufte ſie gerne, weil ſie um einen ſehr geringen Preis hindanngegeben wur-

wurden, und die bösartige Krankheit ein Geheimniß war. Allerdings haben die Eigenthümer derſelben vorhergeſehen, daß ſie ihnen ſonſt, früher oder ſpäter, umfallen würden.

Drittes Kapitel.

Betragen beym Eintritte der Seuche.

Sobald als Ser. Heiligkeit die traurige Nachricht von der eingeriſſenen Seuche gegeben ward, indem ſchon am 10 Auguſt die von Campaniens Gränzen gebrachten Ochſen als angeſteckt erkannt worden ſind, bekam ich den Befehl, mit verſchiedenen einſichtsvollen Männern zuſammenzutreten. Verwahrungsmittel dem drohenden Uebel entgegenzuſetzen, und zugleich auch die Urheber deſſelben empfindlich zu beſtrafen, waren die Gegenſtände, worüber wir uns berathſchlagten. Endlich beſchloſſen wir einmüthig, in dieſer Angelegenheit eher nichts vorzunehmen, als bis ſich mit uns Ghezzius, einer der würdigſten Aufſeher über die Tüchtigkeit der Nahrungsmittel, verbunden haben würde. Ach ſchrieb der verdienſtvolle Bancher ohne Zeitverluſt an ihn, und Ghezzius antwortete, daß er bereits von dem unglücklichen Vorfalle unterrichtet, und demſelben auch nach Kräften zu ſteuern befliſſen ſey. Noch an dem nämlichen Tage ſammelte er auf einem und demſelbigen Markte 90 und

mehrere Ochſen, ſammt einigen Kälbern, welche wider das Verbot eingeführt worden ſind, und ließ ſie in einem mit Mauern umfangenen Platze auf das ſorgfältigſte bewachen. Von den einheimiſchen wurden 150, die im Verdachte der Anſteckung waren, ebenfalls beſonders aufbewahrt, und dabey die Vorſicht angewandt, daß keiner der dazu beſtellten Wächter aus einem in das andere Behältniß gehen durfte.

Indeſſen aber wurden die betrügeriſchen Handelsleute, die ohngeachtet des Verbots, angeſtecktes Vieh eintrieben, gefangen genommen, und nach Verdienſt beſtraft.

Allein gewöhnlich kommen in dergleichen Fällen dle menſchlichen Rathſchläge zu ſpät! Noch vor einer Woche ſtreifte nur heimlich dir Seuche umher; aber in der folgenden Nacht fielen ſchon 6, Ochſen, nebſt einem Kalbe, die von beſagten Oertern gekommen ſind. Aus den übrig gebliebenen ſtarben bald 5, bald mehrere des Tages, Auch traf daſſelbe Loos die andern, die doch ziemlich geſund zu ſeyn ſchienen, und ohngeachtet man ſie nicht austrieb, und beſonders in einem geräumigten und graſigten Orte aufbewahrte, so ſtarben doch ohngefähr in 15 Tagen alle, nebſt 15, die die Seuche verſchont hatte.

Fer-

Ferner kann man hier nicht mit Stillſchweigen übergehn, daß das Kollegium der ehrwürdigen Väter mit aller Genauigkeit unterſucht habe, ob es rathſam ſey, ſowohl die angeſteckten Ochſen, als auch jene, die man deshalb im Verdachte hatte, zu tödten. Ich, für meinen Theil, war dafür; denn, dachte ich, ſterben ſie langſam dahin, ſo hat das apoſtoliſche Aerarium nur unnütze Auslagen, indem es Arzneyen, Vieharzte, Wächter, und mehrere andere Erforderniſſe unterhalten muß, und wobey noch immer die Ausbreitung des Uebels, und die Uebertragung deſſelben an die geſunden Stücke übrig bleibt. Auch fielen mehrere dieſer Meinung bey, und ließen ſich von dem Einwurfe, daß die Abtödtung ſo vieler Stücke was grauſames ſey, nicht abſchrecken; denn das gemeine Beſte ſchien dieſes Opfer zu fodern, beſonders in einem Falle, wo man nicht zaudern, ſondern auf der Stelle Rath ſchaffen muß. Doch der gröſſere Theil der Väter war einer gelindern Meinung, und erklärte ſich für die Erhaltung und Bewachung des Viehs, in der Abſicht, vielleicht dennoch ein Mittel aufzufinden, wodurch die Krankheit gehoben werden könnte; beſonders, da es Leute gab, die dafür hielten, und wirklich verſprachen, die mit der Seuche befallenen Stücke wieder herzuſtellen. Und dann, iſt es ja auch nicht nothwendig, daß jedes Stück, das von der Seuche angegriffen wird, auch an derſelbigen unumgänglich ſterben müſſe, ſondern wohl möglich,

daß es die Natur erhalte; ſo wie wir dieſes bey peſtilenzialiſchen Krankheiten unter den Menſchen beobachten. Dieſe Gründe alſo, vermochten die Verſammlung, das Vieh keineswegs zu tödten, ſondern die größte Vorſicht, und weiſe Anſtalten zu treffen: zu welchem Ende auch von dem heiligen Kollegio wochentlich zweymal, nämlich Sonntags, und Donnerſtags, Verſammlungen gehalten wurden, in denen man beſorgt war, jeder Gefahr nach Möglichkeit zuvorzukommen, oder wenigſtens ſolche zu lindern.

Viertes Kapitel.

Das heilige Kollegium verbietet den Handel des Hornviehs, den Verkauf des Fleiſches angeſteckter Thiere, und den Gebrauch ihrer Häute.

Während dem, da ſich das Uebel weit umher verbreitete, und das Rindvieh auf die elendeſte Weiſe dahin ſtarb, wurden von Seite des Pabſtes alle Anſtalten getroffen, dieſe um ſich greifende Flamme zu erlöſchen. Daher wurde auch am 16 Auguſt 1713, ein Edikt bekannt gemacht, dem zufolge es niemand wagen durfte, Ochſen oder Kälber von der Gegend des Meeres, und aus dem Paduaniſchen Gebiete nach Rom zu bringen. Auf den Uebertretungsfall waren folgende Strafen geſetzt:

ſetzt: Nicht blos allein das Vieh ward eingezogen, ſondern der Uebertreter, wenn er geiſtlichen Standes war, nach der Schwere ſeines Verbrechens, auch auf immer zur Galerne verdammt, und enthauptet, wenn es ein Laie geweſen. Unter ſelbigen Strafen wurde auch verboten, das Vieh aus den gewöhnlichen Stallungen gedachter Gegenden, oder von den gewöhnlichen Weiden anders wohin zu treiben. Weder durften die Wächter deſſelben ihren Aufenthalt verändern, indem man, mit Recht, befürchten konnte, daß eben durch ſie die Anſteckung weiter ausgebreitet werden könnte.

Dann iſt am 23, deſſelben Monats, auf das ſchärfſte unterſagt worden, die Häute der gefallenen Stücke, ihre Hörner, Fleiſch und Fett zu gebrauchen, oder zu verkaufen, und ward befohlen, die ganzen Körper in tiefe Gruben zu verſcharren, und mit Kalch und dann Erde zu überſchütten.

Aus eben dieſer Urſache wurden die Viehmärkte am 30, gedachten Monats, da wo ein Verdacht obwaltete, eingeſtellt, und daſſelbe Verbot am 2 September wiederholt.

Fünftes Kapitel.

Fromme Anſtalten.

Da nun aber kein menſchliches Mittel hier etwas nützte, und man ſich berechtiget zu ſeyn glaubte, die Urſache dieſes traurigen Schickſals als eine Strafe Gottes für die Verbrechen der Menſchen anzuſehen; ſo wurde auf Befehl, Clemens XI. der geſammten Geiſtlichkeit Roms anbefohlen, daß ſie in ihrem täglichen Gottesdienſte zugleich auch eine Formel für die Abwendung dieſer Seuche einſchlieſſe. Bittgänge, Bereuung der Sünden, und der Genuß des Abendmals, waren ferner die Mittel, ſo die fromme Sorgfalt des heiligen Vaters veranſtaltete. Er ſelbſt, der Pabſt, obſchon ſeine Geſundheit gebrechlich war, ſcheuete ſich nicht, dem öffentlichen Umgange perſönlich beyzuwohnen; ſchrieb Ablässe aus, und ermahnte ununterbrochen jeden Chriſtgläubigen zum Gebete.

Die unter die diesfälligen frommen Anſtalten gehörenden päbſtlichen Edikte ſind folgende:

A) Vom 4ten September 1713, wird den Prieſtern anbefohlen, für die Abwendung der Seuche GOtt zu bitten.

B) Vom 4ten October 1713, werden Abläſſe den Betenden zur Zeit der Seuche ertheilt.

C) Vom

C) Vom 14ten October 1713, Italien, und die anliegenden Inſeln erhalten Ablåſſe.

D) Vom 1ſten Dezember 1713, werden die Chriſtglåubigen ermahnet während des Adventes öffentliche Gotteshäuſer zu beſuchen, und gröſſere Ablåſſe verſprochen denen, die bey einem zu gebenden Glockenſchlage das vorgeſchriebene Gebet verrichten würden.

Sechſtes Kapitel.

Wird vorgeſorgt, damit nicht das Fleiſch angeſteckter Ochſen, ſondern nur das beſte, und das geſündeſte verkauft werde.

Der Genuß des Fleiſches von unreinen, oder durch erlittene Krankheiten entnervten Thieren, ward von jeher, ſelbſt nach dem bibliſchen Texte, verworfen. Um wie viel mehr alſo, hatte man Urſache, das Fleiſch von der Seuche befallener Ochſen zu verbieten? Mit allem Rechte haben demnach die erlauchten Våter des heiligen Kollegii ein ſolches Verbot ergehen laſſen, und die Vorſicht getroffen, daß nur ein von Wundärzten ächt befundenes Vieh geſchlachtet, in große Stücke getheilt, und jedes derſelben zum Zeichen, daß es unſchädlich ſey, mit einem glühenden Metalle bezeichnet werden ſoll. Uebrigens durfte auch niemand, unter den oben

oben angeführten Strafen, aus dem Fleiſche kränkländer Thiere die ſogenannten Cervylat-Würſte machen, oder ſolches einſalzen, und räuchern.

Siebentes Kapitel.

Fernere in Rom angewandte Vorſicht.

Da alle Vorgeſetzte dahin ſehen ſollen, das Wohl ihrer Untergebenen nach Kräften zu befördern, ſo thaten die ehrwürdigen Väter des heiligen Kollegii unſtreitig ſehr wohl daran, indem ſie ernſtliche Befehle gaben, das Fleiſch kranker Ochſen ganz und gar von den Schlachtbänken zu entfernen, und nicht geſtatteten, von den gefallenen die Häute, und das Fett zu nehmen. Freylich geſchah hindurch einzelnen Perſonen ein merklicher Eintrag, jedoch das Ganze gewann dabey, die öffentliche Sicherheit wurde gehandhabt. Man denke nicht, daß dieſe Vorſorge keinen Widerſpruch gefunden habe. Allerdings gab es einige, die da den Genuß des Fleiſches angeſteckter Thiere, und den Gebrauch ihrer Häute, und des Fetts vertheidigten. Ich weis wohl, daß es Beyſpiele giebt, wo Hornviehſeuchen nur dieſes Thiergeſchlecht angegriffen, jede andere Thiergattung verſchonten. Wer bürgt uns aber dafür, daß auch hier gerade derſelbige Fall ſey? Wer ſtehet dafür, daß der Menſch keine Gefahr laufe angeſteckt zu werden?

Da-

Damit aber doch der Mangel am Fleiſche nicht einreiſſe, wurde nur das Fleiſch von ſolchen Ochſen verboten, von denen es gewiß war, daß ſie angeſteckt geweſen. Wo nur bloßer Verdacht herrſchte, und die Aufſeher beym Viehe kein ſchwarzes Fleiſch, und Abſceſſe in den Eingeweiden fanden, da wurde den Schlächtern freye Hand gelaſſen. Der Verbot des verdächtigen Fleiſches war um ſo nothwendiger, je mehr die Erfahrung den daher entſtehenden Schaden bewieſen hat; denn nicht blos die Hüner, welche in Venetianiſchen und paduaniſchen den Miſt und die Eingeweide angeſteckter Ochſen gefreſſen hatten, giengen an einem Durchbruche darauf; ſondern wir ſahen auch in Rom Menſchen eben aus dieſer Urſache Diarrhäen und Fieber bekommen. Bey denen dieſes nicht erfolgte, ſo waren es ſtarke und arbeitſame Leute.

Man muß jedoch geſtehen, daß zur Zeit dieſer Seuche demohngeachtet die Stadt am hinlänglichen Fleiſche keinen Mangel gelitten habe. Nicht allein geſunde Ochſen wurden in Menge eingeführt, ſondern es geriethen auch Lämmer und Schepßen ungemein gut, und deckten in Geſellſchaft des ſchönſten Fliegelviehs die Tafeln der Speiſenden.

Warum die Häute und das Fett nicht zugelaſſen worden ſind, war keine andere Urſache, als weil es bekannt iſt, daß am Ochſen vielleicht kein

Theil

Theil iſt, der ſo hartnäckig die Anſteckung hält, und ausbreitet, wie die Haut. Auch waren die Oerter zu weit entfernt, als daß man ſie gleich nach dem Tode des Thieres auf der Ställe hätte in Gerberlauge tauchen, und dadurch das Gift entkräften können. Dann braucht es viel Zeit, um des Fetts habhaft zu werden, wo alſo der gefährlichen Ausdünſtung, die Atmosphäre zu verderben, die ſchicklichſte Gelegenheit gegeben wird.

Achtes Kapitel.

Weitere Vorſorge.

Ich glaube, daß es jedermann bekannt ſeyn wird, daß faulende Körper die Luft verderben, und dadurch in den menſchlichen Körper gebracht, demſelben nur um ſo ſchädlicher werden. Ich könnte dieſes in der That mit mehreren Beyſpielen beweiſen, aber ich begnüge mich, nur einige anzuführen, um nicht, ohne Noth, weitläufig zu ſeyn. Bey dem Kriegsheere des Pompejus magnus veranlaßten die faulenden Körper todter Pferde eine Peſtkrankheit, die Lukanus beſchreibt. *) Eine ähnliche Niederlage unter dem Volke führt Marcellinus an. **) Sie wütete unter der Regierung Konſtantin des Groſ=

*) Pharſal. Lib. 6. **) Lib. 19.

Groſſen, und entſtand von Leichen, die man nicht begraben hatte. Und dieß war auch die Urſache, warum der heilige Vater ernſtliche Befehle ergehen ließ, jedes gefallene Stück ſogleich tief in die Erde zu verſcharren, Wege und Straſſen zu unterſuchen, und im Falle irgendwo todte Körper gefunden werden ſollten, mit ſelben ein gleiches zu thun. Um aber damit dem Dürftigen, deſſen Reichthum ohnehin mit ſeinem Viehe dahin ſtarb, nicht läſtig zu werden, und das Verſcharren der Körper um ſo ſicherer zu befördern, wurden deſſelben gefallene Stücke auf Koſten des Staats unter die Erde gebracht, und ohne die geringſte Beyſteuer des darbenden Beſitzers mit den erforderlichen Kalk überſchüttet. Man verfuhr dabey auf folgende Art: Zuerſt wurden die Körper in vier Theile zerſtücket, oder wenigſtens in zween zertheilet, damit ſich nämlich darinn die Kraft des Kalks um ſo eher entwickele, und jedes Theilchen durchdriuge. Nachher warf man ſie in Gruben, deren Tiefe 10 Schuhe betrug, und die entfernt von öffentlichen Straſſen waren, und überſchüttete ſie zuletzt mit Kalk. War Mangel am Kalk, ſo mußte die Tiefe der Gruben 12 Schuhe meſſen, und die Erde feſt zuſammengeſtampft werden.

Uebrigens wurde auch erlaubt, da, wo es füglich geſchehen konnte, die Körper zu verbrennen, doch ſo, daß das Feuer allemal 10000 Schritte

von

von Städten, 3000 von Flecken und Dörfern an-gelegt ſeyn mußte. Man vermiend dazwiſchen lie-gente Berge, doch machte man das Feuer nicht wei-ter, wenn ſolche zugegen waren.

Hingegen war auf das ſchärfſte verboten, die Körper in Höhlen, Fitzen, in die Tiber, oder ſte-hendes Waſſer zu werfen; ſondern jeder mußte ſeine gefallenen Stücke anzeigen, und verſcharren laſſen unter eben denſelben Strafen, die wir ſchon oben gerügt haben. Wochentlich zweymal wurde Rath gehalten, und die Summe des todten Viehes an Se. Heiligkeit übergeben.

Doch, da die Seuche immer ſtärker um ſich griff, wagten es einige, das Verbot zu übertre-ten, und warfen ihre Stücke in die Tieber, und ſtehende Wäſſer. Viele, die habſuchtig waren, wollten die Häute und die Hörner nicht verlieren. Daher ſich denn auch das heilige Kollegium genö-thiget ſah, ein zweytes Edikt vom 28 October 1713, bekannt machen zu laſſen, worinn die här-teſten Strafen jedem Uebertreter angedrohet wurden. Da aber dieſe ſtets verborgen blieben, und doch im-mer dem Geſetze entgegengehandelt wurde, beſtimm-te S. Heiligkeit eine anſehnliche Prämie für den, der gedachte Uebertreter anzeigen würde, und wäre er auch ſelbſt mit unter den Uebertretern geweſen. Dieſes Mittel that gute Wirkung. Die feſtgeſetz-

ten

ten Strafen wurden an einigen vollzogen, und ſo viele in ihrer Pflicht durch Furcht eines ähnlichen Looſes erhalten. Die in Flüſſen ſchwimmenden Körper zog man mit Nachen heraus, und bewilligte, jene Stücke, die nahe am Meere fallen, zwar in daſſelbe weit vom Ufer zu werfen, jedoch mußte denſelben eher die Lunge herausgenommen werden, damit ſie unterſinken mögen.

Neuntes Kapitel.

Anſtalten in Anſehung der durch die Seuche arm gewordenen Einwohner.

Nothwendige Folgen des wütenden Uebels waren, Dürftigkeit und Armuth. Die Aecker blieben ungebaut, es fieng an am Getreide zu mangeln, und Hungersnoth ward befürchtet. Allein die väterliche Sorgfalt des Pabſtes beugte dieſem traurigen, ſchon jedermann vor Augen ſchwebenden Schickſal ſehr weislich vor. Der erarmte Landmann bekam Geld, um ſich Getreide, und neues Vieh einzuſchaffen, und baute nun wieder getröſtet ſein Feld. Acciſe und Gaben wurden verringert, ja ſo gar einzelnen Perſonen, die dieſes Unglück zugleich traf, thätige Hülfe geleiſtet. So wirkſam ſorgte der heilige Vater für ſein geliebtes Volk, noch die Nachkommenſchaft wird ihm danken.

Zehen-

Zehentes Kapitel.

Wird vorgeſehen, damit nicht in der Folge zur Beſtellung der Aecker Ochſen mangeln.

Die Furcht einer immer näher und näher heranrückenden Hungersnoth hatte ſich der Einwohner gänzlich bemeiſtert; denn jedermann ſah den künftigen Mangel am Hornviehe vorher, und zitterte vor dem Gedanken, daß es ihm unmöglich ſeyn werde, ſeine Aecker zu bearbeiten, beſonders da dieſe in unſeren Provinzen eines harten und ſpröden Bodens ſind, und alſo nicht anders als mitteiſt der Ochſen bearbeitet werden können; wo im Gegentheile in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und Frankreichs, Pferde und Eſel mit gutem Erfolge an dem Pflug geſpannt werden. Daher kann auch die Hornviehſeuche dieſen Völkern in einem ſo hohen Grade nicht ſchädlich ſeyn, als ſie es uns Italienern wird, die wir nicht blos des Fleiſches und der Milch verluſtiget, ſondern auch dadurch des Getreides beraubet werden. Damit es nun an dieſem ſo nothwendigen Nahrungsmittel nicht gebräche, wurden die klügſten Anſtalten getroffen Die zum Ackerbau tauglichen Stücke mußten mit dem Anfange des Winters aus dem Gebirge in ebene Gegenden gebracht werden, wo nicht die geringſte Gefahr einer Seuche drohete. Jedoch, bevor ſie dahin ge-

gelaſſen wurden, beobachtete man durch ganze 40 Tage auf den Gränzen ihre Geſundheit, und fand man ſie ohne Tadel, ſo konnten ſie auch den für ſie neu beſtimmten Aufenthalt betreten.

Nebſt dem beſtellte man auch eine unzählige Menge Wächter, die auf die umliegenden Gegenden achtſames Auge tragen mußten, und ließ einen Befehl ergehen, welchem gemäß aus einer jeden Mayerey eine beſtimmte Anzahl weißer Kühe binnen eines Monats zu dem Vorſteher öffentlicher Angelegenheiten gebracht werden mußte. Dann ward auch verboten, daß niemand zum Ackerbaue taugliche Ochſen verkaufe, oder ſolche an ſich bringe, die zum Verſchlachten beſtimmt waren, noch weniger ſich unterfange, Stücke aus dem Romaniſchen wegzutreiben. Endlich wurde auch die Sanktion Pauli V. erneuert, kraft welcher allemal aus 100. Kühen 25 Kälber jährlich zum Ackerbaue erzogen werden mußten, und dahin geſehen, daß nicht die in dieſem Jahre ſchon abgeſtillten Kälber weiblichen Geſchlechts, welche nämlich in der Folge empfangen, und trächtig werden können, zum Verſchlachten verkauft werden, ſo wie auch niemanden erlaubt war, ſäugende Kälber und junge Ochſen, ohne beſondere Bewilligung, zu Markte zu führen. Nur ſolche Ochſen konnten den Schlächtern überlaſſen werden, die des Alters wegen, oder aus andern Urſachen, zur Feldarbeit ungeſchickt waren.

Eilftes Kapitel.

Weitere Maaßregeln und Anſtalten.

Die bereits beſchriebene Sorgfalt des heiligen Kollegii fuhr fort, ſich zum Beſten der Nation thätig zu beweiſen. Man kam öfter zuſammen, und hielt Rath. Das erſte, was vorgeſchlagen wurde, war, man ſoll auf Koſten des Staats geſundes, und für den Pflug ſogleich taugliches Vieh erkaufen, und ſolches an den Verunglückten Landmann vertheilen. Allein, dieſer Vorſchlag wurde zurückgewieſen: erſtens darum, weil ſich unter denen, die von der Seuche einen Schaden litten, viele befanden, die reich und ſelbſt im Stande waren, den Dürftigen zu unterſtützen, als wozu ſie ohne hin die Menſchlichkeit verbindet: und dann, weil das päbſtliche Aerarium ſchon ohnehin geſchwächt war, und ihm alſo eine Summe von 2000 Scudi zu hart fallen müßte, zu geſchweigen, daß dabey noch immer die Gefahr übrig bliebe, auch dieſer neue Vorrath könnte angeſteckt und aufgerieben werden.

Andere riethen, man ſoll die von der Seuche verſchonten, und zum Zuge beſtimmten Ochſen, deren keine geringe Anzahl vorhanden war, zur Feldarbeit nehmen, und ihre Stelle mit anderm Vieh erſetzen.

Wieder andere glaubten, die Grundbeſitzer ſollten angehalten werden, ihren weitſchichtigen Boden nicht brache liegen zu laſſen, ſondern mehr als gewöhnlich zu ſäen, vorzüglich in jenen Gegenden, wohin die Seuche nicht drang.

Viele wollten den Preis des Getreides erhöhen, und dachten, auf ſolche Art, würde auch die Feldkultur erhöhet werden, weil ſodann dem Landmann ein größerer Gewinn bevorſtünde. Allein es wurde dieſem Vorſchlage nicht entſprochen.

Endlich aber kam man darinn überein: S. Heiligkeit geruheten die päbſtlichen Schätze zu öffnen, und ſo dem darbenden Theile unter die Arme zu greifen, welcher Bitte auch gewillfahret wurde.

Es mußten alſo zu dieſem Ende alle Grundbeſitzer, die Anzahl ihrer zu bearbeitenden Felder anzeigen, um daraus abnehmen zu können, was für eine Beyhülfe ſie allenfalls bedürfen, und welche darauf Anſprüche zu machen berechtiget ſind, und was ſich Roms Gebiet für eine Aerndte zu verſprechen habe. Indeſſen wurde eine Menge fremden Getreides beſorgt, und ſo der drohenden Noth geſteuert.

Zwölftes Kapitel.

Beſondere Verwendung des Kardinals=Kollegii.

Auf Geheiß S. Heiligkeit, deſſen Liebe zum Volke keine Gränzen kannte, wurde abermals eine neue Zuſammenkunft am 4 Februar 1714, veranſtaltet, der ich ebenfalls beywohnen mußte.

Wir unterſuchten daher 1) ob die Grundbeſitzer gezwungen werden ſollen, die Aecker zu beſtellen, indem dieß zu thun, der Landmann außer Stande iſt? Und wenn das iſt, ob die vorige Ausſaat, oder ein ſtärkere, nach dem Verhältniße der Aecker, Statt finde? 2) ob eine Getreidtaxe feſtgeſetzt werden könne? Nach verangegangener wechſelſeitigen Ueberlegung beſchloß man folgendes:

A) weder die Grundherren, noch die Pächter, weder der Landmann ſollen zur Beſtellung ihrer Aecker gezwungen, auch ſoll keine Taxe feſtgeſetzet werden.

B) doch iſt jedermann dazu mit der Hoffnung eines Gewinnſtes anzureitzen. Endlich

C) ſoll man von Sr. Heiligkeit zu erhalten ſuchen, daß nach Paulus V. Beyſpiele den Be=

Benöthigenden gegen Verſicherung ein Geldvorſchuß geleiſtet werde.

Man übergab alſo dieſe Rathſchläge dem heiligen Vater, und im Verfolge dieſer Schrift werden wir den Erfolg ſehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Landmann wird zur Feldkultur aufgemuntert — mit Geld unterſtützt — genießt neue Vortheile. Schickliche Ackerungsmethode.

Ueberzeugt, daß ein zu hoffender Gewinn eines der ſtärkſten Triebräder ſey, den Landmann zur Feldarbeit aufzumuntern, und den Staat vor einem einreiſſenden Getreidmangel zn ſichern, beſchloß der heilige Vater, die Dürftigern mit Saamen zu unterſtützen, und erlaubte, ſolchen auch außerhalb Roms zu erkaufen. Jene, deren Aecker unbebaut blieben, und dieſelbe im Jahre 1713 nicht beſäen konnten, mußten dieſe Unterlaſſung gehörig anzeigen, oder alle Anſprüche auf irgend einen Gewinn zur Strafe fahren laſſen. Die Grundbeſitzer, die ihre Aecker nicht beſäen wollten, wurden zwar dazu nicht gezwungen, jedoch ſelbige auf öffentliche Koſten nützbar gemacht.

In dem folgenden 1714 Jahre, da noch die Peſt wütete, und die Felder ſchon für das Jahr 1715 vorbereitet werden ſollten, wurden den Dürftigen, nach vorangeſchickter Unterſuchung ihrer Umſtände, ohne eine gegenſeitige Verpfändung, zu dieſem Ende Gelder vorgeſchoſſen, und die dem Landmanne ſchon längſt verliehenen Vorrechte erweitert.

Ferner erwies der heilige Vater eine ganz beſondere und neue Wohlthat dem nach Hülfe ſeufzenden Landmanne. Der 5te Theil nämlich von dem eingeärndteten Getreide nach Abzug des Saamens blieb ihm, und es wurde zugleich eine ſonſt gewöhnliche Steuer an das päbſtliche Aerarium aufgehoben.

Nun aber war eine andere Schwierigkeit zu überwinden übrig, wie man nämlich mit der Beackerung der Felder, bey der allerdings geringen Anzahl brauchbarer Ochſen, aufkommen werde, beſonders, da bereits die Zeit dieſer Verrichtung nahe war. Es wurde daher der Entſchluß dahin gefaßt, daß, ſobald ein paar Ochſen mit einem Acker fertig ſeyn würden, und ſonſt müßig geſtanden ſind, jetzo ſogleich wieder einen andern beackern müßten, und auf dieſe Weiſe ſah jedermann mit Vergnügen, die weitſchichtigſten Aecker im Kurzen mit wenigen Viehe gehörig bearbeitet.

Vier=

Vierzehntes Kapitel.

Streitigkeiten werden beygelegt.

Da dem Landmanne in der That eine große Erleichterung ſeines erlittenen Unglücks wiederfuhr, ſo wollten auch die Grundherren keinen Schaden leiden, und ſchonten daher des armen Unglücklichen nicht. Jedoch die ungemeine Liebe des heiligen Vaters für ſeine Unterthanen traf auch hier ein Mittel, daß die aufgebrachten Gemüther beſänftigte. Man verſicherte nämlich die Grundherren, man wolle auch auf ihren Verluſt Rückſicht nehmen, und ihnen zur Eintreibung der von dem Landmanne an ſie zu entrichtenden Gaben behülflich ſeyn.

Dann wollten auch viele nicht geſtatten, daß das Vieh beym Eintritte des Winters von bergigten in wärmere Gegenden getrieben werde, und ſchützten die Möglichkeit einer weitern Ausbreitung der Seuche vor. Dieſem Streite zu begegnen, ward befohlen, daß Vieh nur auf den angewieſenen Wegen, und auf das geſchwindeſte fortzubringen, und ſich mit den Beſitzern wärmerer Plätze freundſchaftlich zu vergleichen. Jene, die große Weiden hatten, und fremdes Vieh nicht aufnehmen wollten, wurden dazu gezwungen.

Eben dieſe Maaßregeln beobachtete man beym Rücktreiben.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachlaſſung der Seuche. Summe des gefallenen Viehs.

Neun Monate verfloſſen, und dann erſt begann dieſes groſze Uebel nachzulaſſen. Der Vorſicht ſey Dank und Lob gebracht, die der Frommen eifriges Flehen hörte, und eine Flamme unterdrückte, die ſo fürchterlich um ſich griff.

Die Zahl der weggerafften Stücke zuverläſzig zu beſtimmen, iſt allerdings mühſam, und beynahe nicht thunlich, doch glauben wir, bey weitem nicht viel zu ſagen, wenn wir die Anzahl auf 30,000 Stücke anſetzen, indem nur blos jene, welche der Behörde angezeigt worden ſind, eine Summe von 26,352 ausmachen, nämlich:

Zugochſen	8466
Weiße Kühe	10125
Rothe Kühe	2816
Stiere	108
Junge Ochſen	427
Alte Ochſen	451
Kälber	2362
Büfelkälber	635
Erwachſene Büfel beyderley Geſchlechts .	862
Betrag	26,252

Rech-

Rechnet man nur zu dieſer Summe noch jene grfallenen Stücke, die eher angezeigt wurden, wie auch jene, die man nicht erfuhr; ſo iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, den ganzen Verluſt auf 30,000 Stücke anzunehmen.

Vollſtändiger Auszug
aus
Lanciſius
hiſtoriſcher Abhandlung
von der
Hornviehſeuche,
welche im Jahre 1713 im Romaniſchen wütete.

Zweyter Theil.

Vid. Joh. Mar. Lanciſii Diſſerta. hiſtori. de bovilla peſte in ſeinen geſammelten Schriften. Genevæ 1718 in 4to.

Einleitung.

Nachdem ich von dieſer ſchrecklichen Seuche bereits im erſten Theile gegenwärtiger Abhandlung, nach Möglichkeit, die Geſchichte gegeben habe, halte ich es für nothwendig, nun auch alle die Befehle und Verordnungen meinen Leſern mitzutheilen, die dem Willen des heiligen Vaters gemäß, zur Zeit der Seuche, bekannt gemacht worden

den ſind, damit die Nachwelt im ähnlichen Falle, welchen die Vorſicht verhüten wolle, zu einem gleichen Benehmen angereizt werde. In dem vierten Kapitel des erſten Theiles habe ich zwar ſchon einige Edikte angefürt, jedoch waren es nur ſolche, die blos geiſtliche Gegenſtände betrafen. Itzt aber wollen wir auch jene hören, die ſich mit Anſtalten beſchäftigen, welche von der menſchlichen Klugheit abhängen.

Erſte Verordnung. Rom am 16ten Auguſtus 1713.

Wird verboten, Ochſen aus ſolchen Provinzen einzutreiben, die der Seuche wegen verdächtig ſind.

Zwote Verodnung. Rom am 23ſten Auguſtus 1713.

Der Verkauf der Häute, und des Fleiſches von gefallenen Stücken wird unterſagt, und zugleich befohlen, die ganzen Körper tief in die Erde zu verſcharren.

Dritte Verordnung. Rom am 30ſten Auguſtus 1713.

Ochſen- und Kälbermärkte werden zu halten eingeſtellt.

Vier-

Vierte Verordnung. Rom am 2ten September 1713.

Wird daſſelbe Verbot in Anſehung der Ochſenmärkte wiederholt.

Fünfte Verordnung.

Werden jene Mittel bekannt gemacht, die, eher noch die Krankheit peſtilenzialiſch war, nützlich befunden wurden, nnd ihr Gebrauch anempfohlen, wenn in der Folge das Vieh erkranken ſollte.

Sechſte Verordnung. Rom am 15ten September 1713.

Wird der Eintrieb ausländiſcher Ochſen auf das ſogenannte Campo morto verboten.

Siebente Verordnung. Rom am 25ſten September 1713.

Pflugochſen und Kälberkühe zu ſchlachten wird unterſagt, und befohlen, eine beſtimmte Zahl Kälber aufzuziehen.

Achte Verordnung. Rom am 30ſten September 1713.

Wird jedermann anbefohlen, ſeine gefallenen Stücke ſogleich anzuzeigen, und die Art des Begrabens und Verbrennens vorgeſchrieben.

Neun-

Neunte Verordnung. Rom am 30ſten Sepber 1713.

Landwirthe und Grundherren erhalten den Befehl, ihre Felder zu beſäen, oder falls ſie das nicht wollten, davon die Anzeige zu machen, damit ſolche an andere abgetreten werden könnten.

Zehnte Verordnung. Rom am 26ſten Oktober 1713.

Eine genaue Unterſuchung des zum Verkaufe beſtimmten Fleiſches, und Bezeichnung deſſelben wird anbefohlen, und der Verkauf jedes andern eingeſtellt.

Eilfte Verordnung. Rom am 27ſten Oktober 1713.

Die härteſten Strafen werden auf die Nichtbegrabung des gefallenen Viehes feſtgeſetzt.

Zwölfte Verordnung. Rom am 31ſten Oktober 1713.

Nachlaſſung der Strafe und Belohnung werden den Angebern, wenn ſie gleich mit ſchuldig waren, verſprochen.

Dreyzehnte Verordnung. Rom am 4ten November. 1713.

Die Saatzeit ſowohl, wie auch die Beſchreibung weißer Kühe werden weiter hinausgeſetzt.

Vier-

Vierzehnte Verordnung. Rom am 9ten December 1713.

Dem Landmanne werden Vortheile angeboten, die Felder für das Jahr 1714 zu beackern.

Fünfzehnte Verordnung. Rom am 23ſten Januar 1714.

Wird den Landwirthen befohlen ihre im Jahre 1713 im Romaniſchen eingeärndtete Früchte genau anzuzeigen, und ihre Ausſaat für das Jahr 1714 zu beſtimmen.

Sechzehnte Verordnung. Rom am 10ten Martius 1714.

Landwirthe, Pächter nnd Grundherren werden einberufen, um die Urſache anzugeben, warum ſie alle ihre Aecker nicht bearbeiten wollen.

Siebenzehnte Verordnung. Rom am 24ſten Martius 1714.

Aufmunterung zur Saat für das folgende 1715te Jahr.

Achtzehnte Verordnung. Rom am 24ſten Martius 1714.

Wiederholung der vorgegangenen Verordnung.

Voll-

Vollſtändiger Auszug
aus
Lanciſius
hiſtoriſcher Abhandlung von der Hornviehſeuche
welche im Romaniſchen 1713 wütete.

Dritter Theil.

Vid. Joh. Mar. Lanciſii Diſſerta. hiſtoricam de Bovilla peſte, in ſeinen geſammelten Schriften. Genevæ 1718 in 4to.

Einleitung.

Da ich die beyden erſtern Theile dieſer Abhandlung, vielleicht mit einem glücklichen Erfolge, abgehandelt habe, ſo nähere ich mich nun auch dem dritten, worinn ich die Natur der Krankheit, die Zeichen und Zufälle, ihre Urſachen und Heilart unterſuchen werde. Es ſey mir erlaubt, den Anfang mit dem Alter des Uebels zu machen.

Er-

Erſtes Kapitel.

Die Hornviehſeuche war ſchon den Alten bekannt. — Beweiſe aus den Schriftſtellern der Vorzeit.

Wenn man die uns hinterlaſſenen Nachrichten der Vorwelt durchgeht, findet man öfter eben daſſelbe Uebel, wovon hier die Rede iſt, verzeichnet. Oefter ſtrafte damit die Hand des beleidigten Gottes die Laſter der Menſchen. Ein hieher gehöriges deutliches Beyſpiel haben wir am Pharao, dem eine ſolche Züchtigung angedrohet wurde. ‚Siehe — heißt es in der Schrift — ich werde meine Hand über deine Aecker ausſtrecken, und „unter deine Pferde und Eſel und Kameele und Och„ſen und Schafe wird eine ſchwere Peſt kommen.„ Exod. c. 9. v. 3.

Selbſt die älteſten Römer, deren Religion voll Irrthümer und Ungereimtheiten war, ſahen die Seuche als eine Strafe an, die über ſie ihre beleidigten Götter verhängten, und ſäumten nicht Anſtalten zu treffen, um nur wieder die aufgebrachte Gottheit zu verſöhnen, wie wir ſolches beym Livius im 3ten und 5ten Buche leſen. Auch Plutarch gedenket im Leben des Romulus einer Seuche, und mehrere dergleichen traurige Beyſpiele findet man beym Kolumella.

Die

Die Jahrbücher der folgenden Zeiten liefern uns ebenfalls Geſchichten verheerender Seuchen. Die merkwürdigſte darunter iſt jene, welche unter Karl dem Großen die geſammten Staaten dieſes Fürſten verwüſtete. In den Annalen von Fulda lieſt man auf das Jahr 810. folgendes: Tanta fuit in ea expeditione boum peſtilentia, ut pene nullus tanto exercitui ſupereſſet, quin omnes usque ad unum inrerirent: & non ſolum ibi, ſed etiam per omnes imperatori ſubjectas provincias, illius generis animalium mortalitas immaniſſime graſſata eſt. Und noch mehrere andere Nachrichten geben uns Fracaſtorius in ſeinem Traktate de Contagione, und Wierius im 4ten Buche ſeines Werkes de Præſtig. Dæmon. cap, 30.

Bevor der Autor dieſes Kapitel ſchließt, führt er noch einige Beyſpiele aus geiſtlichen Geſchichtſchreibern an, die da beweiſen ſollen, daß viele von der Peſt angegriffenen Stücke wunderbarerweiſe gerettet worden ſind. Hieher gehöret beſonders, was Baronius erzählt; daß nämlich jene Ochſen, welchen zur Zeit, da ganz Evropa beynahe von der Seuche verwüſtet wurde, das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne angebracht wurde, unbeſchädigt geblieben ſeyn. — Johannes von Beverlak, des Eremiten Gerlaks, und des Abtes Goslin gewirkt ſeyn ſollende Wunderthaten werden hier gleichfalls

beſchrieben. Ich glaube, meine Leſer werden ſich mit dieſer Anzeige begnügen.

Zweytes Kapitel.

Die Krankheit, an der das Hornvieh im Romaniſchen dahin fiel, war eine wahre Peſt. — Zeichen und Symptomen, die man in den Körpern fand.

Daß dieſes gräuliche Uebel eine wahre Peſt geweſen ſey, iſt um ſo leichter zu erweiſen, je deutlichere Kennzeichen peſtilenzialiſcher Natur es verrieth. — Ein allgemein verbreitetes Fieber unter dem Ochſengeſchlechte war das erſte, was man beobachtete. Schon Hippokrates nennet ein ſolches Fieber eine Peſt. Und daß es wirklich ein hitziges Fieber geweſen ſey, bewies die ſchnelle Bewegung des Blutes. Obſchon übrigens wegen der Dicke der Haut kein Ausſchlag daran zu erkennen war, ſo fand man ihn doch da, wo die Haut zarter iſt, und dünner liegt, als zum Beyſpiel, im Munde, auf der Zunge, im Rachen.

Ueberdieß ſtarben die meiſten Ochſen zwiſchen 7 Tagen, welches zur Peſtzeit ſehr gewöhnlich iſt; nur ſehr wenige kammen davon.

Um

Um aber zu den Symptomen des Uebels ſelbſt zu kommen, will ich die beobachteten Zufälle in nachfolgender Ordnung anführen.

Viele Ochſen verriethen die empfangene Anſteckung gleich im Anfange, durch Flucht, Geheul und Schnauben, Zittern und Konvulſionen, als wozu ſie das erhaltene Gift, indem es die Fiebern reizte, vorzüglich geneigt gemacht hatte. Andere, freylich an der Zahl wenigere, fielen plötzlich dahin, gleich als ob ſie niedergedonnert worden wåren; nämlich jene, die ſchon von Natur ſchwach, und kraftlos waren. Die meiſten wurden gähe traurig, und ließen den Kopf hängen. Aus den Augen tropften Thrånen, und aus der Naſe und dem Maule floſſen Schleim und Speichel, indeſſen ſie fiebriſche Schauer und Fröſte zur Erde zwangen, und Eckel ergriff, zugleich aber auch Puſteln, Waſſerbläschen und anderer Ausſchlag, auf der Zunge und im Rachen erſchienen. Im Anfange der Krankheit dürſteten ſie ſehr, und tranken viel, nachher hingegen verabſcheuten ſie gänzlich Getränke und Nahrung, weil ſie nicht ſchlücken, und wiederkauen konnten. Endlich ſtarben ſie mehr vom Durſte, als vielleicht von der Krankheit ſelbſt gemartert, oft mit anhaltendem Durchbruche, und bluttriefenden Exkrementen. Die meiſten fielen gleich in der erſten Woche des Uebels, währenddem ſie ſtanken, und mit Beſchwerde athmeten, nicht

ſelten auch huſteten. Jene, welche die zwote Woche erlebten — es waren ihrer ſehr wenige — kamen gewöhnlich davon, indem ſie ihr Haar verloren, und ſich das Gift entweder am Hintern, oder an den Beinen abſetzte. Uebrigens fand man in der Naſe, bey den Wurzeln der Hörner, an den Lefzen, und im Maule Würmer, als wohin die Fliegen offenen Zugang hatten.

Was die mittelſt angeſtellter Sektionen gemachten Beobachtungen anlangt, ſo muß ich im voraus erinnern, daß ich nur ſelten in den Eingeweiden der gefallenen Stücke gewiſſe beſtimmte und bleibende widernatürliche Veränderungen gefunden habe; denn die flüßigen Theile nehmen vorzüglich die Peſt auf, von denen dieſelbe nachher bald dieſem, bald jenem Gliede, nach Maaßgabe nämlich ſeiner Beſchaffenheit, mitgetheilt wird. Wir haben 3 Stücke geöffnet. In dem erſten, das am 3ten Tage der Krankheit ſtarb, fand ſich im dritten Magen eine verhärtete Heumaſſe, und einen Ballen, der aus Haaren beſtand, die von der Zunge abgefallen waren, und ſogleich vom Thiere hinabgeſchluckt worden ſind. Die übrigen Eingeweide wichen wenig vom geſunden Zuſtande ab. In dem zweyten, das am 6ten Tage fiel, waren die Gedärme und die Lunge brandigt. Im dritten waren das Herz und das Gehirn äußerſt ſchlapp. In den flüßigen Theilen ſah man nichts merkwürdiges.

Drittes Kapitel.

Warum blos Ochſen, nicht auch andere Thiere von der Seuche ergriffen werden?

Es lohnet ſich in der That der Mühe zu unterſuchen, warum das Gift dieſer erſchrecklichen Seuche jedes andere Thiere verſchonte, und nur allein unter dem Ochſengeſchlechte Greuel und Verwüſtung anrichtete? Hippokrates beſtrebte ſich ſchon dieſe Frage aufzulöſen, da er in ſeinem Buche de flatibus Nro. 8. folgendes ſchreibt: "Vielleicht „wird jemand ſagen, warum überfallen dergleichen „Krankheiten nicht alle Thiere? Warum nur eine „beſondere Gattung derſelben? Darum: weil der „Körper vom Körper, die Natnr von der Natur, das „Nahrungsmittel vom Nahrungsmittel verſchieden „ſind. Nicht jeder Thiergattung iſt eines und daſſelbe nachtheilig, oder gleich zuträglich, ſondern „dieſer gedeihet das, und jenes einer anderen. Wenn „demnach die Luft mit Theilchen geſchwängert iſt, „die der Natur des Menſchen zuwider ſind, ſo erkranken die Menſchen, und wenn auf eine andere „Thiergattung eine für ſie verderbte Luft wirkt, ſo „erkranket gleichfalls dieſe." — Allerdings muß man hierinn dem Hippokrates beyflichten; denn es iſt ausgemacht, daß die Luft unzählige Theilchen enthalte, welche, von den Thieren eingeſogen, nach

der verſchiedenen Beſchaffenheit ihrer Körper und Temperatur der Säfte, in dieſem dieſe, in andern eine andere Wirkung hervorbringen. Bey einigen reizen dieſe Partiklchen die feſten Theile, bey einigen dringen ſie in die Feuchtigkeiten, und verändern auf dieſe Art den Zuſtand des Körpers, je nachdem es nämlich mehr oder weniger die Konſtitution deſſelben zulaſſet, entweder zur Geſundheit oder Krankheit. Wir ſehen daſſelbe im Pflanzenreiche. Es giebt Pflanzen auf einem und demſelben Boden, die aber doch von einander ſehr verſchieden ſind, obſchon ſie alle gleichſam dieſelbe Nahrung von der Erde bekommen. Die beſondere Natur aber einer jeden Pflanze, verändert die eingeſogene Materie, und gedeihet, wenn dieſe ihre Beſchaffenheit annimmt, ſo wie wieder eine andere nicht fortkömmt.

Viertes Kapitel.

Beſondere Beobachtung.

Die Geſchichten der Seuchen liefern uns manchmal Beyſpiele und Fakta, die, wäre nicht hinlängliche Glaubwürdigkeit vorhanden, für Märchen gehalten werden müßten. So leſen wir beym Gaſtald, daß, da in Rom eine Menſchenſeuche tobte, die Todtengräber, und jene, welche am meiſten mit angeſteckten Leichen zu thun hatten, unverſehrt geblieben ſind. Ich denke, daß davon keine andere Ur-

Urſache angegeben werden könne, als weil dieſe Leute von dem herrſchenden Uebel nicht mehr afficirt wurden, indem ſie des traurigen Eindrucks ſchon gewohnt waren. Ihr Gemüth blieb heiter und aufgeräumt; das Blut bewegte ſich ſchnell, und zerſtreute die etwa eingeſogene Krankheitsmaterie.

In unſerer Seuche aber wurden die Ochſen nur allein angegriffen, und darunter vorzüglich jene, die jung, müßig und fett waren; indeß die andern, welche die Arbeit mager gemacht hatte, nicht ſo leicht erkrankten, und nicht ſo geſchwind dahin ſtarben. Die Urſache davon, glaube ich in der größern und geringern Menge flüßiger Theile, und in den engern, und mehr erweiterten Kanälen des Körpers zu finden; denn, wo die anſteckende Materie eine größere Menge von Feuchtigkeiten antrifft, die ſie verdirbt, und die Wege im Körper mehr verringert ſind, ſo daß ihr kein Ausgang geſtattet wird, da vermiſchet ſie ſich um ſo leichter mit dem Blute, Lebensgeiſtern, und hängt ſich an die Eingeweide an; welches der Fall bey fetten Körpern, aller Erfahrung zufolge, iſt. Magere Körper hingegen, obſchon ſie auch für das Gift empfänglich ſind, können es leichter zerſtreuen, und unwirkſam machen; indem die Gänge offener, und die flüßigen Theile nicht ſo gehäuft ſind.

Ferner beobachtete man, daß die ihre Kälber ſäugenden Kühe meiſtens davon kamen, wenn ſie die Seuche ergriff, und ihnen nur blos die Bruſtwarzen exulcerirten; die Kälber aber ſtarben, Ich denke, dieſer Fall laſſe ſich auf folgende Art erklären: Durch das ſtarke Säugen des Kalbes iſt das Gift der Mutter, welches mit ihrem Blute vermiſcht war, gegen die Brüſte gezogen, und daſelbſt abgeſetzt worden. Natürlich mußte es einſtweilen in Eüterung übergehn, um die Warzen exulceriren, auf welche Weiſe es denn, zum Vortheil der Kuh, aus dem Körper gebracht wurde. Da es aber auch zum Theil mit der Milch in die Eingeweide des Kalbes kam, und dieſes ohnehin noch ſchwach und zart iſt, ſo mußte es den Tod deſſelben nach ſich ziehen.

Jedoch denke man nicht, daß die Kälber die Kühe, wohl aber dieſe jene angeſteckt haben; denn man ſah, daß die Kuh immer zuerſt Zeichen der empfangenen Anſteckung verrieth.

Uebrigens ſtarben jene Kühe, die keine Kälber trugen, eher, als die fruchtbaren. Ich glaube darum; weil bey den erſtern durch die Milch nichts vom Gifte weggeſchafft werden konnte.

Fünftes Kapitel.

Widerlegung der allgemeinen Sage, daß ein Inſekt, Bupreſtis genannt, die Urſache der Hornviehſeuche ſey.

Während daß man der Urſache der graßirenden Seuche nachdachte, und Mittel, ihr zu ſteuern auſſuchte, verbreitete ſich im Volke der Ruf, ein Inſekt, Bupreſtis genannt, habe ſie hervorgebracht. Man hieng ſo ſehr an dieſer Meinung, daß ſelbſt ein Rechtsgelehrter dafür öffentlich ſchrieb, und ſeinen Traktat dem heiligen Vater vorlegte. Allein die Gründe dieſes Gelehrten konnten mich doch niemals bewegen, ihm beyzutreten; denn meine genauen und unausgeſetzten Beobachtungen ſtritten dagegen, wie ich denn auch ſolche in einer deshalb gefließſentlich am 10 December 1713 gehaltenen Rede vorgetragen habe. Der Hauptinhalt dieſer Rede iſt folgender:

Da man weis, daß ſich das Inſekt Bupreſtis, ein allerdings giftiges und durch ſeinen Gift tödtendes Thierchen, unter den Pflanzen, welche den Ochſen behagen, aufhalte, ſo kann man freylich ſehr leicht auf den Gedanken gerathen, daß dieſes Inſekt die Urſache unſerer Seuche ſey; beſonders, da alle Schriftſteller darinn übereinkommen, daß es haupt-

hauptſächlich dem Ochſengeſchlachte ſchade. Jedoch ich habe Gründe, die mich eines andern belehren:

1) Verräth ſich dieſes Inſekt durch ſeine Größe, und riechende Ausdünſtung, und iſt alſo ohne Beſchwerde zu finden. Im Romaniſchen aber fand man es bis itzt noch nicht, wie kann es demnach bey uns die Seuche hervorgebracht haben?

2) Schadet das Gift dieſes Inſekts nur einzelnen Thieren; unſere Seuche hingegen iſt allgemein, und pflanzt ſich geſchwinde fort.

3) Iſt es ausgemacht, daß ein fremder Ochſe, der ſchon angeſteckt hieher kam, die Seuche in unſern Gegenden erzeugt habe.

4) Wäre das Inſekt die Urſache der Seuche, ſo müßte ſie nicht von einem, ſondern von mehreren ſolchen Inſekten entſtanden ſeyn; wir aber haben weder ein einziges noch geſehen.

5) Wären auch nicht einige Heerden verſchont geblieben; denn wie hätte man ſich davor hüten können?

6) Iſt nach den Nachrichten, die uns Jakob Grevinus und Vegetius geben, der Bupreſtis nicht blos den Ochſen, ſondern auch andern Thieren, als Schöpßen, Ziegen und Pferden, ja ſogar dem Menſchen ſelbſt ſchädlich. Aber bey uns fiel nur allein das Hornvieh.

7) Hat das Gift dieſes Thierchens ſeine beſondern Zeichen, und weichet keinem bekannten Gegengifte; da das Gift unſerer Seuche vielmehr von

der Art iſt, welche um ſich frieſst, und die Säfte gerinnen macht.

Sechſtes Kapitel.

Widerlegung einer andern angegebenen Urſache.

Andere glaubten die Sache beſſer getroffen zu haben, da ſie einen Wurm in der Naſe, nahe an der Hirnſchale, zur Urſache der Seuche annahmen. Sie ſchloſſen darauf, weil ſie an dem erkrankten Thiere Stupidität, und eine raſende Freſsſucht wahrnahmen, und bedienten ſich nachſtehender Heilmittel:

Sie nahmen: Myrtillen, Wermuth, Roſsmarin, Salbey, Knoblauch, Lorber- und Wacholderbeeren, gleichviel vom jeden; zerſtieſsen ſodann dieſe Species mittelmäßig, legten ſie auf ein Kohlfeuer, und räucherten damit die Naſe. — Dadurch dachten ſie, den ungebetenen Gaſt aus ſeiner Wohnung zu verſcheuchen, beſonders, wenn ſie Salz auf die Gluth warfen, und ein Kniſtern erregten.

Jedoch, was war im Grunde dieſer angebliche Wurm? Nichts anders, als ein aus Schleim entſtandener Polyp, der, durch das Räuchern erweicht und locker gemacht, vom ſchnaubenden Thiere ausgeworfen wurde.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Giebt es nicht beſondere Arten von Inſekten, welche die Hornviehſeuche hervorbringen?

Es giebt einige, welche der Meinung ſind, daß es eine ganz beſondere Art von Würmern gebe, von denen die Seuche, ſo wie die Grätze, entſtehen ſoll. Ich würde dieſer Meinung beypflichten, wenn mich bisher Vorſatz oder Zufall dergleichen Inſekten im Blute der Thiere — eigentlich im Blute der Ochſen — hätten entdecken laſſen. Jedoch, da ich ſolche nur in der Naſe, dem Maule und im Rachen, als welche Höhlen des Körpers der Luft unmittelbar ausgeſetzt ſind, gefunden habe, ſo halte ich dieſe Behauptung blos für probabel, und überlaſſe es der Zeit, und dem Fleiſſe der Beobachter, ſie einſt mit den erforderlichen Beweiſen zu unterſtützen.

Was den Einwurf anlangt, daß gedachte Würmer von andern wirklich im Blute der Ochſen geſehen worden ſind, ſo antworte ich, wie nach man ohnehin wiſſe, daß ein der Luft ausgeſetztes Blut von Würmern heimgeſucht werde, welche ſodann nicht, wenn ich ſo ſagen ſoll, als einheimiſch, ſondern als Abkömmlinge, zu betrachten ſind.

Ach-

Achtes Kapitel.

Meinung des Verfaſſers von der Urſache der Seuche, und der Art ihres Entſtehens.

Bevor ich meine eigene Meinung dem Leſer bekannt mache, finde ich nothwendig einige Beobachtungen vorauszuſchicken.

1) Alle Ochſen, die an der Seuche ſtarben, wurden blos durch die Anſteckung krank, welche ſich nicht allein mittelſt der Ochſen, ſondern auch durch Menſchen, Hunde und ſo weiter verbreitete.

2) Das empfangene Gift, welches ſich Anfangs in der Naſe, im Maule, in den Augen, und im Rachen niederzulaſſen ſchien, ward nachher in den Magen und die Lunge, in die Nerven und Blutgefäße fortgepflanzt, wie es Zufälle bey Kranken, und Oeffnungen an todten Stücken beweiſen.

3) Die Ochſen ſtarben nicht ſo ſehr an der brennenden Hitze des Fiebers, als darum, weil ſie nicht ſchlůcken, kauen und athmen konnten. Daher man auch bey der Oeffnung die Zunge, den Rachen, die Lunge, und die erſten Werkzeuge der Verdauung geſchwollen, exulcerirt, entzůndet, und ſphacelős fand.

4) Stůcke, bey denen die Krankheitsmaterie einen äußern Abſatz machte, Vorzůglich an den Eitern, oder

oder anderen zarten Theilen, oder einen Ausweg gefunden, kamen zuweilen davon, leider, daß ihrer nur ſehr wenige waren.

Dieſe Beobachtungen, lehren uns, denke ich, daß nichts anders die Urſache unſerer Seuche ſey, als gewiße, äußerſt feine Theilchen, die aus einem Körper in den andern dringen, und in den Körper des Ochſen gebracht, ſeine Natur oder Beſchaffenheit durch ihre Schärfe, und reizende Kraft in Unordnung bringen, und zerrütten; indem ſie den Zuſtand der feſten und flüßigen Theile widernatürlich ändern. Ueber die beſondere Wirkſamkeit, Aktivität, dieſer Partiklchen wundere man ſich gar nicht. Wir ſehen ja, daß ein ganz kleines Stückchen Sauerteig dem Becker hinreiche, ſeine größte Brodmaſſe zu verändern; ein wenig Eßig ſogleich eine Menge auch des ſüſſeſten Weines ſäuerlich mache; Vipernbiſſe augenblicklich geſunde Körper anſtecken u. ſ. w. Es ſey mir daher geſtattet, gedachte Theilchen als ein für die Natur des Ochſengeſchlechts beſonderes Gift anzunehmen, das, ſobald es dieſe Thiere trifft, in die erſten Zugänge ihrer Körper wirket, und ſich in der Naſe, dem Rachen, den Augen verräth, jedes andre Thier aber, mit welchem es weniger Verwandſchaft hat verſchonet. Von daher ſchleichet es ins Blut, reizet die Nerven, die Lunge und den Magen. Im erſtern Falle hat es die Luft, im andern die Nahrungsmittel zum Vehikel.

Das

Das weitere, was die Natur und Beſchaffenheit unſerer Seuche noch näher erklären kann, enthält ein beſondneres Schreiben an meinen würdigen Freund Anton Maria Boromäus.

Wir liefern daraus unſern Leſern folgenden Auszug:

1) Unſere Krankheit unter dem Ochſengeſchlechte wird durch die Anſtecknng fortgepflanzt; zeigt ſich mit febriliſchem Schauer, und endet mit ſchnellem Tode bey allen, die davon ergriffen werden: daher ſie auch eine wahre Seuche iſt.

2) Schon die Alten wußten von dieſem Uebel. Die Beweiſe finden wir im Livius, Dionyſius Halicarnaſſeus, Armonius Monachus. Virgil, Lukrez, Ovid, Silius Italikus, malen uns gleichfalls dieſes Trauerbild.

3) Nicht eine, ſondern mehrere Arten von Hornviehſeuchen unterſchieden die Alten. So nannten ſie, wie uns Gesner und Aldrovandus berichten, Malis eine ſolche Seuche der Ochſen, die ſich durch manglende Eßluſt, und das Ausbleiben des Wiederkäuens anzeigt. Dieſes Uebel theilten ſie in die trockene und feuchte Seuche. Die erſtere begleiteten eine Trockenheit und Sprödigkeit in der Naſe, und dem Maule, die zwote Schleim, und ein aus dem Maule flieſſender

Sni-

Geifer. Die Griechen nehmen vier Arten der Malis an, davon ich eben zwo erklärt habe: die dritte Art nennen ſie die Gelenkſeuche, die vierte die unter der Haut ſchleichende Seuche. Die Gelenkſeuche ausgenommen, finden wir die 3 übrigen Arten auch an unſern Ochſen. Sie haben nämlich die trockene und feuchte, wie es jedermann in die Augen füllt, und eine von Haare entblößte, mit Flecken und Puſteln beſetzte Haut, beweiſet das Daſeyn des unter der Haut ſchleichenden Uebels.

4) Die Frage, woher unſere Seuche eigentlich entſtanden ſey? iſt ſogar leicht nicht zu beantworten. Brachte ſie nur jener ungariſche Ochſe allein in unſere Gefilde? Oder iſt daran eine verderbte Luft, ungeſunde Fütterung, giftiges Getränke Schuld? Schuld vielleicht noch vor der Ankunft des Ochſen? Es iſt mithin der Unterſuchung wohl werth, ob ein Subjekt aufgefunden werden könne, in dem ſie von ſelbſt entſtanden, oder anderswoher auf daſſelbe gebracht worden ſey? Was mich anlangt, ſo geſtehe ich, daß ich dieſe Seuche für eine mitgetheilte anſehe, und fuſſe mich auf Vernunft und Erfahrung, Es iſt nämlich gewiß, daß vor der Ankunft der gedachten Ochſen kein einziges Stück im venetianiſchen Gebiete, wohl aber bey ſeinem Eintritte, und ſofort unzählige gefallen. Man ſagt freylich, daß es Beyſpiele

giebt,

giebt, wo friſche, geſunde Heerden, die weit von Stücken weideten, mit der Seuche heimgeſucht worden ſind. Aber man weis auch, daß das Gift in Sachen enthalten ſeyn könne, die das Vieh umgeben, und woraus es auf daſſelbe gebracht wird.

Hat nicht jener Hirte, der angeſtecktes Vieh wartete, eine andere geſunde Heerde Ochſen, zu denen er zugleich gieng, angeſteckt? Trug er nicht in ſeinen Kleidungsſtücken den anſteckenden Zunder? Doch, was brauchen wir mehr, da wir wiſſen, daß Ungarns Ochſe, angeſteckt Wälſchlands Gegenden betrat.

5) Es iſt etwas bekanntes, daß jeder Körper ausdünſte, und Boyls Experimente beweiſen, wie groß, ja faſt unglaublich groß dieſe Ausdünſtung ſey. Die Körper angeſteckter Thiere müſſen alſo ebenfalls ausdünſten, und zwar eine Materie, die eine gleiche Natur mit dem Uebel hat, davon ſie geplagt werden. Und dieß iſt denn auch eine der Arten, auf welche die Seuche umherſchleicht.

6) Die Seuche wird mitgetheilt ſolchen Stücken, die zu ihrer Aufnahme vorbreitet, die für den Gift empfänglich ſind. Daher verbleiben manche geſund und unangetaſtet, obſchon ſie ſich in

Bayerische Staatsbibliothek München

der Mitte angeſteckter Thiere befinden: andere wieder, werden ſogleich krank, und es ſcheint, als hätten ſie ſchon die Seuche mitgebracht. Aus dem Grunde fallen feiſte, junge Stücke leichter als hagere; denn der Zunder des Uebels wurzelt bey jenen eher, wo er bey den letztern um ſo leichter zerſtreuet, und entkräftet wird.

7) Die Mittheilung aber der Seuche geſchieht, entweder wenn geſunde Stücke den kranken näher kommen, oder unmittelbar durch die Berührung. Wenn demnach ein geſundes Thier angeſteckt wird, ſo übernimmt es eine feine, äußerſt aktive, aus dem kranken Stücke ausdünſtende oder ausflieſſende Materie, welche entweder der anſteckende Zunder ſelbſt iſt, oder wenigſtens mit demſelben eine große Aehnlichkeit hat. Dieſe Materie wird nun mittelſt der Naſenöffnung, und durch das Maul des geſunden Ochſen am leichteſten eingeſchlürft. Sodann nehmen ſie auf die Poren, oder Dunſtlöcher des Körpers, und auf allen dieſen Wegen wird ſie endlich in die Luftröhren der Lunge, durch den Speiſekanal in den erſten Magen gebracht, und überhaupt, in die Blut- und Schlagadern fortgepflanzt, mit den Säften in Umlauf geſetzt, dem ganzen Körper mitgetheilt.

8) Um die Natur dieſer anſteckenden Materie nach Mög-

Möglichkeit kennen zu lernen, doch aber auch nicht in Ideenwelten herumzutappen, wollen wir nachſtehende Beobachtungen herſetzen.

a) Die Gegenwart der Seuche verräth eine mit Bläßchen und Geſchwüren beſetzte Zunge, die wenn ſie zerplatzen, entweder bloße Luft, oder eine dem Waſſer ähnliche Lymphe von ſich geben. Im Ferrartiſchen Gebiete, und in Hetrurien beobachtete man, daß, wenn ein ſolches Geſchwür geheilt worden, auch die weitere Fortpflanzung der Seuche verhindert worden ſey.

b) Die von der Seuche geplagten Ochſen verabſcheuen jedes Nahrungsmittel, wiederkäuen nicht, bewegen traurig die Augen, welche trüb werden, und ſterben geſchwind, zuweilen binnen einem Tage. Halten ſie länger an, ſo überfällt ſie ein ſchwerer Huſten, und ein gehindertes Athemholen.

c) Einige knirſchen mit den Zähnen, gleich als ob ſie Glas taueten, und laſſen aus dem Munde eine Lymphe, aus der Naſe Schleim, und eine ſehr dünne, ſcharfe Feuchtigkeit flieſſen. Andere verwerfen alles Getränke, die meiſten aber trinken mit Begierde bey einem beſtändig ausgetrockneten Rachen.

d) Alle haben ein Fieber, jedoch mit einer mäßigen Hitze verbunden.

e) Die Zunge iſt nicht ſelten ſchwarz und brandigt, und hie und da geſtreift. Uebrigens erſcheinen oft an den Speicheldrüſen Geſchwülſte, die, nachdem ſie eitern, zerplatzen, und eine ſtinkende Jauche aus dem Munde und der Naſe ausführen.

f) Vermehrt ſich das Uebel, ſo ſterben nur wenige ruhig; die meiſten zittern an Gliedern, können nicht athmen, die Haare ſtreuben ſich. Andere bekommen blutige Durchbrüche, wieder andere miſten einen brandigten, harten Koth; der Bauch ſchwillt, das Thier brüllt gewaltig. Der Urin iſt nicht bey allen ein und derſelbe, bald unverkocht, bald trüb, bald blutig, bald feurig. Bey vielen iſt die Haut mit wäſſerigten Erhabenheiten bezeichnet. Einige ſchwitzen oft einen blutigen Schweiß, und verlieren das Haar. Endlich haben viele, Würmer an der Wurzel der Hörner, Würmer in den Augenwinkeln, Würmer im Kothe.

9) Bey der Sektion der gefallenen Stücke findet man, daß in den meiſten Gegenden des

Kör-

Körpers die Säfte ſtocken, und die feſten Theile zerrüttet ſind. Der erſte Magen iſt meiſtens trocken und runzlicht, die Lunge mit Waſſerblaſchen beſetzt, das Gehirn bey einigen ſtinkend und aufgelöſt, bey andern wieder ganz. Das Blut iſt zuweilen geronnen; andere fanden es wieder flüßig und aufgelößt.

10) Wenn alſo Geſchwüre im Maule, Zittern der Glieder, Huſten, Schmerz, Schwellen des Bauchs und Durchbruch, trüber, zuweilen blutiger Harn, Puſteln auf der Haut, blutiger Schweiß, und mehrere dergleichen Zufälle zum Vorſchein kommen, ſo iſt es ſicher, daß die anſteckende Materie unglaublich ſcharf, durchdringend, aktiv, und freſſend ſeyn müſſe, und mit der Natur des Ochſengeſchlechts darinn harmonire, daß das daſſelbe für ſie empfänglich iſt. Sie überfällt beſonders feiſte Stücke; denn da kann das Gift ſanfter ruhen, und man weis, daß die Seuchen einen ſolchen Sitz zu ſuchen pflegen.

11) Vielleicht macht man mir mit Valliſnerius die Frage: warum die erſten Ochſen, die gleich Anfangs von der Seuche befallen werden, die meiſtenmale davonkommen? Ich antworte: der erſte Ausbruch der Seuche iſt noch zu unkräftig, um ſich auf einmal im voller Wuth zu zeigen; der ausdünſtenden giftigen Partiklchen ſind noch

zu wenige, ſie müſſen ſich erſt in der Folge anhäufen.

12) Um nun auch ein Gegengift dem bisher beſchriebenen Uebel entgegenzuſetzen, ſey mir erlaubt noch einige Beobachtungen vorauszuſchicken.

A) Hagere, arbeitſame und entkräftete Ochſen verſchonte entweder die Seuche gänzlich, oder ſie wurden hergeſtellt.

B) Die peſtartigen Ausdünſtungen ſammelten ſich in der Naſe, im Maule, giengen von daher weiter in den Körper, griffen die Schleimdrüſen und Ohrendrüſen an, kamen in den Schlund, und vermengten ſich zuletzt mit dem Blute.

C) Eine ſorgfältige Wartung, und Heilung dieſer Theile war dem erkrankten Thiere nützlich.

Dieſe Beobachtungen, denke ich, lehren uns zu Genüge, was hier mit einem glücklichen Erfolge zu unternehmen ſey, wenigſtens, was ohne Nachtheil gebraucht werden könne. Man verhüte nämlich alle Anhäufung der Feuchtigkeiten, und ſorge dafür, daß nicht die Säfte durch volle ſtrozende Gefäße flieſſen; entkräfte gleich in dem erſten Sitze die

die Wirkſamkeit des Giftes, damit es ſich nicht mit der Blutmaſſe vereinige: und falls es ſich vereinigen ſollte, ſo verſchaffe man ihm durch chirurgiſche Handgriffe einen Ausweg. Damit ſich aber die Feuchtigkeiten nicht anhäufen, iſt das beſte Mittel, eine gute Diät, die in weniger Nahrung beſtehen muß; denn die Erfahrung beweiſt; daß wenige Nahrung in Seuchen allemal vortheilhaft ſey. Die Naſe, die Zunge, den Gaumen waſche und reibe man mit einer Abkochung, täglich zweymal, wozu Eßig, Knoblauch, Schwefel, Salz, Salbey, Oel und Wacholderbeeren u. d. g. genommen werden. Aderlaſſen, und Purganzen, überhaupt alle ſcharfe Mittel vermeide man, und bedenke ernſtlich, was Hippokrates ſagt: Ita te geras, ut ſi juvare non poſſis, ſaltem ne noceas. Statt deſſen wähle man Haarſeile, und das Einbrennen mit glühenden Eiſen, als welche Mittel das Gift gegen die äußern Theile ziehen. Dieſes letztere verrichte man vorzüglich am Halſe, wie auch an den Schultern und Hinterbacken. Man kann damit auch die geſunden präſerviren. Endlich ſondere man fleißig die Kranken von den Geſunden ab, und flehe zur Vorſicht, die hier allerdings der beſte Arzt seyn kann.

Neuntes und Zehntes Kapitel.

Sicheres, ſpecifiſches Mittel fand man keines; — unter den gebrauchten waren nur wenige unſchädlich, die meiſten gefährlich.

Mittel, welche das kranke Vieh laxirten, waren ſchädlicher als alles Gift; denn ohnehin war daſſelbe zum Durchfall geneigt. Daher hüte ſich dafür die Nachkommenſchaft, und meide jedes ſtark purgirendes Mittel. Auch bewies ſich das Aderlaſſen nachtheilig; denn es benahm die noch übrigen wenigen Kräfte dem Thiere, und brachte oft das nur im Rachen ſitzende Gift um ſo geſchwinder in die Blutadern.

Doch müſſen wir geſtehen, daß es möglich ſey, daß jene Arzneyen, welche in unſern Provinzen, vorzüglich in den Epidemien, entweder ohne Nutzen, oder gar mit Schaden angewandt wurden, in andern Gegenden, beſonders in ſporadiſchen Krankheiten der Ochſen, die mit der Seuche nicht befallen ſind, oft nützlich ſeyn können, wo nämlich die Witterung entweder das Uebel mildert, oder wo Weiden, das Getränke u. ſ. w. die Urſachen davon ſind.

Jene

Jene Arzneyen, mit denen man der Zunge, dem Rachen begegnete, haben am wenigſten geſchadet. Sie reinigten nämlich dieſe Theile und verwahrten die Eingeweide, indem ſie aus ſauern, aluminöſen, flüchtigen und aromatiſchen Ingredienzen beſtanden. Wir liefern hier einige Formeln:

℞. Alum. Roc.
Viridis æris ãã lib. 1.
Saponis unc. IV.
Salviæ
Scordii ana Ma. III.
Aceti acerrimi Lib. V.
Aquæ com. Lib. XXV.

Siede alles ein wenig, und laſſe es ſo lange ſtehen, bis ſich das zum Boden geſetzt hat, was nicht aufgelöſt werden kann, und brauche davon dem erkrankten Ochſen öfter zu einigen Unzen; andere rühmten folgendes Mitttel

℞. Aceti acerrimi Lib. XVI.
Aluminis Lib I.
Mellis Lib. II.
Fol. Salviæ.
— Rorismarini ãã Ma. IV.

Laſſe alles durch eine Stunde ſieden, ſäuge es durch, reibe damit die Zunge, wiſche ſie ab, und benetze ſie wieder.

Auch

Auch nachſtehendes Mittel wurde ſehr angeprieſen:

℞. Pulv. Salviæ
Sulphur. viv. āā Dra. II.
Allii mund, & cont. Unc. III.

Vermiſche dieß mit der erforderlichen Menge friſcher Butter, mache daraus kleine Stücke, und bediene ſich ſolcher durch 3 Tage dem Viehe.

In Anſehung des ſchon in den erſten Magen gekommenen Giftes lobte man als ein daſſelbe ausführendes Mittel: Caricarum pinqvium Lib. I. Man koche dieſes in hinlänglicher Menge weißen Weins, und gieſſe es dem erkrankten Ochſen ein. Davon erfolgte eine mäßige Leibesöffnung mit einem blutigen Kothe.

Obſchon die Ochſen mit Salbey, Schwefel und Knoblauch gewartet wurden, ſo muß man doch bekennen, daß die meiſten ſtarben, daher man dieſe Mittel auch für keine Specifica anſehen darf.

Im Mantuaniſchen und Venetianiſchen Gebirte pries man folgendes Getränke an: nämlich ein Dekokt aus fein gepulverten Schwefel, 2 Unzen rothen Zucker, gleich viel Oel und Küchenſalz, und 8 Unzen dem ſchärfſten Weineßig. Dazu kamen noch geſtoſſene Wacholderbeeren und weißer Zwiebel klein geſchnitten. Gleich-

Gleichfalls waren die Mittel unſchädlich, zu denen man Holler, beſonders wenn aus der Rinde deſſelben und der Wurzel der Saft ausgedrückt wird, nahm, und als ein Getränke dem Viehe darbot. Die Zubereitung iſt folgende:

Nimm Hollerwurzel, ſchäle und ſtoſſe ſie, und Preſſe den Saft daraus; davon gebe ein Pfund mit 5 Unzen Zucker vermiſcht gleich im Anfange der Krankheit dem Ochſen ein, und denn jedesmal nach dem 3ten Tage.

Ueberdies thaten auch ſchweißtreibende Arzeneyen einigen Stücken gute Dienſte, davon die Ingredienzen theriakaliſche Kräuter waren. Allein, ein freylich empfohlenes Mittel nämlich:

℞. Spiritus Vini. redificatſſ. Un. VI.
Salis amoniaci. Un. II.

war mehr ſchädlich als nützlich.

Bey einigen hatten, das Brennen, und das Haarſail einen guten Erfolg; doch nicht bey jedem Stücke.

Endlich muß ich auch noch folgendes präſervirendes Getränk, das zu Parma mit Nutzen gebraucht worden ſeyn ſoll, anführen.

℞. Fol capparor.
Myrtill Sylveſt. āā Un. III.]
Cupreſſ v Cypariſſ. Unc. VI.

Alles

Alles geſtoſſen infundire mit 10. Pf. Waſſer, laſſe es über Nacht in der Luft ſtehen, und gebe davon durch 3 Tage laulich dem Ochſen 3 Pf, und zwar 4 mal im Jahre, nämlich allemal in den letzten Tagen jedes Jahrviertels. Meines Dünkens ſcheinet mir dieſes adſtringirende Getränke die Oeffnungen derjenigen Gefäße zu ſtärken, die aus dem Rachen, der Speiſeröhre, dem Magen, den Eingeweiden in die Milchſaft- und Blutkanäle laufen.

Wenn wir aber auf das zurückſehen, was uns die Erfahrung in Rom lehrt, ſo müſſen wir geſtehen, daß kein vollkommen heilendes, kein ſpecifiſches Mittel entdeckt worden ſey. Die meiſten waren ohne Erfolg, viele ſchädlich, die wenigſten heilend. Die Abſonderung des erkrankten Viehs von dem Geſunden, und eine gute Diät, wie auch die Sorgfalt, daß die Wärter und Hüter der kranken Ochſen nichts mit den geſunden zu thun haben durften, waren noch die beſten und ſicherſten Maaßregeln, die man treffen konnte.

Letztes Kapitel.

Beſchluß der ganzen Abhandlung.

Wenn daher in der Folge, welches zwar die Vorſicht verhüten wolle, eine Seuche unſere Heerden bedrohen ſollte, ſo iſt das erſte, was wir zu thun hätten, ſogleich ein Edikt bekannt zu machen,

chen, kraft deſſen alle Wege und Straßen bewachet werden müßten, damit kein Vieh, weder auf Märkte, von verdächtigen Gegenden eingetrieben würde, als welches der Seuche zum Vehikel dienen könnte, und wären die Ueberteter allerdings ſehr hart zu beſtrafen.

Sodann müßten die krank werdenden Stücke von den geſunden entfernt, oder vielmehr getödtet, die geſunden hingegen von den Weiden zurückgenommen werden.

Und iſt es, daß Aerzte herbey gerufen werden, ſo müſſen dieſe ein hanfenes, und mit Wachs überſtrichenes Hemde nehmen, um ihre Kleider vor der Anſteckung zu ſichern, welches ſie bey der Rückkehr im Stalle laſſen, und ihr Geſicht und Hände mit Eßig abwaſchen ſollen. Dieſe Vorſicht muß ſo oft wiederholt werden, ſo oft es dem Thierarzte nothwendig wird, ſeine kranken Stücke aufs neue zu beſuchen, und zwar aus dem Grunde, damit er den giftigen, peſtartigen Zunder nicht in einen geſunden Stall mitbringe.

Der Stall, worinn die kranken Thiere aufbehalten werden, muß ſtets geſperrt ſeyn, bis ſie entweder davon kommen, oder Schlachtopfer der Seuche werden. Sterben ſie, ſo müſſen die Wände abgekrazt, die Krippen und Stricke mit Miſt abge-

gerieben, verbrannt, und die Aſche in die Erde verſcharret, der Stall aber nachher durch 8 Tage bey verſchloſſenen Thieren und Fenſtern ausgeräuchert, und dann erſt nach zwoen Stunden friſche Luft darein gelaſſen werden. Zu dem Rauchwerke nehme man:

Thuris, Bac. Junip. part. æqual. & bina allii capita cum duobus hyſſopi manipulis: inde admoto igne fiat ſuffimentum.

oder:

℞. Sem. Fænic. Baccar. Junip. āā unc. VI.
Hyſſop. Ma. II.
Thuris Unc. III.
M. pro ſuffimento.

Die Krippen und anderes Holzwerk werden mit nachſtehender Arzney, die mit Eßig diluirt wird, abgerieben.

℞. Sulph. vivi. Un. VI.
Allii capita II.
Salis com. Unc. IV.
Pulv. Salviæ ac roris marini partim.

Die Brunnen, Geſchirre und Gefäſſe, woraus das kranke Vieh trank, ſoll man mit einer ſtarken Auflöſung, vorzüglich vom Kalk, abreiben, der Wärter und Hüter ihre Kleider räuchern, ſo wie ſie auch ihr Geſicht und Hände mit Eßig waſchen ſollen.

In

In Betreff des Begrabens, ſollen die gefallenen Stücke ganz mit Haut und Haaren tief in die Erde eingeſcharret, eher aber überall, wo aus ihnen eine Feuchtigkeit flieſſen könnte, mit Stroh verbunden, ja der ganze Weg bis zur Grabſtätte mit Stroh beleget werden, welches ſodann verbrannt wird.

Wenn Kühe darnieder liegen, ſo muß man ihre Milch ebenfalls tief in die Erde bringen.

Kommen aber die Thiere davon, ſo halte man ſie noch durch 12 Tage eingeſperret, und brauche die oben angeführten Mittel.

Dem Bauer muß gleichfalls unterſagt werden, von einem Orte zum andern zu wandern, oder zurückzukehren, wenn ſie ſich entfernen.

Endlich iſt es am beſten jedes ergriffene Stück gleich beym Anfange der Seuche zu tödten, und daſſelbe alſobald zu vergraben.

Ende des Auszugs.

III.

Beytrag zur Geſchichte der Hausthiere Englands.

Aus der Brittiſchen Thiergeſchichte des Herrn Pennant, nach Murrs deutſcher Ueberſetzung. Augsburg bey J. J. Haid und Sohn. 1771.

Das Pferd.

Die Art der Pferde in Großbrittanien iſt eben ſo vermiſchet, als deſſen Einwohner. Wir haben — nämlich die Engländer — durch häufiges Einführen ausländiſcher Pferde eine ſolche Verſchiedenheit der unſrigen erhalten, daß kein einziges Land dergleichen aufweiſen kann. Die meiſten Reiche haben nur eine einzige Gattung, da das unſrige, durch eine geſchickte Vermiſchung der verſchiedenen Arten, durch den glücklichen Unterſchied unſerer Gegenden, und durch unſere ganz beſondere Vor-

Vortheile in der Pferdezucht, billig über ganz Europa triumphiren kann, weil wir eine jede Eigenſchaft dieſes edlen Thieres zur höchſten Vollkommenheit gebracht haben.

Man kann in den Jahrbüchern von Newmarket Beyſpiele finden, daß Pferde im buchſtäblichen Verſtande dem Winde zuvorkamen, wie der berühmte Herr de la Condamine in ſeinen Anmerkungen a) über die engliſchen Pferde dieſes ohnlängſt dargethan hat. Das Rennpferd Childers iſt ein erſtaunungswürdiges Beyſpiel der Geſchwindigkeit. Man hat öfter als einmal geſehen, daß es 82 und einen halben Schuh in einer Sekunde, oder faſt eine engliſche Meile in einer Minute machte. Eben dieſes Pferd legte den Lauf in die Runde zu Newmarket, der ohngefähr 400 Ellen weniger austrägt, als 4 Meilen ausmachen, in 6 Minuten und 40 Sekunden zurück. Im dieſem Falle verhält ſich deſſen Geſchwindigkeit, zu dem Laufe des ſchnellſten Pfer-

a) In ſeiner Reiſe nach Italien. Herr de la Condamine erläutert ſeine Anmerkungen mit dem Pferde Starling; da aber die Nachricht von deſſen Schnelligkeit zweifelhaft iſt, ſo wollten wir Childers Geſchwindigkeit anführen, welche unwiderſprchlich und jedermann bekannt iſt.

Pferdes aus der Barbarey, wie 4 zu 3. Denn nach Herrn Mary's Ausrechnung deckte das erſtere auf jeden Sprung einen Raum von 23 Fuß in die Länge; das letztere hingegen nur 18, und einen halben.

Herr Wall ſagt in ſeiner vor kurzem herausgegebenen Abhandlung von Pferden b), daß die beſte Race aus dem Königreiche Jemen im ſogenannten glücklichen Theile von Arabien, komme, und daß die übrigen Arten aus anderen Theilen Arabiens wenig geachtet werden. Hingegen wird ein Pferd von der beſten Art im ſüdlichen Arabien ſelbſt für zwey bis drey hundert Guinen verkauft; manche Pferde ſind mit vier bis fünf hundert Guinen bezahlt worden: ja einige von denen, ſo eine ſtarke und gute Pferdezucht in dieſem Lande unterhalten, ver-

b) A diſſertation on Breding of Horſes, upon philoſophical and experimental Principles; being an attempt to promote thereby an improvement in the preſent manner of breeding Racers, and Horſés in general. Alſo ſomo material obſervations upon thoſe ſorts of foreign Horſes, vvhich are adapted to racing. In a Letter to a friend. By *Rychard* Vall. London, 1767. 8. M.

verkaufen niemals einen auserleſenen Springhengſt unter 115 Guinen c).

Pferde dieſer Art haben ihren Urſprung aus Arabien d), dem Sitze der reinſten und edelſten Arten.

c) Eſſai ſur le Haras, ou Examen méthodique de moyens propres pour etablis, diriger & faire proſpérer les Haras; Suivi de deux couris Traités à Turin 1769. 8. p. 102. M.

d) Man hat drey Klaſſen von Arabiſchen Pferden. Hier iſt von der erſten und reinſten Art derſelben die Rede. *Abubecre Ben al Bedr al Beithār*, maître de l'écurie de *Mallk allNaſſer*, ſeptieme ſultan des Mamlucs d'Egypte, qui commença a regner l'an de l'Heyire 678, de J. C. 1279. a laiſſé un ouvrage curicux, intitulé *Kamel al Sanätain*, que l'on appelle ordineirment *al Naſſeri*, dans lequel il enſeigne les deux arts & de guerir les dreſſer de chevaux, à chacune desquelles il donne l'épithete qui lui convient. Il dit, que de *trois* races

Die Gattung, ſo zum Jagen gebraucht wird, iſt eine glücklich gerathene Vermiſchung dieſer arabiſchen Gattung mit anderen Arten, ſo ſtärker ſind, als dieſe, aber an Schnelligkeit den arabiſchen weit nachſtehen, auch nicht von ſo ungemiſchtem Geblüte ſind. Denn man muß dieſe Vorzüge mit einander vereinigen, damit ein Pferd durch die angenommene Leichtigkeit und Feuer der einen Art, und durch die Stärke und Dauerhaftigkeit der andern Arten, im Stande ſey, die ermüdende Jagd auszuhalten.

Kein

---

ces qui ſe trouvent en *Arabie*, ceux de la province de *Hegiâz* ſont les plus nobles, ceux de *Neyed* les plus ſurs, & ceux de l' *Jomen* les plus durs au travail, & les plus patiens. Il ya dans la Bibliotheque du Roi Nro. 941. un livre de manege ex *Arabe* avec les figures; mais il eſt ſans nom d'Auteur, & ſans commencement, *Abou Obeïdah Mâmar* a fait un livre exprés des noms qui appartiennent aux chevaux ſous le titre d' *Eſma al Khaïl*. D' *Herbelolt* Bibliotheque orientale, p. 246. & 339. *Martino Garzoni* arte di conoſcere la qualitá de cavalli. Venezia 1750. 4. M.

Kein Land hat ſo ſtarke und groſſe Ziehpferde, und ſo ſchnelle und dauerhafte Reitpferde zugleich, als das unſrige.

Unſere Hauptſtadt — London — hat einzelne Pferde aufzuweiſen, ſo auf einer Ebene auf eine kurze Zeit, drey Tonnen, vor beſtändig aber mit leichter Mühe die Hälfte dieſer Laſt ziehen können. e) Die Packferde in Yorkshire, welche die Manufakturwaren dieſer Provinz nach den entlegenſten Theilen des Königreiches bringen müſſen, ziehen gewöhnlich eine Laſt von 420 Pfunden, und zwar ohne Unterſchied, ſowohl über die höchſten nordlichen Hügel, als auf den ebenſten Landſtraßen. Der merkwürdigſte Beweis der Stärke unſerer brittiſchen Pferde iſt von unſern Mühlpferden abzunehmen. Einige derſelben tragen auf einmal eine Ladung von 13 Maaſen, welche 910 Pfund ausmachen, wenn man jedes Maaß nur auf 70 Pfund ſchätzet. Die kleinern Arten der Kameele ſind nicht im Stande, eine ſolche Laſt zu tragen. Man wird ſich aber nicht ſo ſehr darüber wundern, wenn man weis, daß dieſe Pferde nach und nach dazu gewöhnt

e) Hollingshed rühmet es, daß zu ſeiner Zeit fünf Pferde auf einer langen Reiſe 3000 Pfund mit leichter Mühe ziehen konnten.

werden, und daß ihr Weg nur bis zu den nächſten Dörfern ſich erſtrecket.

Unſere Reiterey gab in den letztern Feldzügen öftere Beweiſe, daß ſie wohl unſerer Alliirten ihrer, als der Französiſchen, ſowohl an Dauerhaftigkeit als Feuer überlegen ſey. Unſere Schwadronen brachen durch ihren hitzigen Angriff in den Feind ein, da indeſſen die deutſchen Pferde wegen ihrer Schwere, und plumpen Baues, unſere Angriffe nicht unterſtützen konnten, obſchon dieſe Truppen durch die edelſte Hitze zum Streiten angefeuert wurden.

Die itzige Reiterey unſerer Inſel hat noch allein ihre alten Vorzüge. Schon in den älteſten Zeiten war ſie anſehnlich. Unſere Sichelwagen f), nebſt der Schnelligkeit g) unſerer gut abgerichteten Pferde, flößten ſogar den Legionen Cäſars Schrecken ein. Anitzt iſt es unmöglich, dieſe Gattung ausfindig zu machen. Denn diejenigen, ſo als eingeborne von Großbrittannien angeſehen werden z. B. die kleinen Pferde aus Wallis und Cornwall,

f) *Pompon. Mela*, lib. III. c. 6. *Couinos* vocant, quorum falcatis axibus utuntur. g) *Cæſar*, Commen. de bello Gall. lib. 4. *Strabo* lib. 4.

wall, nebſt den kleinen irländiſchen (hobbies) und ſchottiſchen (Shelties) Pferden, ſo zwar vortreflich zum Gebrauche in dieſen Ländern dienen, konnte man niemals im Kriege gebrauchen. Diejenigen, deren wir uns itzt zur Reiterey, oder zum Ziehen bedienen, ſtammen von der deutſchen oder flämiſchen Art ab, und ſind durch unſern Boden, und durch eine geſchickte Zucht verbeſſert worden.

Die Engländer bemüheten ſich jederzeit um eine ſorgfältige Pferdzucht, und hielten bereits in alten Zeiten ihre Race ſehr theuer. Man kann aus einem Geſetze Athelſtans abnehmen, wie ſehr unſere Pferde von Ausländern geſucht wurden, weil dieſer Monarch deren Ausführung verbot, es wäre denn, daß ſie als Geſchenke verſchenket würden Dieſes mußte nothwendig die Landesart ſeyn, ſonſt wäre das Verbot unnütz geweſen. Denn damals war unſere Handlung noch zu eingeſchränkt, und wir konnten blos von der deutſchen Race eine Verbeſſerung der unſrigen erwarten, allein die Deutſchen ſelbſt machten aus ihren Pferden nicht viel.

Sobald aber unſere Gemeinſchaft mit den andern Theilen von Europa erweitert wurde, bedieneten wir uns derſelben gar bald zur Verbeſſerung unſerer Race. Roger von Beleſme, Graf von

Shrewsbury h), wird deßwegen am erſten gerühmet. Er ließ ſpaniſche Springhengſte nach ſeinen Gütern in Powisland bringen. Daher kam es, daß dieſer Theil von Wales viele Jahrhunderte wegen einer ſchnellen und vortrefflichen Art von Pferden berühmt war. Giraldus Cambrenſis, der unter der Regierung Heinrichs des zweyten lebte, bemerket dieſes, und Michael Drayton, ein Zeitgenoſſe Schakeſpears, beſingt ihre Vorzüge in dem ſechſten Theile ſeines Polypolbions. Dieſe Race diente vermuthlich unſerm Adel, oder unſern galanten Rittern zu ihren Uebungen in den Turnierſpielen, und von dieſer kam, nach dem Ausdrucke der damaligen Zeiten, die Blume der Rennpferde her, deren nette Geſtalt den Reiter zierte, und deren Munterkeit und abgerichtete Behendigkeit demſelben in dieſen ritterlichen Uebungen den Sieg zuwege brachte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes die vornehmſte Abſicht geweſen, die vermiſchte Race zu verbeſſern. Denn das itzige Pferdrennen wurde in England erſt unter Jakob 1ſten eingeführt. Zu Corydon in Surry i) und Garterley k) in Yorkshire, waren damals berühmte Wettrennen. Un=

h) Er hatte ſeine Erhöhnng Wilhelm dem Eroberer zu danken. i) Oshorns Works, p. 452. k) *Draytons* Polyolbion, ſong 3 d.

Unter den vorigen Regierungen finden wir von dieſen keine Meldung, ſelbſt unter den Luſtbarkeiten, welche der Liebling Eliſabeths ihr zu Ehren zu Senelworth anſtellte, als ſie ihn daſelbſt beſuchte, wird keines Pferdrennen gedacht, da doch alle damals übliche Ergötzungen dabey zu ſehen waren.

Ich läugne dennoch nicht, daß dieſe Beluſtigung in dieſen Königreichen nicht ſchon vorher bekannt geweſen ſey; ich behaupte nur, daß ſie auf eine andere Art geſchehen, weil damals jeder Edelmann ſein Pferd ſelbſt zuritte. Lord Herbert von Cherbury rechnet ſie unter die einem Manne von Ehre unanſtändigen Ergötzungen. „Ich billige das „Pferderennen nicht — ſagt dieſer Philoſoph — weil „ſo viel Betrügereyen dabey vorfallen; ich ſehe auch „nicht ein, warum ein tapferer Mann an einem „Thiere ein Vergnügen finden ſollte, deſſen vornehmſter Gebrauch darinn beſteht, daß man ſich aus „dem Staube macht. l)„

Die

l) The Life of Edvvard Lord *Herbert* of *Cherburg*, publiſhed by Mr. Walpole, p. 51. Jarvis, Merkham, der im Jahre 1599. vom Abrichten der Pferde ſchrieb, erwähnet zwar der Rennpferde; allein dieſe dienten blos zu Wetten zwiſchen zweyen Perſonen.

Die Vermehrung unſerer Einwohner, die Ausbreitung unſerer Manufakturen, und die Hintanſetzung der Schiffarth in dem Innerſten unſerer Inſel, dieſe Manufakturen weiter zu führen, ſind die Urſachen unſerer vielen Pferde. Die großen Reichthümer, ſo zuvor unſern Inſeln unbekannt waren, vermehrten die Ueppigkeit. Man hielt Karoſſen m), und man war daher auf eine außeordentliche Vermehrung und Zucht dieſer Geſchöpfe bedacht. Das große Anſehen, in welchem ſie bey Ausländern ſtehen, machte einen eigenen Zweig der Handlung aus ihnen, und gab zugleich eine neue Urſache ihrer ausnehmenden Vermehrung ab.

Da kein Königreich ſich ähnlicher Umſtände rühmen kann, ſo kann es uns auch keines an der Menge dieſer edlen Thiere gleich thun. Es würde ſehr ſchwer ſeyn, ihre richtige Anzahl zu errathen, oder ihre Vermehrung durch Perioden zu beſtimmen. Ihre Anzahl iſt ſehr veränderlich. William Fitz-Stephen erzählet, daß unter der Regierung Stephans, London allein 20000 Mann zu Pferde in den damaligen kriegeriſchen Zeiten ſtellte. Wir finden, daß zu Anfange der Regierung Eliſabets n) das

m) Der Gebrauch der Kutſchen wurde erſt im J. 1564 in England eingeführt. n) Sir Edward Harwoods memorial *Haleian Miſcell.* Vol. 4. 255.

das ganze Königreich nicht zwey Tauſend Pferde zur Reiterey liefern konnte. Auch ſogar im J. 1588, da die Nation wegen der Spanier in größter Gefahr war, beſtund die Reiterey nur aus 3000 Pferden. Die Urſache dieſes Unterſchiedes ſcheinet dieſe zu ſeyn, daß dieſe vielen Pferde zu König Stephans Zeiten blos ein unberittenes Gemengſel, hingegen die wenigen, zu den Zeiten Eliſabets, gut abgerichtet, und zum Streite mit einem ſo fürchterlichen Feinde tauglicher waren. Hingegen iſt die Zahl unſerer Pferde anitzt ſo ſehr angewachſen, und ſo vermehrt, daß in dem letztern Kriege 13575 Pferde gebrauchet wurden, und unſere Pferdezucht hat an Güte dergeſtalt zugenommen, daß die meiſten derjenigen, deren man ſich zu Wägen und Fuhrwerken verſchiedener Art bedienet, ebenfalls zum Kriege tauglich wären. Von dieſen allein ſind in London bey nahe 22000.

Der gelehrte Herr Buffon o) hat dieſen Gegenſtand der Naturgeſchichte beynahe völlig erſchöpft, wel-

---

o) Hiſt. naturele general & particuliére, avec la deſcript. du Roi &c. Ed. in 4. Vol. p. 258. ſequ. Ed. in 12mo. Vol. VII. p. 372 ſequ. Elémens de l'art véterinaire. Précis anatomique du corps du Cheval, á l'uſage des

welches auch von ſeiner Beſchreibung anderer Hausthiere geſagt werden kann.

Wir bemerken noch hiebey, daß dieſes edelſte und nützlichſte unter allen vierfüßigen Thieren mit allen Eigenſchaften begabet iſt, die es dem Menſchen nützlich machen, und welche mehr oder weniger, nach Maasgabe unſerer verſchiedenen Bedürfniſſe, ſichtbar werden. p)

Einige beſitzen unerſchrockenen Muth, und eine halb vernünftige Gelehrigkeit; diſe Eigenſchaften machen ſie zu Kriegsdienſten geſchickt. Das Feuer und die Nacheiferung anderer Gattungen geben uns diejenige Art, welche vortrefflich zum Laufen, oder vielmehr zu dem edlern und anſtändigern Vergnügen der Jagd geſchickt iſt.

Bey der nützlichſten Gattung, die wir zum Tragen der Laſten, oder auch zum Ziehen, gebrauchen,

---

des éleves des ecoles royales véterinaires. Par. M. *Bourgelat*. à Paris 1769. 8. M.

p) Man ſehe die deutſche Ausgabe nach. Hamburg und Leipzig, 1754. 2te Th. 2te Band. S. 82. M.

chen, findet man ſehr viele Geduld, und unermüdete Bemühung und Anſtrengung der Kräfte.

Ob das Pferd ſchon mit ungeheurer Stärke begabet iſt; ſo bedienet es ſich derſelben doch ſehr ſelten zum Nachtheile ſeines Herrn; ſondern es erduldet alle Strapazen auch bis auf den Tod. Die Vorſehung hat dieſer Kreatur ein mildes Naturell, und eine Furcht vor den Menſchen eingeflößet; es ſind ihr auch gewiſſermaſſen die Dienſte nicht unbekannt, die wir ihr leiſten können. Die meiſten der gehuften viefüßigen Thiere ſind Hausthiere, weil die Nothwendigkeit ſie zwinget, unſern Schutz zu ſuchen. Wilde Raubthiere ſind mit ſolchen Füſſen und Klauen verſehen, womit ſie ſich Höhlen und eine Zuflucht bey harter Witterung verſchaffen können; allein die erſtern haben dieſe Vortheile nicht, und ſehen ſich gezwungen, bey uns ihre Zuflucht zu nehmen, und ſich mit eingeärndtetem Futter zu nähren, da ſie die Natur in dieſen Ländern nicht das ganze Jahr hindurch mit der benöthigten Fütterung verſorget.

Jedoch müſſen viele unſerer zahmen Thiere zufälligerweiſe die rauhe Jahrszeit empfinden, dieſem abzuhelfen, hat die Natur ihre Füſſe, weil die äußerſten Theile zu erſt durch die Kälte leiden, durch ſtarke Hufe von einer hornartigen Subſtanz beſchützet.

Auch der Schwanz iſt mit langen Borſthaaren wider beyde allzuſtrenge Witterungen verſehen. Währendem Sommer dienet der Schweif durch ſeine Biegſamkeit und Hurtigkeit zur Abkehrung des häufigen Ungeziefers, ſo ſie unaufhörlich ſticht, oder Eyerchen in den Maſtdarm legt. Eben dieſe langen Haare dienen in Winter die Kälte abzuhalten. Aber wir berauben dieſe Geſchöpfe durch eine uns eigene ungereimte, und grauſame Gewohnheit dieſer beyden Vortheile: ich meine durch das Stutzen. In dem letztern Kriege litt unſere Reiterey ſo viel Schaden dadurch, daß es itzt ſcheinet, als ſähen wir nunmehr unſern Irrthum ein, und wenn wir nach einigen neuen Verordnungen die Reiterey betreffend, urtheilen, ſo werden hierinn künftighin Verbeſſerungen gemacht werden. q)

Die

---

q) Folgende Anmerkung eines vornehmen Schriftſtellers über dieſe Sache kann hier nicht überflüßig ſeyn.

„Ich muß es geſtehen, daß ich nicht mit der „engliſchen Raſerey angeſteckt bin, alle äuſerſten Theile der Pferde abzuſtutzen zu laſ„ſen. Ich wage es, zu ſagen, daß mir ihre „Schwänze, wenigſtens wenn ſie nur halb „abgeſtutzt ſind, gefallen, jedoch noch beſſer, „wenn ſie ganz ſind. Es iſt unglaublich,

was

Die natürlichen Krankheiten des Pferdes ſind nicht zahlreich; allein unſer Mißbrauch, unſere Nachläßigkeit, oder auch, welches ſehr häufig iſt, unſere übertriebene Sorgfalt, verurſachen eine Menge von Krankheiten, welche oft gefährlich und tödtlich ſind. Unter den natürlichen Krankheiten ſind die Würmer, eine eigene Art derſelben, (the *bots*) und der Stein die vornehmſten. Dieſe ſchädlichen Würmer ſind die Spulwürmer (lumbrici) und Aſcarides, oder kleine Würmer im Maſtdarme. Dieſe beyden Wurmgattungen ſind de-

---

„was für großen Unterſchied dieſe Abändrung „bey unſerer Reiterey, zumal zu gewißen „Jahrszeiten, machen würde, welche, ſo ſehr „ſie auch einer jeden andern, die ich je geſehen „habe, überlegen iſt, doch nichts deſtoweni„ger lange vor Endigung des Feldzuges, durch „dieſe Beraubung ihrer Vertheidigungen ge„gen die Fliegen, elender daran iſt, als alle „andere Reiterey. Unſere Pferde ſchwitzen „und reiben ſich immer an den Pfählen, wer„den durch das Stechen des Ungeziefers vom „Freſſen abgehalten, und ſo elend, daß ſie „faſt zuſehends hinfallen; dahingegen die „Reiterey der Ausländer, das Ungezifer ab„kehren kann, kühl und ungeplagt iſt, und „ſich täglich erholet.„

denen ähnlich, die in menſchlichen Körpern gefunden werden, aber viel gröſſer. Die kleinern Würmer (*bots*) in dem Eingeweide der Pferde r) ſind die erucæ oder Raupen der Bremſe (oeſtrus). Man findet ſie ſowohl im Maſtdarm, als im Magen, und in dieſem letztern verurſachen ſie krampfhafte Zuckungen, die öfters den Tod des Thieres verurſachen.

Der Stein iſt ein nicht gewöhnliches Uebel der Pferde, jedoch haben wir davon zwey Beyſpiele geſehen; das eine bey einem Pferde bey High Wicomb, von welchem 16 Steine, jeder von anderthalb Zoll im Durchſchnitte, giengen, und das andere an einem Steine, der aus der Blaſe eines Pferdes genommen, und in die Sammlung des ſel.

D.

---

r) S. *Réaumur* Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des Inſectes. T. IV. p. 541. &c. Hamburg Maga. 6. B. S. 414. 14 B. S. 352 = 359. 19 B. S. 219. Quide du Marechal; par Mr. *La Foſſe*. Paris, 1776. 4. m. fig. Von den Würmern im Pferde, S. 286. in des Freyherrn von Sind vollſtändigem Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stallmeiſters. Göttingen und Gotha, 1770. fol. fig. M.

Mead s) verehret wurde. Er wog 11 Unzen. Dieſe Steine ſind von verſchiedenen Rinden zuſammengeſetzt, und ſehr glatt und glänzend. Ihre Geſtalt iſt dreyeckigt; aber ihre Spitzen ſind gerundet, als wenn ſie ſich an einander abgerieben hätten.

Der allweiſe Schöpfer richtete die Dienſte der Hausthiere gegen die Menſchen ſo ſchön ein, daß die Theile derjenigen, ſo in ihrem Leben am meiſten nützen, nach ihrem Tode am wenigſten brauchbar ſind; & vice verſa. Die Häute der Pferde können vornehmlich zu Kommotern, Strängen und andern Stücken des Kutſchengeſchirres gebrauchet werden; und ſo behält das Pferd auch ſogar nach ſeinem Tode einige Aehnlichkeit mit ſeiner vormaligen Beſtimmung. Die Haare von der Mähne dienen zu Perücken, die von dem Schweife zum Unterſten der Seſſelküſſen, zu Stricken und zu Angelſchnüren.

s) Muſeum Medianum, p. 361.

Der Eſel.

Dieſes Thier, das anitzt in allen Theilen dieſer Inſel ſo gemein iſt, war zu den Zeiten der Königinn Eliſabet völlig ausgeſtorben. Hollingſched ſagt t), daß zu ſeiner Zeit unſer Land keine Eſel hervorbrachte, (our lande did no aſſes.) Allein es iſt ganz ſicher, daß dieſes nützliche Thier vorher in dieſem Königreiche bekannt war. Denn ſchon über 400 Jahre vorher wird deſſelben zu König Ethelreds u) Zeit gedacht, und hernach in der Regierung Heinrichs des Dritten. x) Es muß alſo einem Zufalle zuzuſchreiben ſeyn, daß dieſe Race in den Tagen Eliſabets ausgegangen war. Wir wiſſen nicht, wann ſie wider nach Eng-

t) Habitat in magnatum prædiis rarius. *Faun ſvecc.* 35. edit. 1746. Wir vermuthen, daß dieſe Gattung in Schweden ausgeſtorben iſt; denn Linnäus hat ſie in der letztern Ausgabe völlig ausgelaſſen.

u) Da der Preis eines Maulthieres oder jungen Eſels, 12 Schillinge war. Chron. pretioſum, p. 51. x) Im Jahre 1217, da der Camerarius (Einnehmer der Gefälle) von St. Alban zween Eſel verlor ꝛc. Chron. pret. 60.

England gebracht wurde, vermuthlich unter der folgenden Regierung, da unſere Handlung mit Spanien erneuert ward, in welchem Lande dieſes Thier ſehr gebraucht, und wo auch dieſe Gattung ſehr vollkommen angetroffen wird.

Der Eſel iſt urſprünglich aus Arabien und andern morgenländiſchen Gegenden. Ein hitziges Land bringet die größten und beſten hervor, und je mehr ſie ſich kalten Ländern nahen, deſto kleiner wird auch ihre Geſtalt, und ihre Munterkeit nimmt ab.

Die Wanderung dieſer Thiere war ſehr langſam. Wir wiſſen, wie ſpät ſie nach England gebracht wurden; in Schweden gehören ſie noch itzt unter die Seltenheiten. z) Es ſcheint auch, daß ſie nach Norwegen a) gekommen ſind. Nunmehr ſind ſie in England naturaliſiret; unſere Luft und

z) Weil ſie keine Kälte vertragen können, ſo iſt es unmöglich, dieſe Race in Schweden oder Norwegen zu finden. Daher ſagt ſchon Ariſtoteles, daß man wegen der Kälte in Scythien keine Eſel antreffe. M.

a) Erich Pontoppidans Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen. Koppenhagen, 1753. 1754. 8. 2 Theile. M.

Boden iſt ihnen nicht zuwider, die Race wird überall angetroffen, und ihr Nutzen wird immer beſſer eingeſehen.

Sie werden anitzt zu vielen Dienſten gebrauchet, die zuvor die Pferde verrichten mußten, und man kann dadurch dieſe edlen Thiere zu beſſern Dingen anwenden. Viele unſerer ergiebigſten Erzgruben ſind ſo beſchaffen, daß faſt kein Pferd dazu kommen kann; unſere Thiere hingegen, deren Tritt ſicherer iſt, können zur Wegführung unſerer mineraliſchen Schätze mit Vortheil gebraucht werden. Da auch unſere Pferde nunmehr einen anſehnlichen Aſt der Handlung ausmachen, und jährlich große Summen in dieſe Königreiche bringen; ſo verdienet die Zucht eines ſo nützlichen Thieres, das die Stelle der Pferde vertreten kann, deſto mehr unſere Aufmerkſamkeit, weil wir dadurch in den Stand geſetzt werden, mehrere Pferde auszuführen.

Die Eigenſchaften dieſes Thieres ſind bekannt. Es erträgt mit Geduld die härteſte Arbeit, und begnügt ſich mit dem ſchlechteſten Futter, mit Unkraut und Diſteln. Es liebt am meiſten den Wegerich, und ich habe öfters geſehen, daß es alle andere Kräuter auf der Weide ſtehen ließ. Den ſchmalblätterigen Meerwegerich b) eſſen Pferde und Kühe

b) Plantago maritima,. Angl. Fl. 52.

he gerne. Seit einigen Jahren iſt er in Nordwallis ſtark gebauet und ausgeſäet worden, inſonderheit auf der Inſel Angleſea, wo der Saame eingeärndtet, und von da in andere Theile dieſes Fürſtenthums verführet wird. c)

Der Mauleſel.

Dieſes nützliche und dauerhafte Thier wird nicht allein von einem Hengſte und einer Eſelinn, ſondern auch vom Eſel und einer Stute gezeuget. Dieſe letzteren ſind die beſten, weil man angemerket hat, daß das Maulthier mehr von der Mutter, als vom Vater, an ſich nimmt. Jedoch behält es viel von der Hartnäckigkeit des letztern, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß dieſe durch die üble Begegnung vermehret wird. Denn man überhäuft, anſtatt eines milden Bezeigens, welches gemeiniglich die ſchlimmſten Eigenſchaften verbeſſert, den Mauleſel ſchon vom Anfange mit Grauſamkeit, und er iſt der Schläge ſchon gewohnt, daß er ſich alle-

 mal

c) Der Eſel iſt eben ſolchen Krankheiten unterworfen, wie das Pferd, zum Beyſpiel, den Würmern. S. Memoires de l' Academie Royale des ſciences, année 1746. p. 36. M.

mal derſelben verſieht, ſo oft er geritten oder bepacket wird: daher macht ſich das arme Thier entweder zum ausſchlagen, oder zum umkehren fertig, wenn es zu hart gehalten wird. Wenn unſere Landesleute dieſes Thier ſo anſehen würden, wie es ſeine nützlichen Eigenſchaften verdienen, und wenn ſie mehr Sorgfalt trügen, es gehörig abzurichten, ſo könnten ſie es mit gutem Erfolge zum Reiten, Ziehen und Laſttragen gewöhnen. Die Größe und Stärke unſerer Race iſt gegenwärtig ſo verbeſſert worden, ſeit dem wir ſpaniſche Hengſteſel kommen ließen, daß wir bald viele bekommen werden, ſo zu dieſem dreyfachen Gebrauche geſchickt ſind. Die vornehmſten Perſonen in Spanien werden von Mauleſeln gezogen, deren jeden man öfter mit 50 bis 60 Guineen bezahlet, wie Hr. Klarke d) verſichert. Man darf ſich auch gar nicht darüber wundern, wenn man bedenket, wie weit ſie in einem bergichten Lande im Ziehen die Pferde übertreffen, weil der Mauleſel da feſt auftritt, wo das Pferd kaum ſtehen kann.

Die-

d) Letters on the *ſpaniſh* nation. Letter 1. & 19. London, 1763. 8. Deutſch; Lemgo, 1765. 8.

Dieſe kurze Nachricht will ich mit der allgemeinen Anmerkung ſchließen, daß weder Maulthiere, noch alle Zwitterarten von andern Thieren ſich fortpflanzen. Es können daher alle dieſe Afterzeugungen als Monſtra angeſehen werden, weil die Natur weislich alle Fortpflanzung gleich anfänglich hemmet, damit die urſprünglichen Gattungen der Thiere ganz und ächt erhalten würden.

Der Ochs.

Das Clima von Großbrittanien bringet vor allen andern die größte Menge und Verſchiedenheit geſunder Erdgewächſe hervor, welche faſt in allen Provinzen deſſelben von der gütigen Natur gleich ausgetheilet ſind. Dieſe allgemeine Fruchtbarkeit kommt von den trüben Wolken her, welche Ausländer aus Irrthum unſerm Lande zur Laſt legen; allein dieſe nicht lange währende Dunkelheit kleidet unſere Wieſen und Hügel in das ſchönſte Grün im Ueberfluſſe.

Dieſem müſſen wir die Menge, Manichfaltigkeit, und Güte unſeres Viehes, den Vorrath unſerer Milchgruben, nebſt unzähligen andern Vortheilen zuſchreiben. Cäſar der älteſte Schriftſteller, der dieſe Inſel beſchreibet, redet von der Menge unſers Viehes, und füget noch hinzu, daß wir

 den

den Ackerbau hintanſetzten, und von Milch und Fleiſch lebten. e) Strabo bemerket unſern Ueberfluß an Milch, ſagt aber zugleich, daß wir nicht wüßten, Käſe zumachen. f) Mela ſchreibet, der Reichthum der Britten beſtehe in Vieh; und in ſeinen Nachrichten von Irland merkt er an, die Viehweide ſey in dieſem Königreiche von ſolcher Güte, daß das Vieh aufborſte, wenn man es auf einmal lange weiden laſſe. g) Hollingshed ſagt, daß die Römer das Vieh aus Brittannien dem liguriſchen oder genueſiſchen vorzogen; h) er führt aber keinen alten Schriftſteller zum Beweiſe an.

Dieſer Vorzug, den unſere brittiſche Vorfahren der Viehzucht vor dem Ackerbaue gaben, erſtreckte ſich auch wohl noch auf ſpätere Zeiten, und dauerte in gleichem Maaſe den ganzen Zeitpunkt unſerer lehnmäßigen Verfaſſung hindurch. Der Lehnherr, deſſen Macht und Sicherheit von der ſchnel-

e) De bello gallico lib. 5.

f) Lib. 4.

g) Adeo luxurioſa herbis non lætis modo, ſed etiam dulcibus, ut ſe exigua parte diei pecora impleant, ut niſi pabulo prohibeantur, diutius paſta diſſiliant. Lib. 3. cap. 6.

h) Deſcription of Britain, p. 109.

ſchnellen Befolgung der Befehle abhieng, die er ſeinen Vaſallen ertheilte, fand es ſeinem Vortheile gemäß, ſolche Verrichtungen zu befördern, welche dazu dienlich waren. Der Vaſall, der ſich einen Ruhm daraus machte, auf den erſten Wink zur Fahne ſeines Lehnherrn zu eilen, gab allemal einer ſolchen Beſchäftigung den Vorzug, welche auch ſeine Familie eben ſo gut in ſeiner Abweſenheit verrichten konnte. Der Ackerbau erforderte ſo viel Mühe, daß dabey die Dienſte des Vaſallen würden Noth gelitten haben, die er ſeinem Herrn zu leiſten hatte; hingegen verſtattete ihm die Viehzucht nicht allein dieſe Beobachtung ſeiner Pflichten, ſondern er ward auch dadurch in den Stand geſetzt, die Tafel ſeines Herrn reichlich mit Vorrath zu verſehen, woran er gleichermaſſen Antheil hatte. Der übriggebliebene Vorrath der Speiſekammer des ältern Shenkers giebt einen überzeugenden Beweis von der Menge des Viehes zu ſeinen Zeiten. Denn nachdem er den größten Theil ſeines Wintervorraths aufgezehrt hatte, ſo fand man doch noch im Maymonate nicht weniger als 80 eingeſalzene Ochſen, 600 Speckſeiten, und 600 Hämmel. i) Die Nach-

i) Hr. Maitland, dieſer fleißige und richtige Geſchichtſchreiber von London, giebt uns folgendes Verzeichniß von der Menge Viehes, ſo

Nachrichten von verſchiedenen groſſen Gaſtmahlen der folgenden Zeiten, zeigen uns erſtaunenswürdige Beyſpiele von der Menge des dabey verzehrten Viehes, welches theils der fleißig unterhaltenen Weide, und der Viehzucht, theils dem Vorzuge zuzuſchreiben iſt, den die Engländer allemal den Fleiſchſpeiſen gaben. Die letztern Berechnungen von der ungeheuern Anzahl Viehes, das in unſerer Hauptſtadt verzehrt wurde, ſetzten die große Menge der ältern Zeiten in noch gröſſeres Licht; zumalen wenn man erwäget, daß die Viehzucht und der Mundvorrath ſeit dem ſehr zugenommen hat, indem wir anjetzt aus allen Theilen der Welt eine Menge von Lebensmitteln bekommen.

Unſere Zucht von Hornvieh iſt durch die Vermiſchung mit ausländiſchen ſo verbeſſert worden, daß es ſchwer fällt, die urſprüngliche Gattung auf dieſen

ſo im J. 1736 daſelbſt verzehret wurde, da dieſe Stadt bey weitem noch nicht ſo volkreich war, als ſie jetzt iſt. Ochſen 98244. Kälber 194760. Schweine 196932. Spanferkel 52000. Schaafe und Lämer 711123. S. auch *Hume's* hiſtory of England. II. 153. *Polydorus Virgil.* Hiſt. Angl. der zu Heinrichs des achten Zeiten lebte, ſagt: Angli plures pecuarii, quam aratores. —

dieſen Inſeln zu beſtimmen k) Diejenigen Racen, ſo man für ganz brittiſch halten kann, ſind viel kleiner, als die auf dem nordlichen Theile des feſten Landes von Europa.

Das Hornvieh der Hochländer in Schottland iſt ſehr klein und mager, und viele darunter, ſowohl Männchen als Weibchen, ſind ohne Hörner. Das Walliſche Rindvieh iſt viel größer, und das ſchwarze in Cornwall eben ſo. Die große Art, welche jetzt in den meiſten Provinzen von Großbritanien

---

k) Wenn man den Auerochſen mit dem Hausſtiere vergleicht, ſo erhellet deutlich, daß der Urus oder Auerochs kein anderer als unſer gemeiner Stier in ſeinem natürlichen und wilden Zuſtande ſey. Der Biſon, ſo der Bonaſus des Ariſtoteles, Hiſt. anim. Lib. II. c. 1. & 16. L. VIII. c. 45, iſt, iſt von einerley Gattung mit dem Auerochſen, und unſerm gemeinem Ochſen, wie Hr. v. Büffon (allg. Hiſt. der Natur. 6. Th. 1. B. S. 170 u. f.) erweiſet, unterſcheidet ſich blos durch den Buckel zwiſchen den Schultern, und hat ſeinen Namen vom deutſchen Worte Wieſen, welche Benennung die Römer im Deutſchlande in ihre Sprache aufnahmen, ſo wie ſie aus Urochs Urus machten. M.

tanien gezogen wird, ſtammt entweder ganz von aus-ländiſchen ab, oder ſie iſt die unſrige, welche durch die Vermiſchung mit fremden Gattungen verbeſſert worden. Die in Linkolnshire kommen von der Holſteiniſchen Art her, und die großen Rinder ohne Hörner, welche in einigen Theilen von England gezogen werden, ſtammen aus Polen ab.

Jonſton erwähnet des wilden Hornviehes in Schottland unter den Namen Biſon Scoticus, und eignet demſelben eine Mähne, nach Art der Löwen, und eine völlig weiße Farbe zu. l) Dieſe Gattung iſt anjetzt verloſchen, ſo daß man nun in keinem Theile dieſer Königreiche eine wilde Art findet, die mit den zahmen Gattungen überein käme.

Die Geſchichtſchreiber reden ſehr oft von unſerm Hornviehe. Man erzählet, daß Robert Brüce, König von Schottland, auf einer wilden Ochſenjagd durch die Unerſchrockenheit eines ſeiner Hofleute von den wüthenden Anfällen eines wilden Stieres befreyet worden; der König legte ſeinem Eretter und deſſen Nachkommen den Namen Turnbull bey. Fitz Stephens m) nennet dieſe Thiere unter denen

l) *Jonſton*, Nat. hiſt. 1, 47.

m) Er war ein Mönch zu den Zeiten Heinrichs II. Er ſchrieb eine Geſchichte von London.

nen, welche ſich in dem groſsen Walde aufhielten, der zu ſeiner Zeit nahe bey London war. Ein anderer Schriftſteller n) zählet unter dem groſsen Vorrath bey dem groſsen Feſte, des Nevil, Erzbiſchof von York, gabt ſechs wilde Ochſen. Und Sibbald o) verſichert uns, daſs man ſogar noch zu ſeinen Zeiten wildes weiſses Rindvieh auf den Schottländiſchen Gebirgen gefunden habe. Von dieſem hat das zahme Hornvieh auf unſern Inſeln ſeinen Urſprung. Der Urus, oder Auerochs, in ſeinem natürlichen Zuſtande, iſt jetzt nicht mehr in einem Lande von Europa anzutreffen, als etwan in Polen, wovon wir in Rzaczynſky Naturgeſchichte dieſes Königreichs Nachrichten finden. p)

Der Ochs iſt das einzige gehörnte Thier unſerer Inſeln, das mit ſeiner Stärke dem Menſchen nützlich iſt; ja es iſt allgemein, daſs Ochſen bey vielen Gelegenheiten beſſer zum Ziehen dienlich ſind als Pferde. Ihr Futter, Geſchirr und Hufeiſen koſten nicht ſo viel, und ſollten ſie gelähmet oder alt werden, ſo dienet ein alter Zugochſe eben ſo gut

n) *Leland's* Colle&t.
o) *Sibbald* Prodr. his. nat. Scot. III. 7.
p) S. ſeine hiſt. nat. Reg. Polo. & Sandomi. 1721. 4. p. 228.

gut zur Speiſe, und wird eben ſo bald fett als ein junger. q)

Es iſt kaum ein Theil an dieſem Thiere, der nicht ſeinen Nutzen hätte. Das Blut, Fett, Mark, Haut, Haar, Hörner, Hufe, Milch, Rahm, Butter, Käſe, Molken, Horn, Leber, Galle, Milz, Beine und Miſt, haben bey Manufakturen, Handlung und Arzney ihren beſondern Nutzen. Die Haut war zu allen Zeiten ſehr nutzbar. Die alten Britten r) machten anfangs ihre Boote aus Weiden, und belegten ſie mit Ochſenhäuten. Dieſe Fahrzeuge dienten ihnen zu kurzen Seereiſen längſt der Küſte. s)

Aus

q) *Mortimers* Husbandry I. 171.

r) Ad inſulam Mictim Timæus hiſtoricus Brittannos vitilibus navigiis, corio circumſutis navigare, dicit. *Plin. his. nat.* L. 4. c. 16.

s) Daß dieſe vitilia navigia, wie ſie Plinius nennet, andere leſen vilia, nicht zu langen Reiſen beſtimmt waren, erhellet ſowohl aus ihrer Zuſammenſetzung, als auch aus der Nachricht Solins, daß das Schifsvolk auf denſelben währender Fahrt niemals zu eſſen pflege. C. *Junii Solini* Polychiſtor. 56.

Aus friſchen Weiden wird ein kleines Schiff
gemacht,
Und deſſen naſſes Reiß mit Häuten überleget,
Das ſeinen Ruderer auf wilden Fluthen träget.
So klein es immer iſt, ſchwimmt es doch in
der Höh:
So ſticht der Veneter und Britte in die See.

Lucan.

Noch jetzt ſieht man Fahrzeuge von dieſer Art auf den irländiſchen Seen, und auf der Dee und Severn in England, die Irländer nennen ſie Curach, und die Engländer Coracles, vom alt brittiſchen Worte Cwrwgl, welches ein ſo gebautes Fiſcherboot bedeutet.

Die Haut dienet, wenn ſie mit Lohe zubereitet, und gegerbet worden, zu Stiefeln, Schuhen und unzähligen andern Bequemlichkeiten des Lebens.

Aus Kalbsfellen wird Pergament, und aus dieſem, oder aus den feinen Ochſendärmen werden Goldſchlagershäutchen verfertiget. Ochſenhaare mit Kalk vermiſcht, ſind eine nothwendige Sache zum Bauen. Aus den Hörnern werden Kämme, Büchſen, Meſſerhefte, und Trinkgeſchirre gemacht: wenn man ſie durchs Waſſer erweichet, ſo werden ſie ſo biegſam, daß ſie zu durchſichtigen Laternenblättern dienen. Dieſe letztern Nutzbarkeiten haben wir un-
ſerm

ſern großen Könige Alfred zu danken, der ſich ihrer am erſten bediente, ſein Licht, nach welchem er die Zeit abmaas, vor dem Winde ſicher zu halten; t) oder wie andere Schrifſteller behaupten, die Kerzen dadurch brennend zu erhalten, welche vor den Reliquien in den damaligen armſeligen und zerfallenen Kirchen ſtanden. u)

In der Arzneykunſt bediente man ſich der Hörner, als Gegenmittel wider den Gift, die Peſt, oder die Blattern, und legte ihnen den Namen des engliſchen Bezoar bey. Man ſagt, daß ſie eben ſo gut, als der orientaliſche gewirket haben, die Späne vom Huf, und das abgeſchabte von den rohen Häuten dienen zu Zimmermanns- nnd Tiſchlersleim.

Handwerksleute bedienen ſich der Beine, ſtatt des koſtbaren Elfenbeins, und dadurch erhält der gemeine Mann viele Bequemlichkeiten um wohlfeilen Preis. Aus den Röhren und Gelenkbeinen wird ein Oel gemacht, deſſen ſich Sattler und Riemer zur Zubereitung und Säuberung der Pferdgeſchirres, und alles deſſen, was zu einer Kutſche gehöret, bedienen. Die Beine zu Aſche gebrannt, ſind zu Teſten für die Goldſcheider ſehr dienlich.

Das

t) *Anderſon's* hiſtory of commerce. 1. 45.
u) *Stavely's* hiſt. ofchurches, p. 103.

Das Blut iſt zum Düngen der Fruchtbäume vortrefflich, x) und iſt das Hauptwerk von dem ſchönen Berlinerblau. Das Fett, Unſchlitt und Talk, dient uns zu Lichtern, und auch zum Niederſchlagen des Salzes aus den Salzquellen. Galle, Leber, Milz und Harn haben auch ihre Stelle bey der Materia medica.

Jedermann iſt der Gebrauch der Butter, Käſes, Rahms, und der Milch zum Hausweſen, und die Vortrefflichkeit der letztern, als eine wohlſchmekende Nahrung für Leute, deren Magen ſchwach iſt, bekannt.

Das Schaaf.

Es ſcheint aus keinem der alten Schriftſteller wahrſcheinlich zu ſeyn, daß dieſe Thierart unter den Britten gezogen wurde. Die Enwohner der innern Gegenden dieſer Inſel giengen entweder ganz nackend, oder mit Häuten begleidet. Diejenigen, ſo an der Seeküſte wohnten, und am beſten geſittet waren, ahmten den Galliern nach, und trugen, wie dieſe, eine Art von Hoſen, ſo aus ſchlechter Wolle gemacht waren, und Braccä hießen. Sie erhielten dieſe wahrſcheinlich aus Gallien, weil

x) Evelyn's philoſ. diſcourſe of earth, p. 319.

wir in der Geſchichte dieſer Zeiten keine Spur von Manuſakturen bey den Britten antreffen.

Dieſe Nachläßigkeit iſt bey einer ungeſitteten Nation leicht zu entſchuldigen, deren Bedürfniſſe gering waren; aber darüber muß man ſich wundern, daß wir lange Zeit einheimiſche Wollmanufakturen immer vernachläßigten, ohngeachtet wir ſchon längſt eine gute Schafzucht hatten, deren Wolle vor der ausländiſchen den Vorzug hatte. Dieſer wichtige Aſt der Handlung befand ſich eine geraume Zeit in fremden Händen, die von unſern Materialien arbeiteten. Es ſcheint zwar, als ob unſere Monarchen einige kraftloſe Verſuche gemacht hätten, ſowohl die Wolle als derſelben Verarbeitung bey uns zu behalten. Heinrich der zweyte a) gab den Tuchmachern in London die Erlaubniß, daß alles Tuch, welches mit ſpaniſcher Wolle vermiſcht wäre, von dem Lord Mayor verbrannt werden ſollte; allein es gieng mit dem Tuchmachen ſo ſchlecht von ſtatten, daß Edwart der dritte bey dem Antritte ſeiner Regierung die Einfuhr ausländiſchen Tuches erlauben mußte. Bald darauf aber, da er fremden Fabrikanten, die ſich in England niederließen, und die Einwohner in ihrer Handthierung unterwieſen, Vorſchub that, wuchs unſer Tuchhan-

a) *Stovv's* Annales, p. 419.

handel ſo ſtark, daß er alles Tragen ausländiſcher Tücher verbieten konnte. Und dennoch war das Volk dazumal ſo wenig zur Handlung aufgelegt, daß die Wirkung dieſes Verbots durch ein anderes Geſetz gehemmt wurde, welches der Handlung eben ſo nachtheilig, als das erſtere heilſam war. Es wurde nämlich eine Akte unter eben dieſer Regierung gemacht, welche bey ſchwerer Strafe die Ausführung engliſcher Tücher verbot, dahingegen die Ausführung der Wolle nicht nur erlaubet, ſondern noch überdieſes befördert wurde. Man machte dieſen Fehler lange Zeit nicht wieder gut. Denn bey dem Bündniſſe, das Edward der Vierte mit dem Könige von Arragonien machte, beſchenkte er dieſen mit einigen Widdern und Schafen von der Coteſwold-Zucht. Es iſt dieſes ein Beweis von der Güte derſelben, weil man ſie einem Monarchen verehrte, deſſen Land wegen der feinen Wolle ſo berühmt war. b)

b) *Rapin*, 1, 605. in der Anmerk. *Stovv*'s An- Annales p. 696. Man leſe A Letter from a Gentleman in *Spain* to Mr. *Peter Collinſon*, relating principally to the Sheep and Sheep Walks of *Spain*; By W. B. in Gentlemans Magazine, year 1764, p. 203. & 266.

Im erſten Jahre Richards des III., und unter den beyden folgenden Königen wurden unſere Wollmanufakturen c) verbeſſert; aber die völlige Aufnahme und Flor derſelben, muß von der Regierung Eliſabets an gerechnet werden, als die Tyranney des Herzogs von Alva in den Niederlanden eine Menge Künſtler vertrieb, welche ihre Zuſtucht zu uns nahmen. Dieſe ſind die Stifter der unermeßlichen Manufakturen, die wir itzt haben. Faſt ſollten wir uns umſtändlicher über den neueren Zuſtand unſerer Tuchfabriken herauslaſſen; allein die Gränzen unſeres Werks halten uns davon ab, und wir müſſen unſere Unterſuchungen blos ſolchen Gegenſtänden widmen, welche unmittelbar zur Thiergeſchichte gehören.

Kein Land iſt beſſer mit Materialien zu allen Arten der Kleidungen verſehen, als Großbrittannien, und

266. &c. Hr. Köhler hat dieſes merkwürdige Sendſchreiben ſeiner deutſchen Ueberſetzung der Clarkiſchen Briefe angehängt. M.

c) Unter Richards III. Regierung wurden zuerſt zwo Ellen breites Tuch gemacht. Ein Italiener zeigte uns unter Heinrich VIII. den Gebrauch des Spinnrockens!, und um eben dieſe Zeit fieng man an, das grobe Kenter Tuch, Kerſies, zu machen.

und obgleich die Schafe dieſer Inſeln, Wolle von verſchiedener Güte liefern, ſo können doch alle dieſe Sorten mit Nutzen gebraucht werden. Heereford-shire, Devonshire, und Coteſwolddowes, ſind wegen der beſten engliſchen Wolle berühmt. Die ſehr großen Schafe von Lincolnshire und Warwikshire, ſind alle wegen der Menge und Güte ihrer Wolle vorzuziehen. Die erſtere Landſchaft hat die größten Schafe auf dieſen Inſeln. Es iſt nichts ſeltenes 50 Guineen für einen Widder zu geben, oder 20 Guineen, ſich deſſen zu einer gewiſſen Anzahl Lämmer eine Jahrszeit über zu bedienen. Suffolk bringt gleichfalls eine ſehr gute Art hervor.

Die Wolle der nordlichen Gegenden iſt nicht ſo fein, wie die in den ſüdlichen, indeſſen iſt ſie doch in verſchiedenen Gattungen unſerer Manufakturen von großem Werthe Die Hügel von Yorkshire verſorgen die Weberſtühle dieſer Grafſchaft mit groſſer Menge Wolle, und die vom Halſe und Schultern, wird, mit ſpaniſcher vermiſchet, zu einigen ihrer feinſten Tücher gebraucht.

Wallis giebt ſchlechte Wolle, ſo aber dennoch nutzbarer iſt, als die feinſte ſegoviſche; denn Reiche und Arme, Alte und Junge, Geſunde und Kranke, bezeugen den allgemeinen Nutzen des Flanells.

Die irländiſchen Schafe ſind eben ſo verſchieden, als die engliſchen. Die aus ſüdlichen Gegenden ſind groß, und ihr Fleiſch unangenehm, die aus nordlichen und bergigten klein, und haben ein ſüſſes Fleiſch. Auf gleiche Art iſt auch die Güte der Wolle verſchieden.

Schottland hat eine kleine Gattung, und grobe Wolle. Sibbald, und vor ihm Boethius, redet von einer Art auf der Inſel Oona, ſo blaue Wolle hat. Eine andere auf der Inſel Hirta iſt gröſſer als der ſtärkſte Bock, mit Schwänzen, welche faſt bis auf den Boden reichen, und mit ſo dicken, ja noch längern Hörnern, als ein Ochs hat. d) Er thut noch von einer andern Meldung, welche Wol-

d) Gmelin beſchreibet ein Thier in Siberien (Stepnie Baranni) wildes Schaaf, welches in vielen Stücken mit dieſem übereinkommt. Er nennet daſſelbe Rupicapra cornubus arietinis, und Linnäus Capra ammon. Syſt. 97. Geßner p. 934. hält es für den Mußmon des Plinius. (Hiſt. nat. L. 8. c. 44.) Die Hörner des ſibiriſchen Thieres ſind zwo Ellen lang, und wiegen über 30 Pf. Da wir von ſo guter Hand das Daſeyn eines ſolchen vierfüßigen Thieres wiſſen, ſo dörfen wir

Wolle und Haare zugleich haben: ferner von einer vierten Gattung, deren Fleiſch und Wolle gelb, und deren Zähne goldfarb ſind. Allein da kein anderer Schriftſteller davon etwas ſagt, als der leichtgläubige Boethius, ſo muß dieſes noch beſſer unterſucht werden.

Nebſt der Wolle iſt kaum ein Theil an dieſem Thiere, der nicht nützlich iſt. Das Fleiſch iſt eine gute und geſunde Speiſe; das zubereitete Fell dienet zu vielen Stücken unſeres Anzuges, und zu Decken der Bücher. Die Därmer dienen, wenn ſie gehörig zubereitet und gedrehet worden, zu Seiten verſchiedener muſikaliſchen Inſtrumente; die gebrannten Beine ſind dem Scheidekünſtler brauchbar.

wir es wagen, dem Boethius zu glauben, daß man einsmals dieſe Art auf Hirta gefunden habe. Hr. von Büffon beſchreibet es unter dem Namen Muflon (Tom. XI. p. 352; im 6ten Theile der deutſchen Ausgabe, S. 204,) und hält es mit vieler Wahrſcheinlichkeit für das Schaf in ſeinem natürlichen und wilden Zuſtande. *Novi Commentarii Acad. Scien. Petrop. T. IV.* p. 338. *Briſſon* Regnum animal. Lugd. Bat. 1762. 8. p. 43.

bar. Die Milch iſt dicker als die von Kühen, und giebt folglich mehr Butter und Käſe; ja ſie iſt in manchen Gegenden ſo gut, daß man ſie ohne Waſſer nicht von den Molcken ſcheiden kann. Der Miſt iſt vortrefflich zum Düngen, ſo daß die Schaafzucht für den Landmann ein höchſt nützlicher Theil der Landwirthſchaft iſt. Kurz, wir mögen die Vortheile in Betrachtung ziehen, welche einzelne Perſonen, oder dieſe Königreiche überhaupt von dieſem Thiere erhalten, ſo können wir demſelben gewiſſermaſſen mit Columella c) den Vorzuu vor allen Hausthieren geben. Nach den gröſſern vierfüßigen Thieren, ſagt er, folget das Schaf, welches die erſte Stelle verdienet, wenn man deſſen großen Nutzen erwägt. Denn dieſes dieſes Thier ſchützt uns vornehmlich gegen die rauhe Kälte, verſchafft uns reichlich Kleidungen, und beſetzt unſere Tafeln mit wohlſchmeckender Speiſe im Ueberfluſſe.

Das Schaf iſt ſeiner Natur nach ein höchſt unſchuldiges, ſanftmüthiges, und einfältiges Thier; und da es ſich ſeines wehrloſen Zuſtandes bewußt iſt, ſo iſt es überaus furchtſam. Wenn es in Begleitung ſeines Lammes angegriffen wird, ſo ſucht es durch Stampfen und Kopfſtöſſe Widerſtand zu thun.

---

e) De re ruſtica. L. VII. cap. 2.

thun. Es liebet heerdenweiſe zu gehen, und höret gerne das Geklinge, daher an vielen Orten der Leithammel ein Glöckchen am Halſe hat, dem die andern beſtändig nachfolgen.

Es iſt vielen Krankheiten unterworfen. Einige derſelben kommen von dem Ungeziefer her, das ſeine Eyerchen in verſchiedene Theile des Thieres legt; andere werden durch naſſe Weiden verurſachet, weil das Schaf nicht viel trinket, und einen trockenen Boden liebt. Die Waſſerſucht, der Schwindel, den die Walliſchen pendro nennen, die Lungen- und Gelbſucht, und die Würmer in der Leber, f) richten unter unſern Heerden große Verwüſtung an. Ein Mittel gegen das erſte Uebel iſt, wenn der Schäfer ein ſolches Schaf in ein Feld treibt, wo Genſt, oder Pfriemenkraut wächſt, welches auch Leuten, die mit der Waſſerſucht behaftet ſind, gute Dienſte thut.

Das Schaf wird von vielen Arten des Ungeziefers geplagt. Es hat wie das Pferd, ſeine be-

f) Faſciola hepatica. *Linn.* Syſt. p. 648. S. J. Ch. Schäffer von den Egelſchnecken in den Lebern der Schafe, Regensburg. 1753. 4. M.

beſondere Art von Würmern oder Bremſen, die ihre Eyer oberhalb der Naſe in die Stirnbeinhöhlen legen; wenn dieſe zu Echeln oder Würmern werden, ſo verurſachen ſie dem Thiere heftige Schmerzen. Die franzöſiſchen Schäfer pflegen das Schaf zu trepaniren, und den Echel, oder Wurm herauszunehmen. Die Engliſchen thun zuweilen eben dieſes, aber nicht jederzeit mit ſo gutem Erfolge. Außer dieſen Inſekten iſt das Schaf noch von einer Art Läuſe geplaget, welche von Elſtern und Staaren, die ſich auf deſſen Rücken ſetzen, weggepicket werden.

Der Bock.

Der Bock iſt das eigenthümlichſte unſerer Hausthiere, da er ſich beſtändig in den bergichten Gegenden dieſer Inſel aufhält. Sein liebſtes Futter iſt das äußerſte der Aeſte, oder die zarte Rinde der jungen Bäume, daher er in angepflanzten Orten ſo ſchädlich iſt, daß es unvernünftig wäre, ihn aus ſeinen Felſen und Gebirgen zu nehmen, wo man nicht ein Mittel ausfindig machen kann, dieſem Nachtheile zu ſteuern. Man ſagte uns, daß ein Mann, der ein Freylehn in dem Kirchſpiele von Trawſvynnyd in Merionetshire beſitzt, ſeit etlichen Jahren ſeinen Böcken die Zähne abbrechen laſſen, ſeine Bäume zu erhalten. Dieſes iſt freylich das beſte Mitel, und kann denenjenigen angeprieſen wer-

werden, welche Böcke als etwas ſeltnes halten. Jedoch iſt es nicht bey Ziegen dienlich, welche wegen der Milch gehalten werden; denn das Heilſame derſelben kommt von dem verſchiedenen Futter her, welches das Thier bald da, bald dort abpflücket.

Dieſes Thier iſt in menſchlichem Leben überaus nützlich, zur Speiſe, Arzney und Kleidung. Die weiſeſten Perücken werden von deſſen Haaren gemacht, und die vom Geißbocke werden am meiſten geſucht. Die weiſſeſten und feinſten wachſen an den Schenkeln, wo ſie am längſten und dichteſten ſind. Eine gute Bockshaut wird für eine Guinee verkauft, da hingegen eine mit gelben Haaren, die ſich nicht bleichen laſſen, höchſtens 18 Pfennige oder 2 Schillinge (ein Gulden) werth iſt.

Die Böcke in Walles übertreffen alle andere in bergichten Gegenden an Länge und Stärke der Haare. Ihre gewöhnliche Farbe iſt weiß; die in Frankreich und auf dem Alpen ſind kurzhaaricht, röthlicht und haben kleine Hörner. Ich habe die Hörner eines Bockes aus Wallis geſehen, die 3 Fuß, 2 Zolle lang, und 3 Fuß weit von einander ſtunden.

Das Bockunſchlitt und die Haare ſind ſehr geachtet. Viele der Einwohner in Caernarvonshire laſſen dieſe Thiere auf den Felſen den Sommer und Winter hindurch wild herumlaufen, und tödten ſie entweder

mit

mit Kugeln, oder fangen ſie mit Hunden, wie die Hirſchen oder Rehe. Dieſe Böcke ſind 4 bis 5 Jahre alt. Aus ihrem Unſchlitt werden Lichter gezogen, die an Güte denen aus Schaf- oder Ochſentalg verfertigten weit vorzuziehen, aber auch theuerer ſind. Aus den Hörnern macht das Landvolk ſehr gute Hefte zu Hirſchfängern und Federmeſſern. Bocksfälle dienen zu Handſchuhen, inſonderheit die von Zickelchen. Auswärtig macht man Strümpfe, Bettküſſen, g) Polſter, Bettvorhänge, Leilache, ja ſogar Hemden davon. Dem Reiter dienen ſie im Kriege zur Decke ſeiner Waffen, und dem Fußgänger, zu Schnapſäcken. Weil ſich dieſe Felle beſſer als irgend andere färben laſſen, ſo bedienten ſich vormals reiche Leute derſelben zu Tapeten, da ſie die höchſten Farben annehmen, und wenn ſie mit Blumen von Gold oder Silber gezieret werden, ſehr prächtig ausſehen.

Das

g) Küſſen von Ziegenhaaren waren zu den Zeiten Sauls im Gebrauche. 1. Samm. XIX. 13. Dieſe waren ſonder Zweifel von der Angora Art, die man nur allein in den Morgenländern antrifft, und deren ſanfte und ſeidenähnliche Haare ein ſehr wollüſtiges Lager bereiten. M.

Das Fleiſch dienet den Inwohnern der Gegenden, wo ſich dieſes Thier in Menge findet, zur wohlfeilen Speiſe währender Wintermonate, wenn die Zickelchen zu Markte gebracht werden. Die Schenkel werden eingeſaltzen und eingedörrt und dienen ſtatt der Schinken in Wales, wo ſie die Einwohner Cochyrwden, oder gedörrt Wildprett nennen.

Ein verſchnittener Bock von 9 bis 7 Jahren, den die Walliſchen Hyfr nennen, wird, wenn er fett iſt, für ein delicates Eſſen gehalten. Man macht vortreffliche Paſteten davon, und es gibt das Fleiſch einem Hirſchwildprett nicht viel nach, daher ſie es auch Felſenwildprett nennen. Auf dieſe Weiſe reichet die Natur auch ſogar auf hohen und rauhen Gebirgen den Einwohnern derſelben nothwendigen und herrlichen Unterhalt.

Die Milch iſt ſüß, nahrhaft, und heilſam. Sie dienet ſtatt der Eſelsmilch, und wenn man ſie einige Zeit warm mit einem Theelöffel voll Hirſchhorn vermiſcht des Morgens im Bette, und des Nachmittags um 4 Uhr trinket, ſo iſt es ein herrliches Mittel wider die Schwindſucht, wenn ſie noch nicht zu ſehr überhand gennommen hat. In einigen bergichten Gegenden von Schottland und Irland wird Molken daraus gemacht, welche in vielen Fällen Wunder gethan haben, wo kühlende und ſtärkende Mittel nothwendig ſind. Kranke von allen Ständen ge-

gehen an ſolche Oerter, ſo wie man in England nach Bath oder Spa reiſet. Es iſt gar nicht zu bewundern, daß die Milch dieſes Thieres ſo heilſam iſt, da es bloß die Spitzen, Sprößlinge und Blumen der Bergſtauden und heilſamen Kräuter abfrißt, und das übrige ſtehen läßt. Das gedörrte Blut eines Bockes hülft für Seitenſtechen und Entzündung. h) Käſe aus Ziegenmilch iſt in einigen unſerer Gegenden ſehr geachtet; er hat aber einen beſondern Geſchmack und Geruch.

Die Brunſtzeit dieſer Thiere iſt vom Anfange des Septembers, bis zum Novembermonate. Zu dieſer Zeit treiben die Böcke ganze Heerden von Ziegen immer von einem Orte zum andern, und füllen die ganze Luft in der Gegend mit ihrem ſtarken und unangenehmen Geruche, der zwar ſo häßlich als Teufelsdreck iſt, aber doch bey vielen Krankheiten, und inſonderheit bey Nervenumſtänden und Mutterbeſchwerungen ſehr dienlich iſt. Man glaubet, daß er den Pferden ſehr zur Erfriſchung diene, und viele Leute halten daher in ihren Stutereyen oder Pferdſtällen einen Ziegenbock.

Die

h) Dieſes Mittel hat auch ſogar D. *Mead* in ſeinen Monitis medicis p. 35 berühret, unter dem Artikel Pleuritis. Die Deutſchen nehmen das Blut vom Steinbock, oder Ibex.

Die Ziegen gehen 4 u. einen halben Monat trächtig, uud werfen ihre Jungen von dem Ende des Hornungs an bis zum Ausgange des Aprils. Da ſie nur zwo Zizen haben, ſo bringen ſie gemeiniglich nur 2 Junge manchmal 3, wiewohl höchſt ſelten. Das Wetter hat auf Junge und Alte Einfluß. Regenwetter macht ſie hager, und trockene Hitze fett und munter. Ihre außerordentliche Geilheit hindert ſie am langen Lebtn, welches ſich ſelten über 11 oder 12 Jahre erſtrecket.

Dieſe Thiere klettern mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit die rauheſten Felſen hinauf. Sie können auf den höchſten Abgründen ſtehen, und ſich dergeſtalt das Gleichgewicht geben, daß wir ſelten von ihrem Fallen oder Halsbrechen etwas hören. Wenn 2 Böcke, wie öfter geſchieht, zuſammen gejochet ſind, ſo machen ſie weite und kühne Sprünge, nnd daß ſo ſicher, als wenn ſie es miteinander verabgeredet hätten, ſo daß ſie ſelten fehl ſpringen. i)

Das

i) Mutianus erzählt die Verſchlagenheit dieſes Thieres, welche er ſelbſt auf einem ſchmalen Stege geſehen habe, da ſich 2 von beyden Seiten her begegneten. Es war zu enge ſich auszuweichen: die Länge des Steges, „bey

Das Schwein.

Allem Anſehen nach iſt das Schwein das unreinſte und unflätigſte unter allen vierfüßigen Thieren; allein wir müſſen in Erwägung ziehen, daß Unflätigkeit bloß ein verhältnißmäſſiger Begriff iſt. Wir urtheilen nach unſern eigenen Empfindungen, und vergeſſen die weiſe Anordnung der Vorſicht, daß ein jeder Theil der Schöpfung ſeine gehörige Bewohner haben ſoll. Durch dieſe Einrichtung der Natur iſt die Erde niemals allzu überhäuft, und kein Theil der Schöpfung unnütz. Zum Beweiſe kann dieſes Thier dienen. Das Schwein ſchluckt das in ſich, was andere Thiere verabſcheuen; es räumet dadurch vieles aus dem Wege, das dem Menſchen ſchädlich wäre, ja der eckelhafteſte Auswurf dient ihm zu Nahrung. Daher iſt der Magen dieſes überaus gefrößigen Thieres geräumig.

Inzwiſchen würde man ſich irren, wenn man demſelben den Geſchmack in der Wahl ſeiner Nahrung abſprechen wollte: denn wo es dieſelbe verſchieden und

---

bey einer ſo falſchen Enge litt den Zurückgang nicht; zumal da ein ſchneller Bach drohend unter demſelben hinlief: al o habe ſich die eine niedergelegt, und die andere über ſie hinweg getreten. Plinius. M.

und in Menge findet, wählet es eben ſo gut, wie andere vierfüſſige Thiere, das Beſte davon aus.*)

Man hat in den Orten, wo häufig Pferſichbäume ſtehen, in Nordamerika, wo die Schweine das herrlichſte Futter im Ueberfluſſe haben, bemerket, daß ſie die Pferſiche, ſo nur einige Stunden auf dem Boden gelegen, nicht freſſen mögen, ſondern lieber eine lange Zeit warten, bis durch den Wind friſche abfallen.

Dieſes Thier iſt ſchicklich mit einem Geishalſe zu vergleichen, der in ſeinem Leben unnütz und gierig iſt, und deſſen Filzigkeit erſt nach ſeinem Tode Nutzen ſchafft. Eben ſo dienet das Schwein den Menſchen nicht im geringſten, ſo lange es lebet, ausge-

*) Der vortreffliche Verfaſſer des Pen ſvecicus hat dieſes unwiderſprechlich dargethan, da er mit groſſem Fleiße die Anzahl der Kräuter und Pflanzen zu beſtimmen geſucht, welche jedes Hausthier iſſet oder nicht. Man fand daß das Schwein nur 72 Pflanzen eſſe, und 171 nicht möge

Der Ochs iſt	276.	verwirft	218.
Der Bock	449.		126.
Das Schaf	387.		141.
Das Pferd	262.		212.

nommen, daß es den Unflat auffrißt, den andere Thiere ſcheuen; ja es frißt ſogar ſeine eigene Jungen. Alle andere Hausthiere zeigen einige Achtung für die Menſchen, und ſogar eine Art von Zärtlichkeit in unſern ſchwachen Jahren; dieſes aber frißt Kinder, ſo oft es Gelegenheit dazu hat.

Die Theile dieſes Thieres ſind ſehr wohl zu deſſen Lebensart eingerichtet. Da es zu ſeinem Futter verſchiedene Wurzeln ſuchet, und die Erde mit ſeinem Rüſſel umkehret, ſo hat ihm die Natur eine etwas mehr geſenkte Geſtalt gegeben, als die Rüſſel anderer Thiere haben. Es hat einen ſtarken fleiſchigten Hals, kleine Augen, welche tief im Kopfe ſtecken, einen langen Rüſſel, eine harte und rauhe Naſe, und einen ſchnellen Geruch, ſein Futter zu finden.

Seine Eingeweide ſind den menſchlichen ſehr ähnlich; ein Umſtand der unſern Stolz demüthigen ſollte. Der äußerlichen Geſtalt nach iſt dieſes Thier ſehr plump und doch kann der wilde Eber, der nur eine Verſchiedenheit von der gemeinen Gattung iſt, vermöge ſeiner ſtarken Sehnen mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit vor den Jägern fliehen; das hintere Huf dienet dieſem Thiere von abhangenden Orten herabzuſteigen, und muß ihm vom ſonderbaren Nutzen ſeyn, wann es verfolget wird. Dennoch aber, ſo beweglich es iſt, ſo iſt es von Natur dumm, träg

träg und ſchläfrich, ſehr zum Fettwerden geneigt, worinn es aber von andern Thiern unterſchieden iſt, denn das Fett umgiebt deſſen ganzen Leib. Bey Veränderung des Wetters iſt es ganz unruhig, und bey heftigem Winde läuft es ſchnell herum unter gräulichem Schreyen. Es wälzet ſich gerne im Kothe, entweder ſeinen überfüllten Körper abzukühlen, oder ſich von Läuſen oder anderm Ungeziefer zu befreyen. Seine Krankheiten kommen gemeiniglich von der Unmäßigheit her, worunter, Finnen, Geſchwüre, und Kröpfe gerechnet werden.

Linnäus merket an, daß das Schweinefleiſch, für ſtarke Leute, welche viel Bewegung haben, geſund, hingegen Kunſtrichtern, oder Leuten, ſo häufig zu ſitzen pflegen, eine ſehr ſchädliche Speiſe ſey. Indeſſen iſt es doch allgemein nützlich, und reichet Schlemmern manchen guten Büſſen dar. In England iſt das dicke Fleiſch (Brawn) vom Schweine ſehr beliebt. Es iſt auch für eine ſchiffende und handlende Nation vom großen Nutzen; es läſſet ſich leichter einſaltzen, und kann ſolglich länger aufbehalten werden. Der Speck iſt in der Arzneykunſt brauchbar, und wird unter vielen Arten der Pflaſter entweder roh, oder als eine Pomade gemiſcht, und die Borſten werden zu Bürſten gebrauchet.

Wilde Schweine wurden vormals auf unſerer Inſel gefunden, wie aus den Geſetzen des walli-

ſchen Fürſten Hoeldda zu erſehen iſt, *) da er ſeinem Oberjägermeiſter dieſes Thier von der Mitte des Nowembers an bis zu Anfang des Decembers zu jagen erlaubte. **) Wilhelm der Eroberer ſtrafte diejenigen, welche überwieſen wurden, ein wildes Schwein, Hirſchen oder Rehbock, erleget zu haben, mit dem Verluſte ihrer Augen, ***) und Fitz Stephens ſagt uns, daß ſich in dem Walde, der an der nördlichen Seite von London zu ſeinen Zeiten war, Damhirſchen, wilde Schweine, und Stiere aufgehalten.

IV.

*) Hovel der Gute; dieſer vortreffliche Fürſt ſtarb im Jahr 948 nachdem er 33 Jahre über Südwalles, und 8 Jahre, über ganz Wallis geherſchet hat.

**) Leges Wallicæ. p. 41.

***) Leges ſaxon. p. 292.

IV.

Jo. Bapt. Mich. Sagars,
Kreisphyſikus zu Iglau,
Abhandlung,
über eine
beſondere Krankheit der Schaafe, im Jahre 1765.
Nebſt
einem Anhange, die Kultur derſelben betreffend.

Aus dem latein. Original unter dem Titel: J. Mich. Sagar, Circul. Igla. Phyſici. Libellus de morbo ſingulari ovium anni 1765. &c. &c. Vindobonæ Trattnerianis 1765. in 8. M. 71 Seiten.

Erſtes Kapitel.

Geſchichte der Krankheit.

So wie ein fleißiges Sammeln beſonderer Zufälle, genaue Beſchreibungen ſowohl einzelner als allgemeiner Krankheiten, derſelben richtig an-

angegebene Urſachen, verzeichnete Hülfsmittel, und die Kultur der Zergliederungskunſt, die menſchliche Arzney zu dem Grade ihrer itzigen Gröſſe gebracht haben; ſo muß auch auf eben dieſem Wege die Thierarzney empor gehoben werden: Eine Wiſſenſchaft, die zwar das Alterthum ſchätzte, die aber, leider, in der Folge durch viele Jahrhuuderte gänzlich vernachläßiget wurde.

Frankreich iſt es, das mit löblichem Eifer ſich dermalen auf gedachtem Wege ihrer annimmt. Auch ich habe dieſe Methode gewählt, wie es aus gegenwärtiger Bemühung erhellen wird.

Ich beſchreibe eine beſondere Krankheit der Schafe, die ich im verfloſſenen Winter, und im Frühlinge zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein vermindertes und langſam zunehmendes Athemholen durch die Naſenöffnungen, bald mehr, bald weniger ſtarkes Huſten, mit einem kaum der obwaltenden Matrigkeit wegen merklichen Auswurfe aus der Naſe, waren die Zufälle, wodurch ſich die Krankheit ankündigte. Kräfte und Fleiſch ſchwanden nach und nach dahin. Was man immer genießbares dem Schafe vorlegte, nahm es mit einerley Appetite an, und im gleichen Verhältniſſe ſtanden faſt durch die ganze Zeit der Krankheit die Extremente mit der genoſſenen Nahrung. Endlich wur-

wurden die Naſenöffnungen ſo ſehr verſtopft, daß das Thier unvermögend war, nur das geringſte Lufttheilchen auf dieſem Wege einzuathmen. Schleim kam beynahe keiner zum Vorſchein, obſchon noch immer eine Art Huſten zugegen war. Die Nächte waren unruhig, mit halb geöffnetem Maule holte das kranke Thier Athem, das Käuen war ihm erſchwert. Aeußerlich zwiſchen der Naſe und den Augen, bemerkte man eine Geſchwulſt, die dem Anfühlen nicht nachgab, und die entweder von Beinen, die aus ihrer natürlichen Lage getreten waren, oder von Knorpeln, deren Gehalt vergrößert wurde, hergekommen ſeyn mochte. Ein ſchwaches katarrhaliſches Fieber verzehrte übrigens den wolligten Patienten.

Da alle dieſe Zufälle anhielten, war es natürlich, daß die Schafe täglich ſchwächer werden mußten, und ſie wurden es ſo ſehr, daß auch der geringſte Wind mächtig war, ſie, wenn man ſie aus dem Stalle ließ, umzuſtoſſen, ohne daß ſie Kräfte genug hatten, ſich aus eigener Macht wieder empor zu heben, und hülflos gelaſſen, ſtarben ſie. Ueberdieß blieben ſie ohne weitere Pflege ihrem Schickſale überlaſſen. Die Haut war ſchlapp und herabhängend, verlor bald auf dieſer, bald auf jener Seite, bald auf beiden ihre Wolle.

Mit dieſem traurigen Zuſtande vereinigten ſich noch folgende Symptomen: Ein dicker, zäher,

weiß-bläulichter, größtentheils durchſichtiger Schleim, floß bey verſchiedenen Schafen in verſchiedener Menge aus der Naſe, und dauerte 7 — 14, bey einigen noch mehrere Tage lang: ſodann erſchien er mit purpurfärbigen Streifen, endlich ganz mit Blut vermiſcht, zuletzt gar mit lebenden und todten Würmern geſchwängert.

War durch dieſen Außfluß die Verſtopfung gehoben, ſo kamen wieder, obſchon ſehr langſam, Kräfte und Fettigkeit in das lebende, blos mit einer Haut bedeckte Skelet zurück. Allein, dieß geſchah nur bey einigen, die meiſten wurden ein Opfer des gräulichen Uebels.

Es iſt der Mühe werth, auch dieſe ſonderbaren Würmer etwas näher zu betrachten. Mit dem kürbisartigen Gewürm haben ſie die größte Aehnlichkeit. Ihre Gröſſe iſt ſehr verſchieden. Einige halten zween geometriſche Zolle, einige anderthalben, andere wieder nur einen, und andere blos einen halben Zoll.

Ihre Dicke macht meiſtens ein Viertel ihrer Länge aus. Die untere Fläche, worauf die Natur den Bewegungspunkt des Thierchens pflanzte, war in Vergleichung mit der entgegengeſetzten etwas kleiner.

Das

Das vordere Ende des kriechenden Wurms, war mehr Kögelförmig, und mehr geſtumpft als das hintere.

Die Auſſenſeite, der ganzen Oberfläche war glatt, von parallelen Ringen gebildet, nämlich von Zirkelbögen, deren Verſchiedenheit ſich allemal nach der verſchiedenen Entfernung vom Bewegungspunkte, und nach den verſchiedenen Seiten des Wurms richtete.

Am untern Theile des hintern Endes fand ich kleine, wie Ebenholz gefärbte Hörner. Als ich ſie mit einem guten Vergröſſerungsglaſe unterſuchte, wurd ich mit Vergnügen gewahr, daß die hintern zwey, vorwärts gebogen, dreymal ſo lang waren, als die vordern, welchen faſt gar keine Krümmung zukam. Dieſe hintern Hörner fühlte und ſah ich; auch konnte ſich damit der Wurm an weiche Körper anhängen.

Die Länge eines jeden Horns kann mit einer geometriſchen Linie verglichen werden; denn, wenn der Wurm ſeine natürliche Lage hat, laufen ſie hinten allmählig abwärts, hernach vorwärts, und ſo wie ſie bey ihrer Wurzel die Dicke einer Nadel haben, ſo endigen ſie ſich nach und in eine Spitze. — Ferner ſpürte ich mit bewaffnetem Auge auch dem Bewegungspunkte in dieſen Hörnern nach, und fand in der Mitte ihrer Länge ohngefähr einen, gleichſam ent-

entzweigeriſſenen, rauhen, ſchwarzbraunen, und beynahe recht winklichten Körper. Hernach entdeckte ich im größtem Bogen eines jeden untern Ringes, die an der äußern Oberfläche des Wurms ſichtbar ſind, mehrere ſchwarze Punkte, verſehen mit äußerſt kleinen vielleicht vorwärts gebogenen Hörnern.

An dem vordern Ende zeigte ſich mir das Maul des Wurms in einer dem Horizonte parallelen Richtung, und gliech dem Maule eines gewöhnlichen Karpen. Seine Ausmeſſung betrug faſt eine geometriſche Linie, die Höhle aber faßte beynahe ein Hirſekorn.

Ich fuhr weiter in meiner Unterſuchung fort, in der Abſicht auch Zähne zu finden: allein, wider mein Vermuthen, kamen keine zum Vorſchein.

Die Farbe verdienet bey den Würmern allerdings gerügt zu werden, und vorzüglich bey dieſen. Einige waren ſchwarz; bey einigen war nur die convexe Oberflähe der Ringe ſchwärzlich, wo indes die dazwiſchen liegenden Furchen, und die untere Seite ins Weiße ſchlugen; die meiſten waren weiß, in ihrer ganzen Oberfläche mehr oder weniger Perlenfarbig.

Viele von dieſen Würmern verſchiedener Gröſſe und Farbe, bewahre ich im Weingeiſte auf, von welchem ſie ein wenig verändert worden ſind, und will

will ſie jedermann, der es veralngt, oder an der gegebenen Beſchreibung zweifelt, gerne zeigen. Und dieß iſt die Geſchichte der Krankheit, von mir nach Möglichkeit entworfen. Nun wollen wir auch die Körper der daran verſtorbenen Schafe unterſuchen.

Da ich mit großer Geduld die Naſenbeine und die Kiefer von einander theilte, ſah ich, daß die ſchneideriſche Membran, welche die verſchiedenen Krümmungen der innern Naſenhöhle bekleidet, röther und dicker war, als gewöhnlich iſt. Hie und da traf ich auch etwas von dem oben angeführten Schleime an: von einem gut oder bösartigen Eiter hingegen fand ich gar keine Spur. Allein, da ich weiter aufwärts naforſchte, erſtaunte ich, als ſich mir bald ein gröſſerer, bald ein kleinerer Durchgang aus der Naſenhöhle in die Kopfhöhle darbot, der gänzlich frey war. Da herum war die ſchneideriſche Membran ſchlapp, blutig, und die bey den Schafen nngemein zarte ſiebförmige Lamelle ausgefreſſen.

Nachher öffnete ich die Hirnſchale, begierig den Zuſtand des Gehirns zu wiſſen. Welch ein Anblick! Nicht ein Gran davon war zugegen, weder etwas vom kleinen Gehirn. Noch mehr! Selbſt das Rückenmark fehlte. Blos ein zitterender, halbdurchſichtiger, weiß-bläulichter, ohngefähr $\frac{1}{20}$ der Kopfhöhle einehmender zäher Schleim fand ſich,

die

die übrige Hohlung war leer. Jene oben beſchriebenen Würmer hatten hier ihre Nahrung, und nachdem ſie das Hirn, und das Rückenmark verzehrt hatten, krochen ſie heraus als Vorboten des nahen Todes.

In der Bruſthöhle beobachtete ich nichts widernatürliches. Die Lunge war mit den übrigen Eingeweiden gut: zwiſchen dieſer und dem Ribbenfell ſtockte nichts Geronnenes; keine ungewöhnliche Lymphe zeigte ſich in den Bruſtkammern.

Der Herzbeutel ſtellte ſich mir zu groß dar, und als ich ihn durchſchnitt, ergab ſich, daß eine Waſſerſucht deſſelben vorhanden war. Der Raum zwiſchen der äußern Oberfläche des Herzens, und der gegenſeitigen Membran des Herzbeutels, betrug faſt einen Daumen. Eine durchſichtige geſchmack- und geruchloſe Feuchtigkeit füllte ihn, in welcher das Herz mager und ungewöhnlich klein ſchwamm.

Im Unterleibe war die hintere Seite des Zwerchfells ohne Tadel, der Magen gut, die Gedärme natürlich, die innere Subſtanz der Leber, und der Milz kaum ſchadhaft. Allein das Darmfell und das Netz, hatten hie und dort bald große bald kleinere, bald mehrere, bald wenigere Bläschen mit Waſſer angefüllt, das jenem des Herzbeutels ähnelte.

Von

Von der Bleſengalle fand ich ſehr wenig; die Nieren verhielten ſich wie gewöhnlich. Bey den trächtigen, gebährenden Schafen, welche dieſe Krankheit vorzüglich tödtete, ſah ich die Gebährmutter von einer zarten, dünnen, faſt durchſichtigen Subſtanz, und mit einem äußerſt magern und kleinen Lamme geſchwängert.

Nur eins iſt hier noch anzumerken. Alle Eingeweide dieſer beyden Höhlen waren beynahe blaß, faſt blutleer, ſchlapp und äußerſt mager.

Dieſe Krankheit nun, deren Geſchichte ich vollſtändig und treu geliefert zu haben glaube, tödtete viele tauſend Schafe: in meiner Gegend wenigſtens 2000, und machte einen um ſo gröſſern Schaden; indem ſie vorzüglich die trächtigen und gebährenden ſammt der zu hoffenden Frucht hinwegraffte.

Sie wütete auf verſchiedenen Herrſchaften zu verſchiedenen Zeiten. Im allgemeinen beobachtete man, daß jene Schäfereyen viel eher, nämlich im December, Jannuar und Februar, und gräulicher angefallen wurden, welche eine niedrigere Lage, Teiche und Flüſſe in der Nachbarſchaft hatten. Die Herrſchaften Felſchberg, Zaar und Iglau erfuhren dieſes Uebel erſt im Aprilmonate.

Uebri-

Uebrigens kann man keinesweges dieſe Krankheit ein eppizootiſches Uebel nennen, obſchon demſelben mehr die Beſchaffenheit eines als des andern Jahres zuträglich ſeyn kann. Es iſt kaum eine enzootiſche Krankheit, wenn ſie ſich gleich, wie die Einwohner ſagen, ein = oder zweymal des Jahres einfindet. Ich glaube, ſie am ſchicklichſten zu nennen, wenn ich ihr den Namen einer Stallkrankheit (Malum ſtabularium) gebe, deren Urſachen ich im folgenden Kapitel erkläre.

Zweytes Kapitel.

Von den Urſachen dieſer Krankheit.

Obſchon ich im Anhange, von den Urſachen der Viehkrankheiten, zu meinem Werkchen, über die Schwämmchen der Thiere 1764, auch den Urſprung des gegenwärtigen Uebels, wie es aus folgendem erhellen wird, mit begriffen habe, ſo will ich itzt dennoch tiefer in die Sache dringen: aber nur blos, damit ich mich nicht wiederhole, die Beſchaffenheit des Jahrs, die dieſer Krankheit zuträglich war, und die Bauart und Einrichtung der Schäfereyen betrachten. Das übrige behalte ich mir für den Anhang vor, wo ich darüber werde bequemer reden können.

Wenn

Wenn ich demnach mein Tagebuch des verfloſſenen Herbſtes, und Winters durchgehe, und die darinn ſorgfältig verzeichneten verſchidenen Veränderungen der Witterung unter einander vergleiche; ſo finde ich nachſtehende Beobachtungen.

Den 5 Oktober 1764, hatten wir eine merkliche Kälte. Es fiel Schnee, und erſt am 9 November vernichtete ihn, ſammt der Kälte, ein eingefallener Regen. Die folgenden Tage und Nächte waren regneriſch, neblicht, kühl und kothicht; bis am 12ten deſſelben Monats ein ſehr häufiger, warmer Platzregen niederſtürzte. Nach dieſem kam wider die vorige Witterung zurück, und hielt durch den ganzen Monat an: ausgenommen daß es zuweilen etwas Schnee und unangenehme Auſtralwinde gab, wie z. B. am 19ten und 20ten.

Feucht und im Kothe lebten wir nun ſtets bis zum 18 December. Hier leuchtete uns wider die geliebte Sonne und wir genoſſen einer reinern Luft aber, noch am ſelbigen Tage, was merkwürdig iſt, mußte ich mit Ovid klagen:

Cur ſolem vidi, cur conſcia lumina feci!

denn um die vierte Stunde Nachmitags entzohen unſerm Blicke, dichte, finſtere Wolken dieſes lachende Geſtirn. So unfreundlich wie vor, war der Himmel, und blieb es bis zum 19 deſſelben Monats. Da

Da brachten uns gemäßigte Nordwinde eine ſchwache Kälte, die aber nach und nach ſtärker wurde. Am 25ten griff ſie heftig unſere Fibern an. Es fiel vieler Schnee, und kleine Flocken gleichſam beſtändig. Wir wurden heiterer, und feyerten geſünder das Feſt des neugebornen Heilands.

Mit dem Eintritte des Jänners fieng die Kälte an nachzulaſſem, die Fuhrwege wurden allmählich weicher. Am 4ten endlich regnete es, und Nebel umgaben uns. Der Südwind blies. Zehn Tage athmeten wir in einem ſo beſchaffenen Dunſtkreiſe. Dann ſchmolz der liegende Schnee, das Gewölke zerſtreute ſich, und wir hatten einen heitern Tag.

Allein darauf wehte wider der Nordwind. Die Kälte ward ſtärker, und verhinderte das Schneien. Die Nächte waren hell.

Am 20ten nebelte es, und deckte die Erde mit Schnee.

Und wenn ich ſo weiter in meinem Tagebuche nachſuche, ſo ergibt ſichs, daß wir, bis zum 21ten März meiſtens regneriſche, kühle, neblichte, ſelten nur heitere Tage durchgelebt haben. Auſtralwinde blieſen größtentheils, und der kaum gefallene Schnee zerfloß in Koth.

Fer-

Ferner zwingen mich noch die Veränderungen der Atmoſphäre zu behaupten, daß wir eine ſehr dem Wechſel unterworfene Luft eingeſogen haben, da die Sonne in das Zeichen des Widders trat. Süd- und Nordwinde ſtriten mit einander, davon der letztere, gewöhnlich Sieger, uns Huſten und Catarrhe zuwege brachte.

Man kann ſagen, durch dieſe ganze Zeit ſey in unſerem Dunſtkreiſe eine Art Schauſpiel vorgegangen. Bald gab es Regen und Schnee, bald rieſelte es. Itzt pauſte Auſter ſeine Backen, itzt ſtürmte Borras. Heute irrten dichte Nebel umher, Morgen machten uns Fröſte ſtarren. Die Sonne ſchien, und wärmte, und mußte dem Reife weichen.

Allein, am 26ten April machte eine heftige Hitze dieſem Witterungswechſel ein Ende. Täglich durchkreuzten ſchlängelende Blitze die Veſte des Himmels, und ſchienen mit ihren feurigen Zungen unſere Scheitel zu lecken. Raſchrollende Donner durchkrachten das wölkichte Gewölbe, und ergrimmt ſchleiderte Jupiter ſeine zündenden Keile umher.

Am 28ten trennten ſich die Wolken, und brachen auf die Erde herab in gewaltigen Regengüſſen, und Hagel. Wieſen und Aecker wurden überſchwemmt. Großmezdritſch und die Gegend herum, litten groſſen Schaden. Der Himmel goß ſo ſehr, daß jeder nur Hö-

Höhen zur Rettung ſuchen, und mit Ovid ausbrechen mußte:

Expatiata ruunt per apertos flumina campos.

Man verlange nicht, daß ich fortfahre, die Abänderungen der Witterung noch weiter zu erzählen. Ich bin hier an dem Punkte, der die Epoche der Krankheit der Schafe machte.

Wenn man nun dieſe ſo beſchaffene, der Krankheit vorhergehende, ſie dann auch begleitende Witterung genau überdenkt, ſo wird man wohl, ohne Anſtand, einräumen, daß ſie keine geringe Urſache des Uebels, das ich im vorigen Kapitel beſchrieb, geweſen ſey, wenigſtens, daß ſie hiezu das meiſte beygetragen habe. Selbſt Hippokrat, Sect. III. Aph. 22. behauptet, daß man die Waſſerſucht meiſtens im Herbſte gewahr werde. Da nun der Herbſt, der Winter und ein Theil des Frühlings, bey uns gleichſam nur einen Herbſt auszumachen ſchienen, ſo wird mir niemand widerſprechen, wenn ich hierinn die größte Gelegenheitsurſache der geſchilderten Krankheit zu finden glaube. Denn, wer läugnet, daß bey einer feuchten, kühlen und neblichten Luft, die Ausdünſtung der Haut unterdrückt zurücktreten, und in den innern Höhlungen des Körpers ihren Sitz nehmen könne? Auch die Würmer pflegen erſchlappte, ſchwache Körper zu ihrem Wohn-

or-

orte zu wählen, gelehrt durch die Erfahrung, daß die Kräfte der ſtarken ihr Neſt zerſtören würden.

Und ſo wie man auf dieſe Art aus der Jahresbeſchaffenheit viele Urſachen der Viehkrankheiten entdecken kann; ſo kann man auch nicht wenigere in Anſehung der menſchlichen Gebrechen daher erkennen.

Ja gewiß, wenn die Aerzte einen Huxhamm nachahmen wollten, und ihre Ephemeriden nach ſeiner Art einrichteten, — ich bin noch immer daran in vielem gehindert worden, — ſie würden faſt alle Krankheiten ein Jahr voraus vorherſehen, und ihnen nachher mit weit leichterer Mühe zu begegnen im Stande ſeyn.

Die Arzneykunſt, ſagt Huxhamm im 2ten Bande ſeiner Schriften, S. 7. wenn ſie jemals Fortſchritte machen ſoll, wird es nicht durch erdichtete Hypotheſen, nicht durch unvernünftige und tolle Charlataneric dahin bringen. Eine fleißige Unterſuchung der alten Schriftſteller, vollſtändige Kenntniß der Geſetze, nach denen ſich die thieriſche Oekonomie richtet, ſo wie ſie von einigen unſerer Aerzte weislich vorgetragen werden, müſſen das Studium eines jeden Arztes ſeyn. Allein mehrere gehen viel leichter zu Werke. Einen großen Mann zum Gönner haben, oder, was noch weit beſſer iſt, ſich

 un=

um eine gnädige Schürze ſchmiegen, einen Narren, oder einen verbrämten Schmarozer in Geſellſchaften machen, und tollkühn ſeyn, dieß ſind die Eigenſchaften mancher Doktoren, zur Schande der Kunſt, zum Nachtheil der menſchlichen Geſellſchaft.

Nun ſey mir noch erlaubt die menſchlichen Krankheiten zu rügen, die unter der angezeigten Luftbeſchaffenheit herrſchten, bevor ich zu den Gebrechen der Schafe ſelbſt übergehe.

* * *

Hier führet der Verfaſſer aus ſeinem medizinischen Tagebuche verſchiedene damals herrſchende menſchliche Krankheiten an, als: Lungen- und Schwindſucht, Engbrüſtigkeit und Waſſerſucht, Auszährung, ſchwere Geburten, Gichter und Podagra, Schwämmchen, Petechien, Frieſel, Catarrhalfieber, pohlniſche Zöpfe bey den Juden; welche alle ihr Daſeyn größtentheils dieſer ſonderbaren Witterungsbeſchaffenheit zu verdanken hatten. Ich denke, daß die bloße Anzeige dieſer Uebel zu meinem Endzwecke hinreichend ſey, ohne die

die

die weitläuftige Beſchreibung des Verf. zu überſetzen.

* * *

So wie nun dieſe Beſchaffenheit der Witterung den Menſchen nachtheilig war, ſo ſchädlich war ſie auch den Aeckern und Wieſen. Denn durch ſo ſtarke und anhaltende Regen, Nebel und Schnee, wurde die Erde feucht, kothig, und gerieth gleichſam in Fäulniß. Die Wurzeln des Graſes; der Pflanzen und des Getreides, waren gänzlich verderbt. Mit Ovid trauerten wir:

— — — Et deplorata coloni
Vota jacent, longique labor perit irritus anni.

Daher ich auch jedermann mit Virgil empfehle:

Humida ſolſtitia atque hyemes orate ſerenas
Agricolæ: hyberno lætiſſima pulvere farra,
Lætus ager: nullo tantum ſe Myſia cultu
Jactat, & ipſa ſuas mirantur gargara meſſes.

Man hätte freylich dieſem Schaden wenigſtens dadurch zum Theil ſteuern können, wenn Kanäle auf den Wieſen und Aeckern, oder erhabene Furchen auf den letztern gegraben worden wären, wie es die Kroaten zu machen pflegen.

Allerdings giebt es viel, was in unſern Provinzen in Anſehung der Feldwirtſchaft verbeſſert werden könnte, und woraus dem gemeinen Weſen der größte Nutzen zufließen würde.

Die Staatsverſtändigen behaupten, ein Königreich ſey am reichſten, wenn es 1) viele Menſchen nährt, 2) wenn dieſe mit ihren einheimiſchen Produkten alle Bedürfniſſe der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit befriedigen, 3) wenn ſie eigene Produkte dem Ausländer liefern, von daher aber keine nöthig haben, und 4) endlich, wenn häufiges Geld beſtändig geſchlagen wird, von dem man eigentlich ſagen kann, daß es der Nerve des Krieges, die Seele des gemeinen Weſens ſey.

Und ich zweifle nicht, daß Oeſterreich dieſem Bilde am nächſten kommen könnte, wenn es nur aus allen Kräften dahin trachtete, ſeine unzählige Produkte gehörig zu nützen, Fabriken und Manufakturen zu errichten. Freylich gehet es nicht gleich: aber es iſt bekannt, daß Engeland unendlich viel

thun

thun mußte, bevor es ſeine dermaligen Inſtitute der Induſtrie hat.

Selbſt dem großen Colbert, Frankreichs Miniſter, gieng nicht ſogleich alles nach Wunſch. Doch:

— — — Labor omnia vincit,
Impropus, & duris urgens in rebus egeſtas.
Virgilius.

Man vergebe mir, wenn ich ausgeſchweift bin; ich komme wieder zur Sache.

In den niedrigern Gegenden Böhmens beobachteten die Einwohner im Monate April etwas ſehr ſonderbares und ſeltnes. Sie ſahen nämlich, das Maulwürfe ihre Wieſen verheerten, und über die Saaten herdenweiſe liefen. Ob dieſes Thier mehr nützlich als ſchädlich der Fortpflanzung der Pflanzen ſey? Ich laſſe dieſe Frage unendſchieden. Linne iſt in ſeiner Philo. Botan. pag. 87. der erſtern Meinung.

Ich verdanke dieſe äußerſt ſeltene Beobachtung einem Manne von Glaubwürdigkeit, nämlich dem Edlen von Prachfeld, Herrn auf Cholieborez. Ich ſeldſt ſah in meiner Gegend dieſe ungebetenen Gäſte nicht.

Im ſelben Monate erkrankten in Swietla, einem niedrigen, feuchten Orte, die Schweine. Toll liefen ſie umher, ſprangen äußerſt hoch, und fielen tod darnieder, und zwar alle, die dieſes gräuliche Uebel anfiel. Dieſe Geſchichte iſt, leider, unvollſtändig, aber der Wundarzt des Ortes, ein rechtſchaffener Mann, von dem ich ſie habe, gab ſie mir nicht umſtändlicher.

Ganz anders verhielt ſichs hingegen im December 1764 in Pilgram, einer k. Stadt Böhmens mit den Hunden. Sie huſteten, hatten eine heftige Hitze, und ſchlückten mit Beſchwerde. Nach zween Tagen floß aus der Naſe und dem Maule eine eiterigte Materie. Und ſo auch bey einem Hunde, der ein hitzig Fieber hatte. Am 6ten Tage der Krankheit ſtarben ſehr viele. Eine Angine wars, die ſie hinweg raffte. Dieſe Beobachtung ſchreibt ſich vom H. Drewes her, einem ſehr glaubwürdigen Menne, und Primatorn der Stadt.

Mit dem Fliegelvieh will ich dieſe Reihe von Beobachtungen endigen. Sowohl die gemeinen, als auch die ſo genannten indianiſchen Hühner hatten zwiſchen den Ohren und Augen Geſchwülſte, ohngefähr von der Gröſſe einer Eichel, bald ganz roth, bald röthlich, und dem Drucke eines Fingers kaum nachgebend. Sie breiteten ſich zuweilen ſehr aus, und verdarben dadurch die Augen.

Das

Das Thier ſelbſt war indeſſen ſehr gefreſſig, und wurde von einem Durchbruche gequält, magerer, und trank beynahe nichts. Das Uebel wuchs täglich bis es endlich am X. XX. XXX. oder XL. Tage das ganz ausgezehrte Huhn tödtete.

Die meiſten Hausmütter verſuchten ihren beſiederten Patienten durch aromatiſche Rauchwerke die Geſundheit wider zu geben. Allein, nür ſelten entſprach ein glücklicher Erfolg ihrem Wunſche. Andere nahmen ihre Zuflucht zur Butter, die ſie mit Saffran und Raute verſetzten, und wollten damit die Geſchwulſt erweichen. Aber nur höhſt wenige retteten ſie damit.

Die Urſache dieſes ſo oft wiederkehrenden Uebels, ſchreiben nach Ausſage der Oekonomen, manche den Spinnen und Mäuſen zu, welche des Nachts die Behältniſſe des Fliegelviehs durchſtreifen. Ob Sie hierinn Recht haben? konnte ich bisher noch nicht beſtimmen.

Und dieß wären denn die verſchiedenen treulich erzählten Uebel, die wenn gleich die beſchriebene Witterungskonſtitution ihre vorzügliche Urſache nicht iſt, doch derſelben das meiſte zuzumeſſen haben. Jetzt wollen wir die Schafſtälle, als die hauptſächlichſte Urſache der Schafkrankheit betrachten.

In

In meinem Buche von den Schwämmchen des Viehs, habe ich in dem Hauptſtücke von den Stallungen, die Ställe unſerer Gegenden getadelt, und eine heilſame Bauart derſelben gelehrt. Da aber die Schafſtälle von den Stallungen des Rinds hier in etwas verſchieden ſind, ſo iſt es nicht überflüſſig dieſelben Lehren neuerdings zu wiederholen, das fehlerhafte zu rügen, und die beſten Verbeſſerungsarten vorzuſchlagen.

Als die Krankheit unter den Schafen wütete, hatte ich Gelegenheit, auf verſchiedenen Herſchaften die Stallungen zu ſehen. Vorzüglich reizten jene meine Aufmerkſamkeit, in denen das Uebel nicht herrſchte. Und die Erfahrung lehrte mich folgendes:

Alle Stallungen der Schafe haben ohngefähr die Figur eines Parallelograms: ſind von allen Seiten ſorgfältig verwahrt, verſchloſſen, gedeckt, und ſelten zehn Schuhe hoch. Darinn wird nun das Schafvieh durch den ganzen Winter aufbehalten; lebt in der Finſterniß, wird gleichſam in ſeinem Dünſten macerirt, liegt auf eigenem Kothe, beſchmitzt ſeine Wolle; nur an heitern Tagen treibt man es auf eine Stunde aus.

Kleine Oeffnungen ſind freylich vorhanden; aber es ſcheint ſie der Maurer umſonſt gemacht zu haben, denn ſie werden auch an heiſſen und heitern

Ta-

Tagen, wie allemal verſtopft, mit Stroh und Miſt ſo genau verwahrt, daß die Luft leichter durch die Mauer, als durch ſie dringen kann.

Ich frug einſt einen Schafmeiſter, zu was für Nutzen dieſe ſo ſorgfältig vermachten Oeffnungen wohl dienen mögen? Ob man vielleicht dadurch Steine im Baue erſparen wollte? Warum er ſo bedacht ſey, ſie zu verſtopfen? Er antwortete: "Herr, Sie haben leicht zu befehlen, vorzuſchreiben, mir aber iſt es unmöglich auszuführen. Durch den ganzen Winter haben die Schafe Mangel am Heu. Ich muß ſie warm halten, und ihnen gleichſam durch die Wärme den Abgang des nöthigen Futters erſetzen. Wie könnte ich ſie ſonſt erhalten?" Ich lächelte, und erwiederte: Wenn ihr alſo euer täglich Brod nicht habt, ſo ſperre man euch in eine heiſſe Stube, nähre euch mit warmen unreinen Dünſten. Glaubt ihr wohl daß ihr dadurch erhalten und ſtärker werdet? Der Mann ſchwieg, und entfernte ſich.

Gewöhnlich haben dieſe langen Stallungen auf jeder Seite ein Thor, und ſie werden auch dann zugemacht, wann die Schafe ausgelaſſen werden, damit ja nicht etwas von den Ausdünſtungen der Heerde verlohren gehe, worinn man zugleich einen Theil ihrer Nahrung ſetzt. Die obere Decke iſt meiſtens ein Reihe neben einander liegender Bretter,

wor-

worauf Stroh und Heu in ſolcher Menge aufbehalten werden, welche über den Winter zureicht. Manche, die hierinnfalls noch klüger ſeyn wollen, wölben ſogar ihre Sallungen, damit ſie um ſo gewißer mit Wärme ihr Vieh peinigen und durch ſchädliche Dünſte umbringen können; die vernünftige Bauart der Alten hat man gänzlich vernachläßigt. Es iſt heut zu Tage gleichviel, ob der Stall gegen Aufgang oder Untergang, gegen Mittag oder Mitternacht, oder dazwiſchen ſtehe.

Weder beobachtet man die Lage der Gegend, worauf die Stallungen erbaut werden. Ich traf ſie an niedrigen, und hohen, feuchten und trockenen, windigten und ſtillen Oertern an.

Wo die Heerden ſeltner, und nicht ſo gefährlich krank werden, da fand ich auch beſſer eingerichtete Stallungen.

Die obere Decke war höher, und mit Oeffnungen gleich Schorſteinen verſehen, auch wurden jene, die auf den Seiten angebracht ſind, nachläßiger verſtopft, und an mehrern Orten hatten die Winde freyen Zugang.

Wenn dem nun ſo iſt; ſo konnte ich mit Recht das Uebel eine Stallkrankheit nennen; und jeder, der in der Aetiologie bewandert iſt, und alles dieſes

ſes überlegt, wird ſich mit mir verwundern, daß die, in einem ſo betrübten Kerker eingeſperrten, mit ſo vieler Sorgfalt macerirten, und im eigenen Kothe liegenden Schafe nicht in tauſend Krankheiten verfallen, und ein Raub des Todes werden. Oft begab ich mich, der ich ſtark und jeden Geſtank gewohnt bin, in ſolche zugeſperrte Ställe, und obſchon eine der Thüren offen blieb; ſo mußte ich mich dennoch eilig entfernen, um nicht zu erſticken. Der es nicht glaubt, der gehe Winterszeit früh in der 7ten Stunde in einen ſolchen Stall, und er wird es erfahren, mir gewonnen Spiel geben. Und nun nehme man das Schaf. Ein zartes ſchwaches Thier; Ein Thier, das ſchon die Natur ſelbſt mit der Wolle vor Kälte ſchützt; das wenig ausdünſtet; das ſonnigte, trockene und weidenreiche Gegenden liebt, und man wird um ſo beſſer das widerſinnige dieſer Stallungen einſehen.

Da ich bereits genug getadeld habe, ſo will ich auch nun treulich angeben, wie, wo und was für welche Stallungen erbauet werden ſollen, wenn man ſeinem Viehe nützen, und nicht ſchaden will.

Am 45 Blatte meines Buches, über die Schwämmchen des Viehs, habe ich die Stallungen beſchrieben, die dem Rindviehe nützlich ſind, und zugleich geſagt, daß ich keine beſſern für die Schafe wiſſe. Es giebt aber einige Anmerkungen,

gen, die für die Schafſtälle gehören, und die ich in meinem Vaterlande bey einigen ausgeführt ſah, und die vortheilhaft waren. Dieſe will ich hier beſchreiben, und zwar um ſo williger, da ſchon Virgil ſelbſt darüber empfehlend ſpricht:

Et ſtabula a ventis hyberno opponere ſoli.

Ich muß meinen Leſern aufrichtig geſtehen, daß ich es nicht wagen konnte, nachſtehende lateiniſche Stelle in unſere Mutterſprache zu übertragen, theils: weil ich bisher ſo glücklich nicht war, die Bauart, die Hr. Sagar im Sinne hat, ſelbſt zu ſehen; theils auch: weil ich glaube, daß die Sprache, in welcher der Verfaſſer ſeine mathematiſche Denkungsart vorzutragen beliebt, ihm nur allein am beſten verſtändlich ſeyn dürfe. Hier iſt die Stelle:

Murum nempe hi, (ſeine Landsleute) conterminum lateri luminis portæ oviliariæ, quæ ortum vel occaſum reſpicit, propiori ad urſam erigunt ſuper ſemiperipheria circuli, cujus centrum eſt in meridiano loci, hujusque polus ſeu punctum eundem in duos quadrantes ſeparans ſpectat Arcton. Murus iſte altitudine ſtabuli murum

tum ſuperat, ſuaque altitudo in variis perpendicularibus eſt multum diſſita, nam in polo ſuo hic murus eſt humillimus, & hinc utrinque incurvus verſus auſtrum recedens in ratione ſui receſſus altitudine creſcit. itaque tectum, quod huic, & columnæ centro circuli fixæ imponitur, refert planum inclinatum cavum, cujus baſis maxima eſt parallela plano æquatoris, altera in cylindrum perpendicularem deſinens ſpectat ſeptemtrionem.

In ſemiperipheria alterius ſesqui circuli, cujus polus cum antarctico, in eandem rectam, & centrum cum centro prioris coincidit, ſepem ex viminibus IV vel V pedes altam exſtruunt; unde grex nunquam ovile intrare, vel exire poteſt, quin hanc aream tranſeat, quæ neceſſario portam etiam ſuam habet, ut pecus hic retineatur, vel ad paſcua educatur, quando paſtori libet.

Hier verbleiben nun die Schafe alle Tage des Winters auf einem Lager von Stroh oder Farenkraut, das ihnen allemal des Abends gemacht wird; es mag auch die Kälte am heftigſten ſeyn, ſo geſchieht es dennoch durch die meiſten Stunden. Von daher wird die Heerde, mit der Hälfte des Tages zur flieſſenden Quelle getrieben: hier bekommt ſie die erſten erquickenden Strahlen der Sonne: hier ſpielet

let das muntere Schaf; hier ſäugt das ſchuldloſe Lamm der ſorgſamen Mutter nährende Milch.

Im Sommer ſchlafen die Schafe außer dem Stalle, ſie mögen nun zu Hauſe ſeyn, oder auf Hügeln herumirren; zuweilen an einem bedeckten Orte, zuweilen auch nicht.

Daher geben ſie auch im Frühlinge die weiſeſte Wolle, die weder weniger noch kürzer iſt, als jene im Herbſte. Es war mir gewiß ſehr unangenehm als ich mähriſche Schafe ſah, die unſauber, hie und da kahl, voller Knöpfe waren. Ich ſpürte der Urſache nach, und fand ſie nachher in den Stallungen, denen ich ſehr unhold ward.

Die Regensburger hiſtoriſchen Zeitungen vom Jahre 1765, geben im Monate April XII Relation, von der Kultur der ſpaniſchen Schafe Nachricht, und verſichern, daß eben dieſe Schafe, die eine ſo vortreffliche Wolle liefern, in ihrem ganzen Leben in keinen Stall, und unter kein Dach kommen.

In der XIX Relation eben dieſer Zeitungen leſe ich weiter: der Schweiß der Schafe wird in in freyer Luft geſchwind zerſtreut, ſo wie er ausgedrückt worden iſt. Wenn er aber durch eine erzwungene Hitze, die von vielen Schafen in einem

en=

engen und niedrigen Stalle, erzeugt wird, eine Beförderung erhält, ſich vermehrt, ſo faulet davon die Wolle, verdirbt, und ihr Haar wird dick. Doch, wozu hole ich Beweiſe aus Spaniens heiſſen Gefilden? Wir haben ja derer ſelbſt hier in Mähren.

Die Wirthſchaftsbeamten der verwittweten Gräfinn von Lichtenſtein pflegen einjährige verſchnittene Widder in den Thiergarten nach Rhoſtein zu laſſen. Hier verbleiben ſie; durchirren die Wälder, und ſuchen Nahrung, kurz, ſie leben wild, werden wild, fett, voll, und wenn ſie 4 Jahre daſelbſt geweſen ſind, ſo werden ſie von den Jägern gefangen, geſchoſſen.

Die zuvorkommende Gefälligkeit der Frau Gräfinn erlaubte mir, daß ich einen ganzen Tag dieſen Thiergarten beſichtigen konnte. Von ferne ſah ich die gedachten Bewohner. Nicht weniger als der Haaſe flohen ſie vor des Menſchen Anblick. Ihre Wolle war äußerſt weiß, ſehr lang, und ungemein ſchön. Ich frug die Beamten, ob denn auch dieſe nun wildgewordenen Widder, wenn ſie gefangen werden, viele Wolle geben, und erhielt, wie ich es hoffte, zur Antwort, daß ihre Schur die ergiebigſte ſey. Und hiemit wäre denn auch gegenwärtiges Kapitel geendet.

Drittes Kapitel.

Die Heilart.

Ich ſchäme mich nicht, hier öffentlich zu geſtehen, daß ich ehemals ſelbſt durch 4 Jahre Hirte vermiſchter Heerden geweſen ſey.

Tytire te patulæ cecini ſub tegmine fagi,
Sylveſtrem tenui muſam meditabar avena.

Virg.

Und was ich ſchreibe, beobachtete ich meiſtens bey meinem Viehe. Daher glaube ich auch, daß die Leſer um ſo mehr meinen diesfälligen Schriften trauen werden.

Wenn wir daher irgend eines unſerer Schafe mit Beſchwerde durch die Naſe Athem holen ſahen, wenn daraus eine ſchleimigte Materie floß, und ſie hinfällig wurden, obſchon dieſes ſelten geſchah, so begegneten wir dem Uebel ohne Aufſchub mit folgendem, oder dieſem ähnlichen Mittel:

℞. Salis Marini
pulve. rad. filipendulæ
— bituminis a. p. æqu.
Mellis - qu. s.

Vom

Vom jeden ſo viel, als man zwiſchen 3 Fingerſpitzen faſſen kann. Dazu gebe die erforderliche Menge Honig; vermiſche alles, mache ein Latwerge, und reiche ſie 4mal, auch öfter des Tages löffelweis dem erkrankten Schafe.

Uebrigens gaben wir ihnen noch in Wein getunktes Brod, und wenn dadurch die Krankheit nicht nachließ, ſo machten wir ſchleinig ein Dekokt von der mittern Rinde des Holders oder Flieders, vermiſchten es mit Honig und Salz, und purgirten damit die Schafe. Ueberdieß räucherten wir ſie noch mit angezündeten Wacholderbeeren.

Verriehten die Schafe durchs Anreiben der Naſe an die Mauern, Bäume, u. ſ. w. daß ſie von Würmern geplagt wurden, oder warfen ſie ohne Erleichterung Würmer aus, ſo erregten wir durch einen Einguß von Eßig, oder ſcharfen Wein einen Huſten, und vertrieben dadurch dieſe gefährlichen Einwohner.

Gepulverten Waſſerpfeffer mit Honig zu einem Brey gemacht, und ein halbes Quent. davon in Waſſer eingegeben, machte eine gute Wirkung. Die Roßäzte geben auch in meinem Vaterlande dieſe Pflanze den Pferden wider die Würmer.

Von den Würmern und der Waſſerſucht, werde ich im Anhange ausführlich handeln. Hier, meines Wiſſens, war den Schafmeiſtern wider dieſe Krankheit kein Mittel bekannt.

Anhang.

Von der Kultur der Schaafe.

Der Schafe oder anderes Vieh mit Vortheil halten will, hat auf dreyerley Gegenſtände zu ſehen. 1) auf die Diät der geſunden Schafe. 2) auf die Verbauung gegen einfallende Krankheiten, und 3) auf die Methode, die Kranken zu heilen. Dieſe drey Gegenſtände will ich nun in nachſtehenden Paragraphen verfolgen.

§. I.

Virgil hat ſo viel gutes, und ſo ſehr aneinander hängendes in ſeinem 3 Buche Georg. von der der Kultur der Schafe, daß ich nicht unterlaſſen kann, um den Sinn nicht zu verdunkeln, alles abzuſchreiben. Es heißt:

Incipiens, ſtabulis edico in molibus herbam
Carpere oves, dum mox frondoſa reducitur æſtas:
Et multa duram ſtipula filicumque maniplis
Sternere ſubter humum: glacies ne frigida lædat

Molle pecus, ſcabiemque ferat, turpesque podagras.
Poſt hinc digreſſus, jubeo frondentia capris
Arbuta ſufficere, & fluvios præbere recentes;

— — — —

At vero Zephyris cum læta vocantibus æſtas
In ſaltus utrumque gregem atque in paſcua mittes,
Luciferi primo cum ſidere, frigida rura
Capamus: dum mane novum, dum gramina canent,
Et ros in tenera pecori gratiſſimus herba eſt.
Inde ubi quarta ſitim cæli collegerit hora,
Et cantu querulæ rumpent arbuſta cicadæ;
Ad puteos, aut alta greges ad ſtagna jubeto
Currentem irriguis potare canalibus undam:
Æſtibus at mediis umbroſam axquirere vallem:
Sicubi magna Jovis antiquo robore quercus
Ingentes tendat ramos, aut ſicubi nigrum
Illicibus crebris ſacra nemus accubet umbra,
Tum tenues dare rurſus aquas, & paſcere rurſus

So-

Solis ad occaſum : cum frigidus aera veſper
Temperat & ſaltus reficit jam roſcida luna,
Litoraque Halcyonem reſonant, & Acanthyda dumi.
Quid tibi paſtores Lybiæ, quid paſcua verſu
Proſequar, & raris habitata mapalia tectis?
Sæpe diem noctemque, & totum ex ordine menſem
Paſcitur, itque pecus longa in deſerta ſine ullis
Hoſpitiis : tantum campi jacet : omnia ſecum
Armentarius afer agit; tectumque, laremque,
Armaque, Amyclaeumque canem, creſſamque pharetram.

So bemühte ſich Rom; ſo überdachte die weiſe Vorwelt was ihr nützlich ſeyn konnte, indes wir mit Ueppigkeit die goldene Zeit verſchwenden, und entnervende Wolluſt zum Zwecke unſerer Geſellſchaften ſetzen.

Die Engländer handeln in ihrem ſehr brauchbaren Muſeum für den Bauer, wovon man im Jahre 1764 eine deutſche Ueberſetzung aus Leipzig erhalten hat, unter andern von eine ſchicklichen und geſunden Nahrung der Schafe. Es iſt nur höchſt zu bedauern, daß jene Männer, die nebſt

andern, auch über ein geſundes Futter für die Schafe nachdenken, keine Botaniker ſind. Sie nennen nämlich die Pflanzen nach den vulgaren Benennungen: ſo reden ſie von Kohlſaamen, burgundiſchen Heu, Lucernerkloe, Timothiusgras, Saint-foin, und Seegras. Mit ſchwerer Mühe, und nur zufällig erräth ſie auf dieſe Art der Botaniker, und noch weniger der, der es nicht iſt.

Vorzüglich bemühen ſie ſich im erſten Bande dieſer Schrift. pag. 445 auch im Winter ein friſches, und grünes Futter für die Schafe aufzufinden. Einer aus ihnen ſchlägt den wälſchen Bibernel vor — vielleicht die Pimpinella glauca des Linie? — Dem ſey wie es iſt. Ich will aus eigener Beobachtung bey dieſer Gelegenheit einen Vorſchlag empfehlen.

Es iſt eine Gattung von Bromberſtrauch (Rubus) den Schafen höchſt willkommen, und eine angenehme Speiſe für die Ziegen. Sie grünet immer auch mit häufigem Schnee bedeckt, und wird in meinem Vaterlande auf Felſen und Bergen, in Klüften und Wäldern in groſſer Menge gefunden.

Dieſe Pflanze ſuchte ich im Winter mit meinen Schafen, und füllte mit den Blättern zu Hauſe die Krippe. Das Schafvieh liebet ſie ſo ſehr,

ſehr, daß es die ſteilſten Berge ihrerwegen erklättert, und nicht ſelten herabfällt, und die Beine bricht.

Da hier gerade die Rede von einem heilſamen, und den wolligten Heerden beliebten Nahrungsmittel iſt, ſo errinere ich mich auch des Eichenmiſtels. Die Zweige davon und das Holz behagt ihnen ungemein, ſo zwar, daß ich nicht weis, was ihrem Geſchmacke mehr ſchmeichelt. Sorgfältiger nagen ſie an dem Stengel, und Aeſten, die auch ſtärker als ein Finger ſind, denn die Hunde an den Knochen. Daher klättern auch die Hirten auf hohe und ſtarke Eichen und Tannen, um des Miſtels habhaft zu werden, indes die darauf harrenden Schafe empor ſehen, und wenn etwas davon herabfällt, daſſelbe ſogleich mit Begierde haſchen.

Ich rede hier nicht ohne Urſache namentlich von den Eichen und Tannenmiſtel; denn den der anderen Bäume ſchätzen die Schafe und die Ziegen nicht ſehr. Handeln alſo jene Aerzte nicht vernünftiger, die, mit den Ziegen, den Eichenmiſtel den andern Arten deſſelben vorziehen? — Ob dieſe Schmarotzerpflanze wirklich jederzeit Miſtel geweſen ſey? Ob nicht auch zuweilen Jacquins, meines mir in der Botanik unvergeßlichen Lehrers, Loranthus Europæus? als abweſend, kann ich mit meiner Einbildungskraft nichts beſtimmen.

Uebri-

Uebrigens kann ich auch nicht unterlaſſen, hier eine Beobachtung anzuführen, die zwar nur die Ziegen angeht. Andraſch, ein Hirte, ſchnitt die Rinde von dem Zweige eines Eſchenbaums in kleine Stücke, vermiſchte ſolche mit Brod, und reichte ſie ſeinen Ziegen: und als er ſah, daß ſie es mit Begierde fraßen, nahm er noch mehr von der Rinde, zerſchnitt ſie nicht, und gab ſie ohne Brod dahin. Der Erfolg war wie der vorgehende.

Nachher ſchälte dieſer Hirte die Rinde vom Baume, ließ ſie aber mit einem Ende daran hängen. Die Ziege bieß darein, rieß die angenehme Speiſe ab, nnd labte ſich daran. Bald wiederholte ſie es ſelbſt, vergeſellſchaftet, mit den übrigen, und ſo wurden in einem Monate Eſchen und Kaſtanien Bäume abgeſchält. Die Obrigkeit erfuhr es. Allein Andraſch als der Urheber ward nicht verrathen; blos ſeine Heerde bedrohet. Verſchiedene Gutbeſitzer, die einen gleichen Schaden befürchteten, verringerten die Zahl ihrer Ziegen; andere waren unſchlieſſig, was ſie thun ſollten.

Was den Erfolg dieſes Nahrungsmittels anlangt, ſo kann ich verſichern, daß ſich die Ziegen nie beſſer befunden haben, obſchon ſie mit Heu und andern Kräutern gefüttert wurden, als da ſie dieſe den Wäldern Schaden verurſachende Speiſe zu

ſich

ſich nahmen. Doch wir kehren wieder zu den Schafen zurück.

Damit ich nun das Verhalten der Schafe ganz liefere, ſo iſt mir noch übrig zu erklären, was bey den Weiden, dem Futter, der Tränke, bey der Auferziehung der Lämmer, um der Wollſchur zu beobachten ſey. Das Salz werde ich rügen, wann ich über die Art, Krankheiten vorzubeugen, handeln werde.

Die Schafe weiden am liebſten auf bergigten und felſigten Gegenden, beſonders wenn ſie daſelbſt Haßelſtauden, Holder, Eſchen, Buchen, Eichen, Faulbäume, Kornelkirſchen und Ahorn antreffen. Hüpfend und fröhlich ſuchen ſie da ihre Kräuter, und mit Begierlichkeit pflücken ſie die Blät der Zaunrübe. Doch glaube man nicht daß ſie blos auf Bergen und Hügeln ihre einzige Nahrung finden. Sie haben noch ſehr viele andere Pflanzen, als zum Beyſpiel: Polygala, Eiſenreich, Steinklee, Geißklee, dreyblättrigten Klee, Schneckenklee, Betonien, Ehrenpreis, Salbey, Laſerkraut, Libsſteckel, Bibernell, italiäniſche Pimpinelle, Münze, Thymian, wilde Mähren, Gamenderlein, Iſſop, Satorien, Schlagkraut, Gundermann, Doſten, Meliſſen, Baſillgen, Prunellen, Augentroſt, arabiſchen Senf, St. Johanniskraut, Schlangenkraut, Habichtkraut, Felſenröslein, Erdbeerkraut, Poten-

til-

tillen, Brombeeren, Sauerampfer, Sandkraut, Diantheren, Fönikel, Myrtillen, Enzian, Sanikel, Haſenährlein, Klockenblume, Waldmeiſter, Wegerkraut ächtes, und das ganze Herr der Gräſer. Den Saamen zu dieſem Pflanzen begehre man aus dem Wiener reichhaltigen botaniſchen Garten.

Im Sommer begebe ſich der Hirt mit aufgehender Sonne, mit der Heerde auf die Weide; um die Xte Stunde zum Fluſſe oder zum Bache, und bringe 5 Stunden unter dem Schatten des Pappelbaums zu; denn unter dieſem Baume fühlen die Schafe eine ganz beſondere Kühle. Um die 3te Stunde des Tages weide er wieder, und tränke die Heerde, und ſo fort, bis der Abendſtern anbricht.

Im Herbſte und Frühlinge ſind die Reiſe, ſtinkende Nebel, und ihre Folgen höchſt zu fürchten; daher auch das Vieh ſo lange im Stalle zu behalten iſt, bis die Sonne die Weiden gereinigt, die Nebel zerſtreut, den Reif geſchmolzen hat.

Jenes Futter oder Heu iſt das beſte, das die meiſten der oben gennanten Pflanzen enthält. Daher fehlen jene Oekonomen recht ſehr, die das Heu von niedrigen und feuchten Wieſen, den Schafen darreichen; am beſten bekömmt ihnen ein Heu das auf Bergen und Anhöhen geſammlet wird. Und die Mähter thun ſehr unrecht daran, da ſie das

Heu

Heu auf die Böden der Schafſtälle legen; denn es wird von den Ausdünſtungen verdorben, und dem Viehe ſchädlich. Hierinn ſind meine Landsleute klüger. Ihre Heubehältniſſe ſind wenigſtens 20 Schritte weit von den Stallungen, und daraus holen ſie nur ſo viel, als nöthig iſt.

Nebſt den Heu iſt in meinem Vaterlande noch ein Nahrungsmittel üblich, das ich hier gleichfalls beſchreiben will.

Wenn meine Landsleute im Junius das Heu hauen, hauen ſie zugleich mit die Zweige 4 ⸗ 5 ⸗ auch 6jähriger Eſchen; ſetzen ſie der Sonne aus damit die Blätter trocknen, und bringen ſie hernach in einen Haufen, den ſie Strog nennen, mit den Stämmen auswärts, mit deu Aeſten aber gegen den Mittelpunkt; darauf legen ſie Heu in Form eines Kegels. Dieſe Schober bleiben nun ſo lange ſtehn, bis ſie im Winter nach den Ställen gebracht werden. Hier werden ſie geſalzen, mit Waſſer beſprengt, und wenigſtens allemal den anderten Tag der Heerde, auch den Ziegen vorgelegt. Und iſt dieſes Nahrungsmittel ſehr angenehm und geſund. Welches ich auch jedermann empfehle, denn dieſe bittern zuſammen ziehenden, und mit Salz gewürzten Blätter nähren und erquicken die Schafe ungemein, beugen ihren Gebrechen vor, und heilen ſie. Auch iſt ſo leicht

kei⸗

keine Gegend, wo man nicht dieſe Bäume pflanzen könnte.

Nachdem wir alſo die Weiden unterſucht haben, ſo wenden wir uns itzt zu der ſo genannten Tränke.

Sorgfältig hüte ſich jeder Hirte, ſeine erhitzten Schafe zur kalten Quelle zu treiben. Flüſſe und Bäche, die ein gemäſſigtes Waſſer haben, wähle er. Nicht weniger vermeide er Teiche, und ſtehende Wäſſer zu jeder Jahrszeit, vorzüglich aber, wann die Sonne ihre heiſſen Zeichen durchwandert. Im Winter hingegen ſollen, die Schafe um die 12te und 3te Stunde des Tags außer dem Stall ſeyn, und zu den gedachten Flüſſen und Bächen geführt werden.

Es iſt nicht überflüßig, wenn ich hier eine Warnung anführe. Es pflegen nämlich die Schafe auf Weinberge zur Weide getrieben, und hernach zu Quellen, die im Winter lau zu ſeyn ſcheinen, geführt zu werden. Sie trinken da gleichſam den Tod, oder zähren langſam ab; die wenigſten bleiben geſund. Dieſe Unvorſichtigkeit war Schuld, daß einſt mein Vater ein ſchönes geſundes Pferd verlieren mußte. Der Bauch war zu ſehr angefüllt. Es tranck und erſtickte. Iſt es wohl heil-

ſam

ſam den Thieren nach Finſterniſſen, Gewittern, das Waſſer zu verſagen?

Am beſten thun jene, welche ihre Lämmer, gleich wie die Katzen auferziehen, und ſie alle Veränderungen der Witterung ertragen machen. Aber gewaltig irren die, welche die Lämmer durch mehrere Wochen unter die Oefen ſtecken. Es iſt dieſe Vorſichtigkeit der Menſchen, lächerlich und der Natur entgegenſetzt. So wie die adelichen Kinder, ſo werden auch die Lämmer gleich in den erſten Tagen ihres Daſeyns verzättelt, geſchwächt, und jedem Anfalle von Krankheiten preisgegeben. Ueberdieß wird die Wolle dadurch, vielfärbig und ſchlechter,

Ich übergehe die Kaſtration, die Abſonderung oder das Bracken, die Zeichnung der Schafe. — Jedermann weis dieß.

In bergigten und kalten Gegenden pflegt man nur einmal im Jahre; im May nämlich, oder um Anfang des Junius den Schafen die Wolle abzunehmen; in wärmern Gegenden hingegen, geſchieht es zweymal im Jahre, nämlich im Herbſt, und im Frühlinge. Beyde Schuren geben einander nicht viel nach, und reicht die erſtere eine etwas längere Wolle. Das erſte, was hiebey an

einem heitern Morgen zu beobachten iſt, lehrt Virgil, wenn er ſchreibt:

Dulcibus idcirco fluviis pecus omne magiſtri
Perfundunt, udisque aries in gurgite villis
Merſatur, miſſuſque ſecundo defluit amni.

Um die 12te Stunde fängt man an die ſchon getrocknete Wolle unter dem Schatten der Eiche, oder Linde abzunehmen. Der Unterleib und die Füſſe werden zuerſt geſchoren, dann die letztern gebunden, und der Kopf entwollet, und dieſe ſchlechtere Wolle zur Seite geräumt. Die beſſere giebt der gebundene Widder, die nachher von der Sonne ausgetrocknet zum Gebrauche aufgehoben wird.

Die Lämmer ſoll man im Julius und Auguſtus ſcheeren. Man fehlet allemal, wenn es früher oder ſpäter geſchieht; denn eilet man damit, ſo verringert man ſich die Wolle, und gehet man ſpät damit zu Werke, ſo ſetzet man das zarte Vieh dem Einfluße unangenehmer Witterung aus.

Die natürliche Klugheit räth uns, die nackten, ihrer Wolle beraubten Schafe, der Kälte, großen Winden, kalten Regen, vorzüglich aber dem Hagel und Schnee zu entziehen, wenn wir ihnen anders nicht ſehr ſchaden wollen.

Da-

Daher ſollen ſie bey was immer für einer ungeſtümmen Witterung im Stalle behalten, und wenn die Kälte groß iſt, mit Stroh oder Laub davor geſchützt werden.

§. 11.

Dieſer Paragraph iſt beynahe überflüßig; denn der vorgehende hat wo nicht alles, doch das meiſte erſchöpft, das hieher gehört. Beobachtet man nämlich eine gute Diät, ſo hat man auch faſt alles gethan, was die Kunſt lehrt, den Krankheiten zuvorzukommen. Der groſse Boerhave erkannte dieſes ſchon, da er in ſeinen Inſt. M. pag: 472. Nro. 1052. folgendes ſchreibt: Eodem etiam facit quam plurimum moderamen diætæ ſimplicibus deſcriptum & paucis regulis his. Daher denn auch die Aerzte ohne glücklichen Erfolg bey jenen arbeiten, die die Regeln der Diät vernachläßigen.

Dieſes vorausgeſetzt will ich mich nur, da ich von der Methode den Krankheiten vorzubauen rede, auf vier Gegenſtände einſchränken: nämlich auf das Aderlaſſen, das Abführen, die Arzneymittel, und auf das Salz.

Ich habe noch keinen geſehen und gekannt, der in der Abſicht, Krankheiten vorzubeugen, oder

ſolche zu heilen, ſeinen Schafen die Ader geöffnet hätte. Weder geſchah es einſt bey meiner Heerde, noch ſah ich es irgendwo in meinem Vaterlande. Der einzige Virgil iſt es, bey dem ich nachſtehendes leſe:

Profuit incenſos æſtus avertere, & inter
Ima ferire pedis ſalientem ſanguine venam.

Aber wer wird die Ader errathen, die der Dichter zu öffnen anrathet? Kolumella glaubt, es ſey jene, welche zwiſchen den Klauen, oder nächſt dem Sprungbeine hinläuft. Da ſoll man ſie ſuchen, und öffnen — ſagt er. Hat er dieſes aus eigener Erfahrung? Ich zweifle; denn es ſind dieſe Adern ſo fein, daß ſie auch der größten Geſchicklichkeit entgehen. Die Halsadern, und jene, die am Knie der vorderen Füſſe liegen, werden wir dann beſtimmen, wann die Rede von der Anatomie der Schafe ſeyn wird.

Daß das Aderlaſſen den Schafen wider viele Krankheiten, ſie mögen nun entweder ſchon vorhanden ſeyn, oder noch in der Zukunft liegen, nützlich ſey, wird niemand bezweifeln, der nur ein wenig in der Menſchenarzney bewandert iſt. Denn die Gefäße der Schafe können, ſo wie die unſrigen, vom zu vielen Blute ſtrotzen, oder, wenn es

zu

zu ſchnell umläuft, oder verdünnet wird, ſich öfter zuſammziehen. Doch, davon unten mehr.

Mittelſt der abführenden Mittel pflegt man verſchiedene Unreinigkeiten aus den erſten Wegen zu räumen, geringere Verſtopfungen des Gekröſes aufzulöſen, ſolche in verſchiedenen Gegenden des Körpers zu vernichten, und auf dieſe Weiſe mannichfaltigen Krankheiten der Menſchen zuvorzukommen, oder ſchon gegenwärtige Uebel zu heben.

Da nun die Struktur des Schafes, und die Eingeweide des Unterleibes wenig von der menſchlichen Struktur verſchieden ſind, ihr Milchſaft auch aus den Nahrungsmitteln eben ſo, wie bey uns abgeſchieden wird; ſo, hoffe ich, wird jeder zulaſſen, daß auch die Purganzen den Schafen zuträglich ſeyn können, ſowohl in der Abſicht, dadurch Krankheiten vorzubeugen, als die vorhandenen zu heilen, Da beynahe noch niemand den Schafen Purganzen eingegeben, noch die Doſe beſtimmt hat, ſo kann ich hier aus der Erfahrung nichts feſtſetzen.

Wenn ich aber den natürlichen Bau des Schafes unterſuche, ſo ſcheint mir für dieſes Vieh am beſten zu ſeyn, wenn man ihm, Rheum, ſalpetrigte Magneſia, Mönchsrhabarber, Roob aus verſchiedenen Beeren, als: aus Kreuzbeeren, Beeren des Faulbaums, und überhaupt

alle gelinde, die Säuere ſtumpfmachende Mittel giebt.

Draſtiſche Mittel ſchaden dem Schafe, indem es einer ſchwachen Natur iſt. Sehr oft erzeugt ſich aus eben dieſer Urſache eine ſauere Schärfe, als die Krätze bey demſelben. Doch ſchließe man daraus nicht, als behauptete ich, die Krätze komme nur von einer Säure her; dieß wäre freylich falſch. Jedoch läugnet niemand, daß eine ſauere Saburra die meiſtenmale die Krätze hervorbringe. Bevor ich dieſen Gegenſtand verlaſſe, iſt es nöthig, daß ich die Doſen der abführenden Mittel beſtimme, als woher in der Heilung keine geringe Leichtigkeit entſteht.

Von der Magneſia nitri giebt man alſo: eine halbe oder auch eine ganze Unze. Vom Rheo ein oder anderthalb Quentel: von der Mönchs-Rhabarber zweymal ſoviel: Kreuzbeeren- oder Faulbaum Roob kann zu einer halben, auch ganzen Unze gereicht werden. Das Vehikel dieſer Arzneyen iſt gewöhnlich Honigwaſſer, auch andere Flüßigkeiten.

Die, damit nicht zufrieden, zur ſtärkern Mitteln ſchreiten wollen, oder von der Natur des Uebels zu ſchreiten gezwungen werden, dieſe nehmen 8 Gran vom Jalappenharz, oder Skamoneum, löſen es mittelſt eines Dotters im vielen Honigwaſſer auf, und ge-

geben es alsdann erſt dem Viehe. Nachſtehendes ſehr gemeines Mittel empfehle ich:

℞. Corticis Sambuci mediani conſciſſi Manipulum I.
Seminum carvi dr. ß.

Gieße darüber hinlänglich heiſſes Waſſer, laſſe es durch eine halbe Stunde im zugedeckten Gefäße digeriren; ſäuge es durch, daß du 3 Unzen bekömmſt: gieb hinzu 2 Drachmen von Magneſia nitri, und gieße es dem Schafe ein.

In Anſehung der Jahrzeit, in welcher es am beſten iſt durch gedachte Purganzen die Schafe vor Krankheiten zu präſerviren, wähle ich vor andern den Herbſt. — Im Frühlinge purgirt das friſche Gras von ſelbſt. — Hernach, gebe man dieſe Arzeneyen den weiblichen Schafen eher, als ſie ſich noch mit dem Widder vermiſchen.

Bey der übrigen Heerde hat es nichts zu bedeuten, ob es früher oder ſpäter geſchieht.

Man hat auch ſpecifiſche Präſervativmittel, davon jeder ſeine eigenen empfiehlt. Ich will hier nur blos die beſſern rügen. Mir war ehemals das folgende ſehr üblig.

℞. Pulveris radicis filipendulæ
Salis marini, aa partes æquales
Mellis optimi qu. ſa.

Miſche alles, mache eine weiche Latwerge. Davon gab ich nun des Sommers einmal in der Woche, zweymal des Winters einem jeden Schafe zwey Löffelvoll. Zuweilen ſetzten wir noch hinzu etwas Erdpech, zuweilen auch gepulverte Liebsſtöckelwurzel, am öfterſten aber nichts.

Andere rathen Fönikel, Gentian- Baldrian- und Angelikawurzel. Viele geben die Betonika.

Einige meiner Kollegen ſammelten die erſten ausbrechenden Blätter, die ſogenannten Palmkätzchen, von der Ziegenweide, während dem, da ſie blüthen; nahmen davon eine Handvoll, dann 2 Pugillen vom Meerſalze: zerſchnitten und vermiſchten alles, und gaben es alle Wochen ihren Schafen ein. Sie machten ein Geheimniß daraus.

Anſtatt aller dieſer Mittel empfehle ich nachſtehendes, deſſen Menge nach der Gröſſe der Heerde beſtimmt werden muß.

℞.

℞. Pulveris radi. gentianæ purpureæ.
- - Valerianæ.
- - Liguſtici.
- - Polygalæ amaræ.
- - Inulæ hirtæ.
- - Filipendulæ
- - Seminum fœniculi
- - Bituminis Aſphalti.
-- Salis marini aa partes æquales

Mellis ſimp. qu. s. ut fiat Electuarium.

Gebe davon alle acht Tage frühzeitig jedem Schafe 2 Löffelvoll.

Sehr übel thun jene, welche nach hitzigen Mitteln greifen, als da ſind: Kalmus, Meiſterwurzel, Pfeffer, und mehrere andere. Dadurch werden die weichen Gefäße zu ſehr gereizt, die Flüſſigkeiten erhetzt, in Wallnng gebracht.

Auch jene thun nicht gut, die das bloße Salz ihren Schafen geben: weit beſſer, wenn ſie es mit Gras vermengen, oder im Waſſer aufgelöſt reichen; denn das bloße Salz ſchadet dem leeren Magen, verletzt die Zähne des ſchwachen Schafs.

Ich hatte ehemals den ſchädlichen Gebrauch, die Weiden mit Salz zu beſtreuen. Gierig fraßen die Schafe dieſes geſalzene Gras, und wann keines mehr da war, nagten ſie an der bloßen Erde, und ſchadeten ſich.

Was die Menge des Salzes anbetrifft, ſo gebe man allemal den dritten Morgen jedem Schafe $\frac{1}{32}$ einer Maas, im Frühlinge öfter. Das übrige, was ich auch vom Salze in meinem Werkchen über die Schwämmchen des Viehs geſchrieben habe, wie auch das, was ich hier ſagte, beſtättigen die Regensburger Zeitungen vom Jahre 1765, im Monate März, in der 13 Relation.

Vielleicht wird nun auch jemand fragen, was für Eigenſchaften muß ein Schafhirt beſitzen? was hat er alles zu thun? Gewiß, ſo niedrig auch dieſes Geſchäfte geachtet wird, ſo iſt es dennoch wichtig, und k a u m unter Hunderten einer dazu fähig. Der Hirte ſey alſo geſund, friſch, aufgeweckt; fürchte und Ehre Gott, obſchon er ſelten ſeinen Tempel ſieht; Gerechtigkeit leuchte aus ſeinem Auge; ſtets wachſam ſey er, liebe ſeine Heerde, verrachte den Wechſel der Witterung, und ſcheue Stürme nicht; lerne die Waffen brauchen, um damit, Wölfe, Bören und Diebe zurückzuſcheuchen.

Non ſecus ac patriis acer romanus in armis.

Ue=

Uebrigens wiſſe er, wo Roſen Hagedorn, und Brombeerſträuche grünnen, und ſinge mit Virgil:

Cur non Mopſe, boni quoniam convenimus ambo
Tu calamos inflare leves, ego dicere verſus,
Hic corylis mixtas inter conſedimus ulmos?
Ipſi lætitiæ voces ad ſydera jactent
Intonſi montes: ipſæ jam carmina rupes,
Ipſa ſonent arbuſta: Deus, Deus ille Menalca?

§ III.

Die feſten Theile des Schafes ſind, ſo wie jene des Menſchen, in ſteter Bewegung, ſo auch die flüſſigen. Die Veränderungen der Witterung, und, um mit Börhaven zu reden, die Natur der Nahrungsmittel, des Getränkes, der einwirkenden Körper Gewalt, ſelbſt der Bau der Maſchine, bewirken faßt alle die Gebrechen in den Schafen, die wir Menſchen erfahren.

Um kurz und verſtändlich zu ſeyn, will ich nur hier die gewöhnlichern, und wichtigen Kranheiten der Schafe bemerken.

Die erſten ſind, Beinbrüche und Verrenkungen der Glieder. Die Urſachen derſelben ſind: Auſ=

Außere Gewalt, Fall, Sprünge, zu geſchwindes Laufen, zuweilen auch eine Geſchwulſt in den Gelenken, oder eine die Bänder corrodirende Schärfe. Die Heilart beſteht, wenn der aus ſeiner natürlichen Lage gebrachte Theil wieder in dieſelbe geſetzt wird, in Ruhe und ſchicklichem Verband. Das Uebel verräth ſich durch einen fehlerhaften Gang, durch die Vergleichung eines geſunden Gliedes mit dem kranken u. ſ. w.

Dieſe Uebel pflegen inflamatoriſche Geſchwülſte zu begleiten. Dagegen dienen alſo: Hollerblüthe, Blätter vom Niederholder mit Wein eingegoſſen. Dann geſchehe die Einrichtung des Gliedes, wozu auch faſt allemal die Ausdehnung deſſelben erfordert wird.

Sonſt pflegte ich das eingerichtete Glied zu verbinden, mit einem Pflaſter aus Bech und Wachs zu bedecken, mit Lindenrinden, ſtatt der Schinen, feſte zu machen, und das kranke Schaf der Heerde folgen zu laſſen.

Die **Wunden**, gleichfalls äußere Uebel, ereignen ſich ſelten bey den Schafen, nichts deſtoweniger wenn ſie vorkommen, als wenn z. B. fremde Körper das Schaf beſchädigen, Wölfe es angreifen, oder andere Urſachen ſolche hervorbringen, ſo müſſen ſie auf eben die Art behandelt werden, wie die menſchli-

ſchlichen vom Wundarzte. Man nimmt nämlich die heterogenen Theile heraus, waſchet die Wunde mit Wein, ſtillet den Blutfluß mit Feuerſchwamm, oder durch die Unterbindung der Arterien. Hernach bedienet man ſich der Balſame, und Digeſtivſalben. Die Diät des Schafes beſteht in Brod, ausgeſuchtem Graſe, Rüben in Waſſer gekocht, dem Waſſer ſelbſt und Molken.

In heiſſen Gegenden beſonders ſtechen giftige Schlangen die Schafe. Das Thier wird traurig und mürriſch, verachtet die Weide, ſchwillt auf zuweilen, und zeigt mit einem Worte dieſelben Symptomen, die der Menſch im ähnlichen Falle verräth.

Wenn dieſes geſchah, hatten wir in meiner Gegend folgende Heilmethode: das geſtochene Glied des gebundenen Thiers wurde in die Erde gegraben, und erſt nach 24 Stunden herausgenommen, dem Schafe ſelbſt Wein und Eſſig eingegoſſen. Man fand dieſe Methode auch für die Menſchen heilſam.

War aber das Thier an einem Theile ſeines Körpers geſtochen, der nicht eingegraben werden konnte, oder das Thier erſticket wäre, ſo erweiterten wir die Wunde, rieben ſie mit Meerſalz aus, goſſen Wein und Eſſig darein, und der Erfolg fiel meiſtens glücklich aus.

Die

Die Aerzte rathen wider die Stiche, Skarifikationen und Reizungen der Wunden, und ſchreiben geſalzenen Vipernſpiritus zu 6 Tropfen mit Bernſteinöl im Rautenwaſſer vor.

Auch von Geſchwüren werden oft die Schafe befallen. Die Heilart derſelben iſt nach ihrer Natur verſchieden. Wenn der Eiter gut iſt, was die Zähigkeit und eine weißgelbe Farbe anzeigen, ſo iſt ein aufgelegtes bloßes Terpentinöl hinglänglich. Wenn hingegen das Geſchwür veraltet iſt, welches zwar ſelten geſchieht, wenn daraus eine ichoröſe, ſcharfe, verdünnte Materie fließt, ſo wird das Thier kaum gerettet werden; auch erſetzt die Wolle, welche dadurch äuſſerſt ſchlecht wird, die Mühe und Auslagen nicht.

Wollte aber doch jemand aus Liebe zu ſeinem Viehe, ohngeachtet der Unkoſten, hier Hülfe verſchaffen, der gebe ihm täglich früh dieſe Pflanzen: Löffelkraut, bittere Wieſenkreße oder Waſſerkreße, wie dieſe mit jener die Apotheker in meiner Heimath ohn Schaden zu verwechſeln pflegen; Bitterklee, Wallwurzel; und reinige es öfter mit ausführenden Mitteln, hernach kann er noch mit Meningen oder Tabackſalbe das feuchtende Geſchwür austrocknen und heilen.

Un-

Unter den Augenkrankheiten verfinſtern bey den Schafen oft die Hornhaut Flecken und Felle. Zur Zertheilung dieſer Uebel nehmen die Schafmeiſter den Staub vom verbrannten weiſſen Fiſchbeine, os ſepiæ, und blaßen ihn mittelſt eines Röhrchens in das verletze Auge: andere bedienen ſich auf dieſelbe Art der fein gepulverten Hechtengalle. Uebrigens rathe ich auch die Alruttengalle, friſch gennomen, und davon 2 — 3 Tropfen alle Morgen in das Auge gelaſſen.

Wenn das Vieh an dem Trieffen der Augen, oder einer langwierigen Entzündung derſelben leidet, ſo ſoll man ſich täglich früh und Abends des Staubes vom ungebrauten Gypſe, mit was immer für einem Waſſer, bedienen, innerlich aber abführende Mittel geben. Iſt dieſes Mittel den Menſchen nicht zuträglicher als die gewöhnlichen? Wäre hier nicht der Staub von dem Schaume des Karlsbades zuträglich? Sind dieſe Mittel nicht ſichereter als Vitriol, Alaun, Ruß, Zinkblumen? Erhöhen dieſe nicht vielmehr das Uebel, indem ſie die Adnata des Auges reizen? Ich könnte es mit eigenem Schaden, und mit mehrern Beyſpielen erweiſen Und nun auch etwas von der Erhaltung der Zähne bey den Schafen.

Die heutigen Zahnärzte pflegen den geſnnden Zahn eines andern zu nehmen, und ihn an die Stelle des

des kranken zu ſetzen. Obſchon ſie dieſe Methode allem Zweifel entzogen haben, ſo zweifle ich doch daran bey den Schafen, auch iſt es zu koſtſpielig. — Auf die Erhaltung ihrer Zähne ſey man recht ſehr bedacht. Hippokrates ſagt, Kälte ſey den Zähnen ſchädlich. Wir ſetzen noch hinzu: eine zu groſſe Hitze, jedes Salz, alles ſüſſe, Zucker, Alaun, Vitriol, ſtarke Gewürze. Von dieſen 5 letztern Sachen hot wohl noch kein Schaf ſeine Zähne verloren, wohl aber vom bloßen Salze, bereiften Weiden, kaltem Getränke u. ſ. w.

Bevor ich zu den innern Krankheiten übergehe, muß ich noch die Krätze oder die Räudigkeit der Schafe unterſuchen.

Sie iſt trocken oder feucht, jauchig, würmig eiterig, ſelten ausſätzig. Die Urſachen davon ſind: Regen, Hagel, häufiger kalter nach der Schur fallender Schnee, Feuchte der Stallungen, ſcharfer Miſt, worauf durch den ganzen Winter das Schaf liegt, faule Wäſſer, mit Mehlthau befallene Weiden, über dem Stalle verderbtes Futter, u. ſ. w.

Obſchon die Entfernung dieſer Urſachen, wie auch die Abſonderung der Räudigen von den geſunden die beſte Heilart für die Krätze der Schafe iſt, ſo kann man doch, um die damit befallenen zu erhalten, folgendes Mittel brauchen.

℞ pulv. rad. Jalappæ. vel
— agaric. trohisc. Gr. XX
— florum ſulphus.
— Magnes. niti. aa dr. III

Miſche, mache daraus ein Pulver, verdünne es mit zwey Unzen Honigwaſſer, und bringe ihn mittelſt einer Röhre dem raudigen Schafe bey. Das Getränke ſey indeſſen ein Dekokt aus Kohl, Löffelkraut, Fieberklee, Waſſerkreße und dergleichen. Zuweilen waren auch die Molken nützlich.

Die Armen können ſich der Faulbaumsſulze bedienen, oder einen Aufgus der mitteren Rinde des Hollers brauchen.

Wenn die Wolle groß iſt, ſo muß man ſie abnehmen, im Waſſer, worin harzigtes Holz vom Fichtenbaum gehakt wurde, waſchen, Uebrigens werden hier gelobt, martialiſche Schwefelblumen, Spießglasſchlacken, rohes Spießglas, das Stibium diaphoreticum non ablutum.

Unter die innern Krankheiten gehört zuerſt die **Verſtopfung der Naſenöffnungen.** Die Urſachen derſelben ſind: naſſe, laue, feuchte und finſtere Stallungen, verderbtes Futter, bereifte Weiden, windigter Frühling nach einem feuchten Winter,

ter, kaltes Getränke, wenn das Schaf erhitzt iſt, Mangel am Salze, Naſenwürmer, die zuweilen erſt nachfolgen und das Uebel vergröſſern.

Entfernung dieſer Urſachen, und hernach gegenwärtiges Mittel machen die Heilart:

℞ Pulv. radic. enulæ
— gentianæ purpureæ
— polygalæ amaræ
— valerianæ
— ſeminum fœniculi
— ſalis Marini
— Bituminis aſphalti. aa. p. æq.

Miſche es, mache mit hinlänglichem Honig einen Brey daraus, gieb täglich jedem kranken Schafe 2 = 3 Löffelvoll, darauf trinke es öfter ein Dekokt aus der Alantblüthe, mit Honig und geſalzen.

Auch die Würmer werden dadurch ausgetrieben. Sollten ſie aber dennoch zurückbleiben, ſo infundire man den Wurmſaamen, oder die Baldrianwurzel, gieße den Aufgus dem Schafe in die Naſe, ſpritze ihn durch den Mund hinein, bis die unangenehme Gäſte abgehen. Ihre Gegenwart verräth das

das Schaf, wenn es ſich mit der Naſe, oder mit dem Theile, wo ſie ſtecken, überall reibet, dergleichen auswirft, ja ſelbſt im Auge kann man es inne werden, wie ich unten zeigen will.

Aus eben den Urſachen, aus denen die Verſtopfung der Naſe entſteht, entſteht auch nicht ſelten der Huſten, wenn die Rede von äußeren Urſachen iſt. Zu den innern gehören, Schwüre, Stein, Verhärtungen, Austrocknungen, und verſchiedene angehäufte Cacochymien in der Lunge. Die Heilart iſt dieſelbe, wie bey der Verſtopfung der Naſe.

Lungenſucht. Dieſe iſt oft Urſache, oft auch Folge des Huſtens. Bey den Schafen bewirken ſie beynahe alle die Urſachen des Huſtens, und der Naſenverſtopfung, innere Geſchwüre, auch äußere; Krätze, Würmer, und hitzige Fieber. Dieſes nur ſelten heilbare Uebel verräth ſich durch Huſten, eiterigten Auswurf, Magrigkeit, Schwäche, nächtlichen Schweiß, eingefallene Augen, fehlerhaftes Athemholen; durch Eßluſt, ohne doch dabey zuzunehmen, Verluſt der Wolle, und die vorhergehenden Urſachen.

Wenn man demnach ein lungenſichtiges Schaf gewahr wird, ſo ſondere man es ſogleich von der Heerde ab. Und ſind Zeichen vorhanden, die keine Hoffnung zur Heilung geben, öffne man es, unter-

ſuche den Sitz der Krankheit, und begrabe es alsdann ſammt der Haut. Iſt jedoch noch Hoffnung zur Geneſung da, ſo brauche man folgendes Mittel:

℞. Herbæ poligalæ amaræ
- Arnicæ
- Hederæ tereſtris
- Veronicæ officina.
- Gentianæ purpureæ
Florum enulæ campanæ.
Radicis polypodii querni
aa. p. æqu.

Die Species alle zerſchnitten, koche in friſch gemolkener Milch im zugedeckten Gefäße, und gieb hinzu $\frac{1}{10}$ Honig. Alle 24 Stund trinke davon das kranke Schaf eine Maas, das gewöhnliche Getränke aber, ſey: ein Dekokt aus Iſſop, Löffelkraut, Fieberklee, oder weißem Andorn; das Futter beſtehe in wohl richenden Kräutern.

Auch der Dampf plaget zuweilen die Schafe, obſchon ſeltener als die Pferde, welche beſtimmt ſind den Menſchen zu tragen. Was der Dampf ſey, weis ſogar der Pöbel ſelbſt: er iſt nämlich ein ängſtliches Athemholen, mehr oder weniger müh-

ſam,

ſeyn, verbunden mit einer rauen heiſern Stimme. Von dem gichteriſchen Dampf, werden die Schafe, glücklicher als unſer Frauenzimmer, nicht befallen. Dieſes Uebel kömmt meiſtens von einem kalten Trunke beym erhitzten Körper, auch von einer Cacochymie in den Luftröhren-Aeſten.

Auflöſende und erweichende Mittel heben zu wellen dieſe Krankheit: gleichfalls Fontanellen, und Haarſeile, wie dieſes die Pferdärzte täglich erfahren. Ein hier nützliches auflöſendes Mittel iſt dieſes:

℞. Terræ ſoliatæ tartari Un. I.
Saponis vulgaris. Unc. II.
Pulv. Bulbi ſcil. maritimæ. Dr. 1.
- Antimonii crudi. Dr. III.
Mell.. rutacei qu. s.

Miſche alles zu einem Brey, davon jedes Schaf alle Morgen und Abend einen Löffelvoll bekömmt. Darauf trinke es einige Maas vom nachſtehenden Dekokt:

℞. Radic. graminis
Rad. Suc. operientium.
Taraxaci cum toto

Herbæ ſaponariæ
- Eupatorii cannabini
- Naſturii aquatici aa p. æqu.

Zerſchneide alles, und laſſe es in hinlängli-
cher Menge Molken durch eine halbe Stunde ſieden.

Das Haarſeil wird auf dem vordern und un-
term Theile der Bruſt, da, wo der Hals aufhört,
und die Bruſt ſelbſt anfängt, nachdem die Wolle abge-
nommen worden iſt, gezogen. An dieſem Orte thun
es auch die Pferdärzte.

Und ſollten nicht auch die Menſchen mittelſt
der Haarſeile eher Hülfe erhalten, wenn ihnen ſol-
che in der Gegend der Kehle gezogen würden?

Diarrhöen und Dyſenterien, auch ohne Fie-
ber, pflegen zuweilen die Schafe zu befallen. Die
Urſachen davon ſind: Erkältung, bereifte Wei-
den, ſchlechtes brandigtes Futter, und verſchiedene
in den Eingeweiden erzeugte Schärfe, zuweilen mit,
zuweilen ohne Fieber.

Hier iſt das ſicherſte Mittel das Rheum zu
zu einer Drachme 2 auch 3mal eingegeben. Und damit
man noch der Geſundheit gewiſſer werde, ſo nehme
man eine Drachme von dem Pulver der Inula dy-
ſenterica hirta oder Salicaria, ein Stückchen Brod-
kru-

krumme, etwas Salz, mache daraus ein weiches Mus, und gebe es dem kranken Schafe alle Morgen.

Wenn kein Fieber da iſt, ſo iſt ein Rhabarbarwein ſehr zuträglich. Iſt es aber zugegen, ſo mache man ein Klyſtir aus Pappeln und Eibiſch mit Klapperoſenblüthe, auch gebe man daſſelbe Dekokt mit Molken und Salpeter dem Schafe zu trinken.

Verſtopfung des Leibes befällt zuweilen die Schafe, vorzüglich aber die Lämmer, und macht ſie ängſtig und unruhig. Dafür hülft bey den Schafen ein Aufguß aus der mittern Rinde des Hollers, bey den Lämmern hingegen ein Zäpfen aus Seife, und Honigwaſſer zum Getränke.

Die Würmer zeigen ſich eben durch dieſelben Zeichen wie bey den Menſchen an, und vorzüglich verrathen ſie die Augen. Der Stern iſt ungewöhnlich gröſſer, beym Lichte nicht ſo beweglich wie ſonſt, die Sklerotika bläulicht, etwas ſchwärzlich, das ganze Auge mehr feucht, die Lappen ſchlapper und mehr geöffnet.

Der davon noch mehr wiſſen will, der erhole ſich Raths bey Swieten in ſeinen vortrefflichen Kommentarien Tom. IV. pag. 271.

Uebrigens iſt das würmige Thier gefräßig, ohne Zunahme, ſchwindlicht, äpileptiſchen Anfällen ausgeſetzt, und liegt auf eine ungewöhnliche Weiſe; giebt Würmer von ſich, und fühlt, beſonders das Pferd, bald am Kopfe, bald am Hintern, bald am Bauch, ein Jucken, reibt ſich und bekömt Striemen.

Die Würmer bekommt es von Weiden, die mit Mehlthau befallen ſind, verfaultem Futter und Getränke, würmigen Waſſer, vernachläßigter Ausführung zur Zeit des Herbſtes, von groſſer Hitze oder Feuchte der ſtets geſperrten Stallungen. Erzeugen ſich wohl die Würmer mehr, wenn die Sonne in das Zeichen des Hundes tritt?

Die Heilart beſteht in der Entfernung angeführter Urſachen, und im nachſtehenden Mittel:

℞ Pulv. rad. Valerianæ
— Rhei
— Seminis ſantonici aa dr. ß.
— Vitrioli Martis. gr v.
Mellis. qu. s.

Miſche alles, mache daraus einen Brey, und mit Waſſer verdünnt, gieſſe ihn alle Tage früh dem Thiere ein, bis die Würmer abgehen, und die Geſundheit wiederkehrt.

Die

Die Gelbſucht begleiten gelbe, ſchwärzliche Augen, weiſſer Koth, Verſtopfung des Leibes zuweilen, Mangel an Eßluſt und Traurigkeit.

Gallenſteine, Erbrechen, Würmer, Lebergeſchwulſt, Krämpfe, groſſer Schreck, ſind die Urſachen dieſer Krankheit; wie ich dieſes ſelbſt erfuhr, als einſt der Donner in eine Eiche ſchlug. Der größte Theil der Heerde bekam die Gelbſucht. Wir brauchten verſchiedenes, vorzüglich unſere Panacee aus Meerſalz, gepulverter Wurzel vom rothen Steinbrech und Honig, auch ein Dekokt des Niederholders. Bis auf 10 Stücke, die dann an der Waſſerſucht ſtarben, wurden alle geſund. Wenn nicht hartnäckige Urſachen obwalten, ſo weichet dieſe Krankheit folgendem Mittel:

℞ Radic graminis.
— Aſparigi
— Taraxaci
Folior Ebuli aa p. æqua.

Laſſe alles auffieden in hinlänglichen Molken durch ein halbe Stunde, gieb hinzu blätterigte Weinſteinerde ſo viel erforderlich, damit es einen ſalzigten Geſchmack bekomme. Davon trinke nun jedes kranke Schaf früh eine Maas, und die andere Abends.

Die Waſſerſucht, wie wir oben geſehen haben, pflegt auch zuweilen zum Vorſchein bey den Schafen zu kommen, und vorzüglich bey jenen, die die Gelbſucht geſchwächt hat. Uebrigens ſind die Urſachen derſelben: Schlappheit des Körpers, Lungenſucht, verhärtete Eingeweide; naſſe Stallungen, beſonders wenn ſie heiß und ſorgfältig vermacht ſind, unterdrückte Ausdünſtung, oder jede andere Ausführung, jede Cacochymie der Säfte, und die meiſten Krankheiten.

Die Symptomen dieſer, einem nächtlichen Diebe gleich umher ſchleichenden Krankheit ſind: Ausbleiben des Harns, Schwulſt des Unterleibes mit Magerkeit des Körpers, geſchwollene Füſſe, geringe Eßluſt, verſtärkte Begierde zum Trunk, Gefühl eines ſchwingenden Waſſers, wenn man den Bauch unterſucht, ein ſchweres Athemholen, Huſten, unruhiges Liegen, Schwäche, matte trübe Augen, herabfallende Wolle, oder von einer ganz beſonderen Beſchaffenheit, nicht ſo fettigt beym Anfühlen, und dann die Zergliederung der Todten. Mittel dagegen:

℞ Roob Iuniperi dr. III
— Agarici trochiscati. dr. ß.
— Mellis dra. 1.

Mi-

Miſche und verdünne alles im hinlänglichen Waſſer, und bringe es mittelſt eines Röhrchens dem Viehe bey. Ein Infuſum der ſchon oft gelobten mittere Rinde des Hollers iſt zuträglich.

Zur Stärkung der Eingeweide, bediene man ſich gepulverter Angelikawurzel, Liebſtöckel, Gentian mit Wacholderſulze. Das Futter ſey ausgeſucht, und geſalzen.

Selbſt das Podagra peiniget die Schafe zuweilen wie den reichen Praſſer. Virgil beſtättigt es — — — turpesque Podagras

Die Zeichen des Uebels, das vielmehr ein Reumatiſmus zu ſeyn ſcheinet, ſind: Traurigkeit, beſtändiges Liegen, fiebriſche Anfälle, Mangel an Eßluſt, Begierde nach dem Trunk, Hinken. Bemerken die Hirten dieſe Zeichen, ſo wird ſogleich das kranke Thier vergraben, damit es nicht die anderen anſtecke. Jene, die dieſes Zeichen einem Podagra nicht zuſchreiben, ſondern dadurch nur einen Reumatismus anklagen, dieſe geben ihren Kranken, Dekokte aus Rüben, Paſtinak, Honig mit Salz; räuchern die Füſſe, und den ganzen Körper. Gewiſſermaſſen pflichte ich dieſen letztern bey; denn faſt von der Kälte allein werden die Schafe podagriſch, ſie mögen nun erhitzt, kalt trinken, oder auf bereif-

te Weiden von ſtrafbaren Hirten getrüeben werden.

Hitzige Fieber finden ſich ſehr oft, ein, und tödten die Schafe, und kann ſie das Thier, ſo wie der Menſch, aus den Fehlern der ſechs natürlichen Dinge bekommen. Die vorbereitenden Urſachen ſind: Vollblütigkeit, verſchiedene Cacochymien, Geſchwülſte und Verhärtungen der Eingeweide; Reizbarkeit der feſten Theile, und verdünnte Lebensgeiſter. Die Zeichen der Krankheit: Röthe und Trockenheit der Augen: brennende Hitze bey der Wurzel des Ohres, Durſt, Trockenheit, und gleichſam eine Rinde im Munde, heiſſer Odem, Mangel an Eßluſt, rother flammigter Harn, Unruhe' Traurigkeit, ungewöhnliches Liegen, verſchiedenes Blöken, herabhangende Naſe, Schwäche, Swindel, Zittern, Taubheit, Blindheit, Konvulſionen verſchiedener Theile, Huſten u. ſ. w.

Obſchon nach Verſchiedenheit der Krankheitsurſache die Heilung auch verſchieden iſt, ſo will ich hier indeſſen nur eine allgemeine Methode anrathen.

1) Gebe man dem Viehe Molken mit Eſſig zubereitet, verſüßt mit Honig und Salpeter, oder man werfe darein Prünellenſtein.

2) Man laſſo aus der Halsader 10 Unzen Blut.

3) Man mache ein Klyſtir von 8 Unzen, aus einem Dekokt mit etwas Salz und ſetze überdies — iſt oft nothwendig — auf die innere Seite der Hinterſchenkel ein Zugpflaſter, nachdem zuerſt die Wolle abgenommen worden iſt.

Wenn endlich eine verheerende Peſt unſere Heerden überfällt, ſo beobachten wir, leider, folgende Symptomen: Traurigkeit, erſtickendes und in jeder Rückſicht übles Athemholen; heftiges Huſten, und die äußerſte Beklemmung der Bruſt, Diarrhor, Dyſenterie, mit Blut vermiſcht, geſchmackloſen flammigten Harn, oder gar keinen, galligtes Erbrechen, Beängſtigungen, unruhiges hin und her Bewegen, vorzüglich beym Anfange der Krankheit; ſtarkes ungewöhnliches Geheule, Furcht von ſonſt angenehmen Gegenſtänden, Vermeiden der Wälder und der Stallungen; Herumlaufen der Schwindlichten, gerades Fortrennen, Muth, Raſerey; Ausgieſſung der Galle in die Oberfläche des Körpers ohne Erleichterung, ſchwarze Striemen auf der Haut, Petechien, Karfunkeln, Peſtbäulen, vielen faulen Schaum um das Maul, keine Hülfe von gewöhnlichen Arzneyen, plötzliches Umfallen der ganzen Heerde und keine im Körper ſich zeigende örtlichen Urſachen des Uebels bey anatomiſchen Sektionen. Virgil klagt in ſeinem 3 Buche Georgicorum über die Peſt folgendermaſſen.

Jam

Jam maris immenſi prolem & genus omne natantum
Litore in extremo, ceu naufraga corpora fluctus,
Proluit: inſolitæ fugiunt in flumina phocæ.
Interit & curvis fruſtra defenſa latebris
Vipera, & attoniti ſqvamis aſtantibus hydri
Ipſis eſt aer avibus non æquus, & illæ
Præcipites alta vitam ſub nube relinquunt.
Præterea nec jam mutari pabula refert.
Quæſitæque nocent artes: ceſſere magiſtri,
Phyllirides Chiron, Amythaoniusque Melampus.
Sævit & in lucem ſtygiis emiſſa tenebris
Pallida Tiſiphone: morbos agit ante metumque,
Inque dies avidum ſurgens caput altius effert.
Balatu pecorum & crebris mugitibus amnes,
Arentesque ſonant ripæ, collesque ſupini.
Jamque catervatim dat ſtragem, atque aggerat ipſis
In ſtabulis turpi dilapſa cadavera tabo:
Donec humo tegere, ac foveis abſcondere dicant.

Der allmächtige wolle uns vor dieſem Uebel beſchützen — ihn rufen wir an!! Der Arzt aber richte ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Nahrungsmittel, äuſſere Arzneyen, Sektionen der Körper, Urſprung der Winde; die Gegend, und auf die Erkenntniß der Natur des Giftes; denn es hat die

Peſt

Peſt zuweilen ganz beſondere Beſchaffenheit, ja einander entgegengeſetzte Seiten, wie darüber ſchon Hieron. Fraſcaſt. Lib. 1. Siphil. ſchrieb:

Nunc age! non id te lateat; ſuper omnia miram
Naturam, & longe variam contagibus eſſe.
Solis non ſæde arboribus fit noxius aer,
Et tenerum germen, florumque infecit honorem.
Interdum ſegetem, & ſata læta, annique labores,
Corripuit, ſcabraque uſſit rubigine culmos
Et vitiata parens produxit ſemina tellus,
Interdum pœnas animalia ſola dedere.
Aut multa; aut certa ex ipſis; memini ipſe malignam,
Luxuriem vidiſſe anni multoque madentem
Autumnum perflatum auſtro, quo protinus omne
Caprigenum pecus e cunctis animantibus unum
Corruit a ſtabulis, lætas ad pabula paſtor
Ducebat, tum forte alta ſecurus in umbra
Dum caneret tenuique gregem mulceret avena,
Ecce aliquam tuſſis ſubito irrequieta tenebat,
Nec longe via mortis erat.

Wider die Peſt alſo wirſt du nicht weit von deinen Stallungen, Wachholder, Birken, Eichen und

und Fichtenholz brennen, mit Kampfer, Wacholderbeeren, Aſſant, Olibano, Storax die Stallungen räuchern, auch Eſſig auf glühendem Eiſen daſelbſt verdampfen laſſen.

Dem Viehe ſelbſt gebe, du magſt es heilen oder präſerviren, von der kleinſten Doſis anfangend Angelika oder Rauteneſſig, Moſchus, Kampher, Spiritum Sulvuris per campanam, vorſüßten Salzgeiſt, oder andere Arzneyen, wie ſie nämlich die Natur der Seuche erheiſcht. Es giebt Fälle, wo die Halsader geöffnet werden muß. Es iſt nothwendig, ſogar durch die Geſetze befohlen, die angeſteckten ſorgfältig von den Geſunden abzuſondern, und öffentliche Wachen auszuſtellen, dann die verſtorbenen, nachdem zuweilen ihre Körper vom Arzte unterſucht worden ſind, vergrabe tief in die Erde; denn die Haut oder die Wolle zu gebrauchen verbot Virgil ſchon:

Nam neque erat coriis uſus: nec viſcera quisquam
Aut undis abolere peteſt, aut vincere flamma
Nec tondere quidem morbo illuvieque pereſa
Vellera, nec telas poſſunt attingere putres
Verum etiam inviſos ſi quis tentaret amictus,
Ardentes papulæ, atque immundus oleatia ſudor
Membra ſequebatur: nec longo deinde moranti
Tempore, conctactus artus ſacer ignis edebat.

Man

Man ſehe aber auch hierinnfalls nicht bloß, nur auf das nothwendige, ſondern auf alles, was auch äuſſerlich einen Bezug auf das Thier hat. Und ſo hättem wir denn unſer Ziel erreicht. Eine ſchattigte Eiche nehme uns nun auf ermüdet, und der Sänger **Virgil** ſey unſere Erholung.

Morborum quoque te cauſas & ſigna docebo:
Turpis oves tentat ſcabies, ubi frigidus imber
Altius ad vivum perſedit, & horida cano
Bruma gelu: vel cum tonſis illotus adhæſit
Sudor, & hirſuti ſecuerunt corpora vepres,
Dulcibus idcirco fluviis pecus omne magiſtri
Perfundunt, udisque aries in gurgite villis
Merſatur, miſſusque ſecundo defluit amni:
Aut tonſum triſti contingunt corpus amurca
Et ſpumas miſcent argenti, & ſulphura viva
Idæasque piees, & pinques unguine ceras
Scillamque helleborosque graves, nigrumque bitumen.
Non tamen ulla magis præſens fortuna laborum eſt,
Quam ſi quis ferro potuit reſcindere ſummum
Ulceris os: alitus vitium, vivitque tegendo,
Dum medicas adhibere manus ad vuleera paſtor
Abnegat, & meliora deos ſedet omina poſcens.

— — — —

Quam procul, aut molli ſuccedere ſæpius umbræ
Videris, aut ſummas carpentem ignavius herbas
Ex-

Extremamque ſequi, aut medio procumbere campo
Paſcentem & ſeræ ſolam decedere nocti;
Continuo ferro culpam compeſce, priusquam,
Dira per incautum ſerpant contagia vulgus.
Non tam creber, agens hyemem, ruit æquore turbo;
Quam multæ pecudum peſtes: nec ſingula morbi
Corpora corripiunt; ſed tota æſtiva repente
Spemque, gregemque ſimul, cunctamque ab origine gentem.
Tum ſciat. aerias alpes, & norica ſi quis
Caſtella in tumulis, & japidis arva Timavi,
Nunc quoque poſt tanto videat deſertaque regna
Paſtorum, & longe ſaltus, lateque vacantes,
Hic quondam morbo cœli miſeranda coarta eſt
Tempeſtas, totoque autumni incanduit æſtu,
Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum
Corupitque lacus, infecit pabula tabo.
Claudite jam rivos, pueri; ſat prata biberunt.

V.

V.

Fortſetzung der Briefe von Hrn. Bůchoz: Von Pflanzen, die man als ein Futter für das Vieh betrachten kann.

Ich habe Ihnen, werther Freund, in meinem letztern Schreiben ein weitläuftiges Feld eröffnet, und gezeiget, wie nützlich es einem Hausvater ſey, wenn er diejenigen Pflanzen kennet, ſo den verſchiedenen Gattungen der zahmen Thiere anſtändig ſind. Gegenwärtig will ich einen Theil dieſer inländiſchen Pflanzen vor Ihnen die Muſterung halten laſſen; und dieſe kurzgefaßte Anzeige wird die Wahrheit meines Vorgebens noch kräftiger beſtättigen. Um in dieſer Anzeige eine gewiſſe Ordnung zu beobachten, ſo will ich die Pflanzen nach derjenigen Ordnung, wie ſie in dem Lehrgebäude des Herrn Linnäus folgen, anführen; vorhero aber, will ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, nur einige vorläufige Betrachtnngen anſtellen.

Es iſt Ihnen bekannt, wie ſchädlich den Schafen feuchte, und moraſtige Weiden ſind, ohne daß ſie die Urſache davon wiſſen; ich kann ſolche nichts anderm, als denjenigen Pflanzen zuſchreiben, die in dergleichen Gegenden wachſen, und ihrer Beſchaffenheit wegen, dieſer Art Thiere ſchädlich werden.

Ohne hier des Pſeudonarciſſus, der Wieſenmäuſeohren, des Bingelkrauts, des Sonnenthaues, der Waldbinſen, der kleinen Ranunkel mit langen Blättern, und des Bergſanikels zu gedenken, von denen jedermann weis, daß ſie den Schafen ſchädlich ſind; ſo will ich anitzo nur das Heidekraut, ſo man Andromeda nennt, und welches oft die Urſache vieler Krankheiten bey den Schafen iſt, anführen.

Man hat in Virginien eine Pflanze als die allerſchädlichſte für die Schafe kennen lernen, die unter der botaniſchen Benennung Andromeda foliis ovatis obtuſis, corollis corymboſis infundibiliformibus, genitalibus declinatis. Flor. Virg. bekannt iſt. Die Andromeda, ſo in Neubraſilien wächſt, iſt den Schafen eben ſo gefährlich. Inzwiſchen ſind dieſe zwey Pflanzen, zwey verſchiedene Gattungen der Andromeda, ob ſie gleich unter einerley natürlichem Geſchlechts-

ſchlechtsnamen begriffen ſind; und vielleicht haben ſie eben deswegen, weil ſie von einerley Natur ſind, auch einerley Kräfte.

Herr Linnäus nimmt hievon Gelegenheit, die Anmerkung zu machen, daß in den Moräſten des nordiſchen Theils von Schweden dreyerley Gattungen der Andromeda wachſen, und daß dieſes die einige Urſache ſey, warum die Schafe daſelbſt nicht wohl fortkommen, weil ſie alsdann gezwungen ſind, von dieſen ihnen widrigen Arten der Pflanzen zu freſſen: wie denn auch auf gleiche Art, nach des Herrn Linne Bericht, die Schafe in Lappland nicht recht fortkommen, weil in den Gebirgen daſelbſt unterſchiedliche Gattungen der Andromeda waſchen.

Der wilde Roſmarin, welcher von eben der natürlichen Klaſſe wie die Andromeda iſt, könnte aus gleichem Grund den Schafen ebenfalls ſchädlich ſeyn. Wir haben alſo aus Amerika kennen lernen, daß die Andromeda den Schafen ſchädlich ſey, und ungeachtet dieſelbe in großer Menge in unſern Gegenden wächſt, ſo hätten wir bis itzt doch nicht vermuthet, daß dieſe in moraſtigen Gegenden ſo gemeine Pflanze, die Urſache wäre, welche in dieſen Thieren Krankheiten erreget. Ein wahrer Landwirth kann alſo nicht Fleis genug anwenden, um eine vollkommene Kenntniß derjenigen Pflanzen, die in ſeiner Gegend wachſen, zu erlangen. Ken-

net er einmal die Art der Pflanzen, die einer gewißen Gattung der Thiere anſtändig ſind, ſo wird es ihm leicht ſeyn, ſolche zu vermehren.

Aus Hunger freſſen die Thiere manchmal, wie ich ſchon errinnert habe, alle Arten der Pflanzen ohne Unterſchied: man kann aber deswegen nicht ſagen, daß ihnen alle Pflanzen gleich nützlich ſind. Es hat mit den Menſchen bisweilen die nämliche Beſchaffenheit, beſonders in den nordiſchen Ländern, da die Einwohner öfter gezwungen ſind, aus Mangel des Getreides, aus geſtoſſener Farenrinde Brod zu backen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein dergleichen Brod nicht ſo geſund, als wie Weizenbrod iſt: inzwiſchen nöthiget ſie der Mangel, dazu ihre Zuflucht zu nehmen. Bey den Armeen ſiehet man täglich die Pferde aus Hunger das Holz von Hecken freſſen. Kann man daraus wohl ſchlieſſen, daß dieſes Holz eine für ſie ſchickliche Nahrung ſey? Oder werden ſie nicht vielmehr aus Noth ſolches zu freſſen gezwungen ſeyn?

Diejenigen Kräuter, ſo den Kühen anſtändig ſind, taugen nicht für die Pferde: in dieſem Stücke ſind die Pferde die allerſchwierigſten Thiere; ſie wählen weit ſchärfer als die andern Thiere. Die tetradynamiſchen Pflanzen, nach Linnäus, haben ſie am liebſten. Die Ziegen ſind nicht ſo ſchwierig wie die andern Thiere in Anſehung der Pflanzen: ſie lieben

die

die Abwechſelung, hauptſächlich aber freſſen ſie die jungen Sprößlinge, und die äußerſten Spitzen und Blüthen der Pflanzen. Die Schafe hingegen verwerfen die Blüthen, und freſſen nur die Blätter, und ſie pflegen ſogar die Kräuter nahe an der Wurzel abzuweiden; daraus iſt abzunehmen, daß eine Wieſe, die von Pferden abgeweidet iſt, noch eine vortreffliche Weide für die Kühe geben kann, und wenn die Kühe nichts mehr darauf finden, ſo iſt noch mehr Futter für die Schafe vorhanden, als ſie nöthig haben.

Ein Landmann, der dieſe Vortheile wohl verſteht, und eine jede verſchiedene Heerde auf ſolchen Wieſen weiden läßt, die ihr die anſtändigſten ſind, darf ſich allzeit ſicher verſpechen, daß er ein geſünderes, fetteres, und beſſer beſchaffenes Vieh, als ſeine Nachbarn bekommet; er wird auch die Vorſicht gebrauchen, die verſchiedenen Arten des Heues von einander abzuſondern; die er von ſeinen Wieſen ziehet, und ſolche ſeinen zahmen Thieren, ſo wie ſie ihnen am nützlichſten ſind, zum Futter zu geben.

Man könnte bey dieſer Gelegenheit tauſend geringe, beſondere, und vielleicht ſchwierige Fragen aufwerfen, deren Auflöſung ich aber den Naturkündigern überlaſſen will. Warum hat z. E. ein gewiſſes Thier zu dieſem Kraut eine ſtärkere Neigung als zu jenem? Warum erwählen die Schafe vor-

züglich den Lulch, den man deswegen den Schaf-
lulch nennet? Warum lieben die Ziegen die Abwechſ-
lung in ihrem Futter, und freſſen oft nicht alle na-
türlichen Gattungen von einerley Geſchlecht, wie
ſolches insgemein die anderen Thiere zu thun pfle-
gen? Warum freſſen die Gänſe den Saamen des
ſchwimmenden Lulchs; die jungen Schweine die Wur-
zeln der groſſen Binſen aus Seen und Moräſten
ſo gerne? Dieſe Wurzeln müſſen aber noch grün und
nicht nicht troken ſeyn; denn wenn man ſie aufbe-
wahren, und ihnen im Winter vorlegen wollte, ſo
würden ſie keine freſſen, ungeachtet ſie ſehr begie-
rig darnach ſind, wenn ſie ſelbige aus den Morä-
ſten ziehen können. Dieſerwegen untergraben ſie
auch oft diejenigen Felder, in welchen ſich Scorzo-
nere - Macuſſon - Rübenkerbel, und ſogar Roßpo-
leywurzeln befinden, ohne die Wurzeln des Getrei-
des anzugreifen?

Die Auflöſung der beſondern Umſtände will
ich andern überlaſſen.

Um aber zu meinem Endzweck zu ſchreiten, will
ich mit denjenigen Pflanzen, mit einem Blumenfaden,
nach dem Linnäus, den Anfang machen. Die Per-
cepiere, eine Art vom Aſchenſalz, ſo an den Meer-
ufern wächſt, ſonſt auch das Seeſalzkraut genannt,
Salicornia herbacea, flora ſvec. 1. wird nur von
den Schweinen gefreſſen: Die Pferde, Kühe und
Scha-

Schafe mögen ſie nicht. Die Waſſerrothanne, oder der Pferdeſchwanz, eine Art des Gänſekrauts, ſo gerne an wäſſerigen Orten wächſt, Hippuris aquatica, Lin. flv. ſve. 2. iſt nur den Ziegen anſtändig: die Pferde, die Kühe, die Schafe, und die Schweine verwerfen ſie. Die Rainweide, oder Hartringel, Liguſtrum vulgare, Lin. Flor. ſue. 4. iſt von der zweyten Klaſſe des Linnäus, die man Diandria mit zwey Blumenfäden nennet: man findet ſie in unſern Wäldern und Hecken; die Blätter derſelben freſſen die Ochſen, die Ziegen, und die Schafe gerne: die Pferde mögen ſie nicht freſſen. Die Circaea, das S. Stephanskraut, oder Zauberkraut, Circaea, Linn. iſt gleichfalls eine Pflanze, die den Schafen zur Nahrung dienet: ſie freſſen zweyerley Gattungen derſelben, die eine heißet Lutetiana, und die andere Alpina.

Man unterſcheidet zweyerley Sorten der Veronica, oder des Ehrenpreißes, die alle zur 2ten Klaſſe des Linnäus gehören: die Veronica mit drey Blättern, Veronica maritima, Lin. Dieſe Art wächſt für ſich ſelbſt an Meerufern; die Ochſen, Ziegen und Schafe freſſen ſie, die Pferde und Schweine aber mögen ſie nicht. Die Veronica mit Aehren, Veronica ſpicata. Linn. dieſe Veronica findet man häufig in den nordiſchen Theilen Europens in dürren Feldern, die Ochſen und die Schafe weiden dieſe Pflanze: die Ziegen und die Pferde aber verwerfen ſie. Die männliche Vero-

ronica, Veronica mas, Linn. dieſe wächſt gerne in den Wäldern; ſie iſt den Ochſen, Ziegen, Schafen und Pferden anſtändig, und unter dem Namen des Europäiſchen Thee bekannt. Die Waſſerveronica, Veronica ſcutelata, Linn. iſt wie die vorige den Ochſen, Ziegen, Pferden, und Schafen anſtändig. Man findet ſelbige in ſchwammigen und moraſtigen Gegenden. Die Veronica ſo den Beynahmen Beccabunga führet, Veronica beccabunga Linn. flo. ſue. 20. es giebt derſelben zweyerley Arten, mit langen und mit rundnn Blättern: Beyde Arten wachſen in Gräben, und Bächen; die Ochſen Ziegen und Schafe freſſen jene mit langen Blättern; die Pferde und Schweine aber mögen ſie nicht. Die andere Art mit runden Blättern, freſſen die Ochſen, Ziegen und Pferde; die Schweine aber freſſen keine von beyden Arten. Die Veronica, ſo man Teucrium pratenſe, die unächte Bachengel nennet, Veronica pſeudo-camædris. Linn. iſt auf den Wieſen ſehr gemein: das Rindvieh und die Ziegen freſſen ſie ſehr gerne; hingegen die Schafe, Pferde und Schweine mögen ſie nicht anrühren. Die kleine Alpenveronika mit wilden Quendelblättern, Veronica alpina. Linn. trifft man in den Alpengebirgen an, nnd kann den Ochſen, Ziegen und Schafen zur Nahrung dienen. Die romaniſche Veronica, die kleinſte unter allen mit wilden Doſtenblättern, Veronica clinopodifolia, Linn. wächſt mehrentheils in gebauten Feldern, und iſt den Ziegen

gen angenehm. Die Feldveronika, und nach Bauchin, die Hühnerſalbe mit Veronikablättern, Veronica arvensis. Linn. wächſt alle Jahre vom Frühling bis in Herbſt in gebauten Feldern, und wird von den Pferden, Kühen, Ziegen und Schafen gefreſſen.

Die Frühlings Veronica, mit Zimbelkrautblättern, Veronica hederifolia, Linn. wächſt auch alle Jahre vom Frühling bis in Herbſt, an ſteilen Gegenden in Europa, und kann den Pferden, Ziegen, Kühen und Schafen, eben ſo wie die Feldveronika zum Futter gegeben werden. Die Veronica mit Rautenblättern, Veronica triphyllos, Linn. wächſt in den Feldern gleichfalls alle Jahre vom Frühling bis in Herbſt; und man kan ſie den Ochſen, Ziegen und Schafen zum Futter geben.

Man hat den Pferden, Kühen, Ziegen und Schafen dreyerley verſchiedene Arten vom Bergſanikel vorgelegt, die unter den botaniſchen Namen, Pinquicula vulgaris, alpina & villoſa, Linn. bekannt, ſind, ſie haben keine einzige derſelben freſſen mögen: woraus ſich ergiebt, daß dieſe Pflanze ſchlechterdings zu keinem Futter für das Vieh zu gebrauchen iſt.

Das gemeine Eiſenkraut, Verbena vulgaris, Linn. wächſt häufig an den Ufern der Wege; dieſe

Pflan-

Pflanze kann man mehr als eine Arzeney, als anſtatt eines Futtes für das Vieh gebrauchen: man hat ſolche den Pferden, Ziegen, Kühen, und Schafen vorgelegt, und die Schafe allein haben nur davon gefreſſen. Die Ziege und Schafe freſſen von Waſſerandorn, Lycopus Europæus, Linn. die Pferde und Ochſen hingegen mögen ihn nicht anrühren: dieſer Waſſerandorn wächſt an den Ufern der Flüſſe und Seen.

Der Wieſenſcharley, ein Gartenſcharlach, Horminum pratenſe foliis ſerratis, Pin. 356. dienet auch insgemein den Ziegen und Schafen zur Weide; aber die Pferde und Schweine verwerfen ihn. Dieſe vier Gattungen von Thieren freſſen eine Art vom Hundszahn ſehr gerne, der unter der botaniſchen Benennung, Gramen pratenſe ſpica ſlavescente, Bauh. Pin. 3. bekannt iſt. Dieſe Pflanze wächſt zu allen Zeiten in allen Europäiſchen Wieſen, Linnäus nennet ſie Antoxanthum odoratum.

Die dritte Klaſſe des Linnäus, ſo man Triandria mit drey ſtaminibus nennet, enthält viele Pflanzen in ſich, die zum Futter für das Vieh gebraucht werden können. Die erſte Pflanze dieſer Gattung iſt der gemeine Baldrian, Valeriana officinalis, Linn. ſie kommt urſprünglich in moráſtigen Hölzern am beſten fort. Die Ziegen und Schafe freſſen von dieſer Pflanze; allein die Pferde, Ochſen

ſen und Schweine mögen nicht davon freſſen. Die Ziegen und Schafe freſſen auch von dem kleinen Wieſembaldrian, Valeriana diotica, Linn. und dem großen Feldbaldrian ohne Geruch, Valeriana locuſta, Linn. Nur die Ziegen allein freſſen die moraſtviolen Wurzeln, Iris paluſtris, Lin.

Alle andere zahme Thiere verwerfen ſelbige. Die Ziege frißt auch eine Art einer Binſe, ſo in moraſtigen Gegenden wächſt, mit weiſſen Blumen, welche Linnäus Schænus albus nennet: ſelbige wächſt ſehr häufig in unſern nordiſchen Provinzen: es giebt unter dieſer Gattung auch eine Pflanze, von der Grasart, die man Scirpus ſylvaticus, Linn. nennet; und an wäſſerigten Orten, an den Ufern der Moräſte in den Wäldern zu finden iſt: dieſe Pflanze freſſen alle zahmen Thiere, außer die Schweine nicht.

Die große Binſe, Scirpus lacuſtris, Linn. die in den Flüſſen, und hellen ſtehenden Wäſſern wächſt, kann man den Ziegen und Schweinen zum Futter geben, hingegen die Kühe, und Schafe mögen ſie eben ſo wenig als wie eine andere Art der Binſen, ſo unter dem Namen Scirpus paluſtris bekannt iſt, anrühren; da inzwiſchen die Pferde, Ziegen und Schweine ſehr gerne davon freſſen.

Der

Der kleine Hundszahn mit Binſenblättern und Aehren, Iuncus ceſpitoſus, Linn. der ſehr häufig in den Moräſten, und Hölzern gefunden wird, iſt den Ziegen ebenfalls angenehm, wie denn dieſe Thiere überhaupt am wenigſten wählen. Der faſigte Wieſenhundszahn mit ausgebreiteten Aehren, Eriophorum polystachion, Linn. der insgemein in feuchten Orten auf Wieſen wächſt, kann den Ziegen und Schafen als ein Futter gegeben werden.

Aber die Pferde, Ochſen und Schweine freſſen ihn nicht. Man hat nur den Ziegen den kleinen faſigten Alpenhundszahn, Eriophorum vaginatum, Linn. und eine andere Pflanze von dieſem Geſchlecht, ſo unter dem Namen Eriophorum alpinum, Linn. bekannt iſt, vorgeleget: allein dieſes zärtliche Thier hat weder die eine, noch die andere, dieſer Pflanzen freſſen mögen.

Der Wieſenſpier, Nardus ſpic. recta, Linn. ſo zu allen Zeiten, nnd insgemein in fruchtbaren ſteilen Gegenden wächſt, iſt den Ochſen bald angenehm, und bald zuwider. Wenn ſelbiger völlig reif iſt, ſo mögen ſie ihn nicht. Das Pferd, die Ziege, und das Schaf, freſſen dieſe Pflanze ſehr gerne; das Schwein hingegen verachtet ſie.

Man

Man kann den Pferden, Kühen, Ziegen und Schafen, ohne die mindeſte Gefahr, den rohrartigen Hundszahn mit Aehren, Phalaris arundinacea, Linn. zum Futter geben; aber die Schweine freſſen ihn nicht. Dieſer Hundszahn wächſt an den Ufern der Seen. Man hat eine Pflanze von dieſer nämlichen Art, die unter dem Namen: Phalaris phleiformis, Linn. bekannt iſt, den Ziegen und Schafen vorgelegt, dieſelbige gefreſſen haben; die Schweine aber haben ſie nicht berühren mögen.

Der große Hundzahn mit ſehr langen Aehren in Geſtalt einer Kolbe, Phleum vulgare, Linn. der auf den Wieſen wächſt, kann als ein Futter für die Pferde, Ochſen und Ziegen gebrauchet werden; aber die Schweine freſſen ihn nicht.

Der Hundszahn in Kolbengeſtalt mit ſchmälern Aehren, Alopecurus erectus, Linn. der in fruchtbaren, und wäſſerigen Wieſen wächſt, iſt den Pferden, Ziegen und Schafen anſtändig; die Kühe und Schweine freſſen ihn, wenn er noch jung iſt, ſobald er aber ſtark wird, achten ſie ihn nicht mehr. Diejenige Art, ſo Alopecurus infractus, Lin. genannt wird, und die insgemein in fruchtbaren und feuchten Wieſen gefunden wird, freſſen die Pferde, Ziegen, Kühe und Schafe, die Schweine aber verwerfen ſie.

Der Hundszahn in Wäldern mit ausgeſtreu-ten Fruchtbüſchen wie Hirſen, Milium ſuaveolens vel effuſum, Linn. der in ſchattigen Ortem wächſt, iſt den Ochſen, Ziegen und Schafen anſtändig.

Es giebt noch zweyerley Gattungen vom gebirgigen Hundszahn, die faſt dem Hafer gleichen. Die eine heißt Melica liliata, Linn. und die andere Melica nutans, Linn. Die erſte wächſt auf ſandigen Hügeln in Europa, und iſt den Pferden, und Ziegen anſtändig. Die andere freſſen die Ochſen gerne, und wächſt wie die erſte zu allen Zeiten auf Hügeln in den kälteſten europäiſchen Gegenden.

Ich werde in meinem folgenden Schreiben noch mehrere inländiſche Pflanzen anzeigen, die dem Vieh zur Nahrung dienen können.

Dieſes gegenwärtige Schreiben iſt vielleicht keines der angenehmſten: ich ſchmeichle mir aber, daß Sie, werther Freund, des Nutzens wegen mir den Mangel der Armuth verzeihen werden. Es wird nicht leicht eine Materie von beträchtlicherer Wichtigkeit, zugleich aber auch weniger bekannt ſeyn, als dieſe gegenwärtige.

Sie befehlen, daß ich Ihnen von allen neuen Vorfälleu, ſo die Gewächſe betreffen, aus dieſer

Reſi-

Reſidenz Nachricht geben ſoll; und alſo habe ich die Ehre Ihnen zu melden, daß kürzlich allhier ein Werk von der Färberröthe herausgekommen, ſo bey der Wittwe Piere, Buchhändlerinn in der St. Jakobsſtraſſe verkaufet wird. Dieſes Werk enthält alles, was man von dieſer Pflanze wichtiges ſagen kann, und ich werde Ihnen bey Gelegenheit, wenn ich von dieſer Materie handeln werde, eine nähere Anzeige davon liefern. Ich bin u. ſ. w.

Von den Pflanzen, ſo den Pferden zur Nahrung dienen können.

Ich habe Ihnen in meinem vorigen Schreiben einige Pflanzen angezeiget, welche die Pferde vielfältig mit der größten Begierde zu freſſen pflegen. Ich will gegenwärtig mit der Beſchreibung noch einiger anderen inländiſchen Pflanzen fortfahren, die dieſen Thieren gleichfalls zur Nahrung dienen können.

Es wird ſolches für Sie um ſo viel wichtiger ſeyn, da Sie eine beträchtliche Zucht der zur Benutzung Ihrer Landgüter ſo nützlich = als nöthigen Pferde unterhalten. Ich werde in dieſer Beſchreibung jederzeit derjenigen Ordnung folgen, nach welcher Linnäus ſeine Klaſſen eingetheilet hat.

Linnäus rechnet zu den grasartigen Pflanzen das Nieſekraut, l'Eternue, und nennet ſolches Agroſtis. Man hat ſechſerley Arten deſſelben den Pferden vorgelegt, die ſolche alle gefreſſen haben.

Die erſte Gattung, ſo man ihnen vorgelegt hat, iſt die, ſo in der Botanik unter dem gemeinen Namen, Agroſtis ſpica venti, Linn. bekannt iſt.

Sie

Sie wächſt alle Jahre vom Frühling bis zum Herbſt in den Feldern unter dem Korn. Es iſt ſolches der höchſte Hundszahn von denen, die in dieſen Feldern wachſen, und deren Fruchtbuſch wie Haare ausgeſtreuet iſt. Die zweyte Art des Nieſekrauts, welche die Pferde gerne freſſen, ſie mag noch zart und jung, oder getrocknet ſeyn, iſt die, ſo keine Knöten hat, Agroſtis arundinacea, Linn. Sie wächſt zu allen Zeiten auf den Hügeln, unter den Wacholderſtauden, und iſt eine rohrförmige Art von gebirgigem Hundszahn. Die dritte Gattung des Nieſekrauts, ſo man den Pferden zum Futter geben kann, iſt das ſpitzſäulenförmige Nieſekraut, Gramen Serotinum arvenſe, ſpica laxa pyramidali, Vaillant. Dieſe Art findet man insgemein an den Ufern der Seen, und in tiefen Wieſen. Das ſchoſſende Nieſekraut, Agroſtis ſtolonifera, Linn, iſt auch den Pferden dienlich. Selbiges wächſt insgemein in ungebauten Feldern.

Man findet in unſern Wieſen noch eine andere Art des Nieſekrauts, ſo man Agroſtis capillaris, Linn. nennet. Selbiges iſt gleichfalls für die Pferde gut. Der Fruchtbuſch deſſelben gleichet vollkommen den Haaren, und iſt wegen ſeiner zarten Blumenſtengel ganz beſonders merkwürdig.

Die letzte Art vom Nieſekraut, ſo man den Pferden vorgeleget hat, iſt die, welche Linnäus

Agroſtis canina genennet hat. Dieſe Art iſt wie die mehreſten andern ſtets während, und kommt insgemein auf ſolchen Huten fort, die ein wenig feucht ſind.

Die dritte Klaſſe des Linnäus enthält eine Art, ſo unter dem Namen Aira, Linn. das Hundegras, bekannt iſt. Dieſe Art giebt uns viererley Gattungen Pflanzen, die den Pferden gegeben werden können. Und dieſe Pflanzen werden eigentlich Hundszähne genannt.

Die erſte Gattung iſt der Wieſenhundszahn mit einem rohrförmigen Fruchtbuſch, Aira ceſpitoſa Linn. Sie iſt ſtäts während und in gebauten, und fruchtbaren Wieſen zu finden. Die zweyte iſt der Waldhundszahn mit weißen Fruchtbüſchen, und haarförmigen Blättern, Aira flexuoſa, Linn.

Er wächſt auf den Felſen, und ſteinigen Bergen. Die dritte iſt der wäſſerige Hundszahn wie Hirſen, Aira aquatica, Linn. Er iſt in wäſſerigen Huten zu finden, und wächſt zu allen Zeiten.

Die vierte und letzte Art iſt der Wieſenhundszahn mit Lavandelähren, Aira cærulea, Linn. die letztere Art findet man in wäſſerrigten Triften.

Um-

Unter dieſer dritten Klaſſe befindt ſich eine Pflanze ſo Poa genannt wird, und es giebt 7 Gattungen derſelben, die alle zum Futter für die Pferde taugen. Die Poa aquatica iſt ſtetswährend, und wächſt am den Ufern der Weiher, und Flüſſe. Die Poa compreſſa Linn. iſt an trockenen Orten auf den Mauern und Dächern; die Poa annua, Linn. ſiehet man längſt an den Wegen; die Poa trivialis Linn. wächſt in den Huten; die Poa anguſtifolia linn. findet man auf den Erhöhungen der zum Ackern tauglichen Felder; die Poa pratenſis Linn. kommt nur in den fruchtbareſten Wieſen fort; und die Poa alpina Linn. wächſt insgemein auf den allerhöchſten Bergen.

Die Pflanze Cynoſurus linn. gehört auch zur dritten Klaſſe des Linnäus; die Pferde freſſen zweyerley Arten derſelben; deren eine auf den Wieſen wächſt, und die blaue Kretelle, Cynoſurus cæruleus, Linn. genannt wird, und die andere hat Fruchtbüſche, weswegen man ihr den Namen, Cynoſurus paniculatus Linn. gegeben hat.

Die Pflanze ſo man Dron, den wilden Haber, Bromus nennet, iſt ebenfalls für die Pferde zum füttern gut. Sie freſſen verſchiedene Gattungen derſelben. Der gemeine wilde Haber, Bromus vulgaris, Linn. ſo alle Jahre von Frühling an bis

in Herbſt wächſt, iſt in ſandigen Feldern, ſo mit Rocken beſäet ſind, zu finden.

Der wilde Feldhaber Bromus arvenſis, Linn. wächſt an den Erhöhungen, und umgearbeiteten Erdreich oder gebauten Feldern. Der wilde Dachhaber, Bromus tectorum, Linn. wächſt auf trockenen Hügeln. Der gerſtenförmige wilde Haber, Bromus panicula erecta coarctata, Linn. iſt längſt an den Wegen und in dürren und ſteinigen Orten zu finden. Der wilde Haber von der groſſen Gattung, Bromus giganteus, Linn. wächſt in trockenen Wäldern: und der wilde Haber mit geflügelten Blättern, Bromus pinnatus, Linn. Dieſe ſind lauter ſolche Pflanzen, womit man die Pferde füttern kann, und gehören ſämmtlich zu den grasartigen Pflanzen.

Zu dieſer letztern Gattung gehören auch noch die tauben Haber. Die vorzüglichſten und den Pferden anſtädigſten Gattungen von dieſer Art. 1) Der ſchwimmende Taubhaber, Feſtuca fluitans, Linn. welche in den Gräbern, und Moräſten ſehr gemein iſt, 2) der hochwachſende Taubhaber, Feſtuca elatior, Linn. wächſt gerne in fruchbaren und ſtetswährenden Wieſen, 3) der rothe Taubhaber, Feſtuca rubra, Linn. wächſt in unfruchtbaren und trockenen Orten; 4) Feſtuca vivipara, Linn. wächſt auf den höchſten Bergen, und iſt nur eine veränderte Art der folgenden Gattung. 5) der Schaftaubha-

haber, Feſtuca ovina, Linn. iſt endlich die letzte Gattung dieſer Pflanze.

Unter allen Speiſen, ſo man den Pferden geben kann, behält der Haber unſtreitig den Vorzug. Der Saame dieſer Pflanze thut bey den Pferden faſt die nämliche Wirkung, wie der Wein bey den Menſchen. Man muß ihnen ſolchen aber vorſichtig geben, und alle Fälle aufmekſam unterſcheiden, bey welchen man ihnen entweder eine gröſſere oder geringere Menge, oder gar keinen geben darf.

Dieſe Pflanze heißt, Avena vulgaris ſeu alba, Linn. Sie iſt jährig, und wird in Feldern gebauet; die Pferde freſſen ſie auch friſch. Man rechnet auch zu dem Habergeſchlecht den Wieſenhaber, Avena pratenſis, Linn. den Taubhaber, Avena fatua, Linn. und den Haber mit Knoten, Avena elatior, Linn. Die Pferde freſſen alle dieſe Gattungen.

Das gemeine Rohr iſt das einzige Rohr, welches die Pferde freſſen, Arundo lacuſtris, Linn. Es iſt ſtetswährend, und wächſt in den Seen und Flüſſen. Es iſt ihnen bekannt, daß man, wenn das Getreid zu ſtark in der Saat iſt, die Pferde darauf weiden laſſet. Ein deutlicher Beweis, daß dieſe Thiere nach dieſer Nahrung ſehr begierig ſind; ſie freſſen auch das Kraut von dem Hundszahn,

welchen die Botaniker zur Weitzenart gerechnet haben, Triticum repens, Linn. ſehr gerne. Der Rocken iſt ſowohl friſch im Feld, als die Körner deſſelben für die Pferde eine ſehr erfriſchende Speiſe In den Gegenden an dem Meer, wächſt eine Pflanze, ſo man Alimus avenarius nennet, die zur Gattung des Rockens gehöret Dieſe Pflanze ſchiket ſich vortrefflich wohl für die Pferde; gleichwie die Mauerngerſte, Hordeum murinum, Linn. ſo auf den Bruſtwähren der Städte wächſt

Dieſes ſind die mehreſten Pflanzen von dieſer dritten Gattung, die man als ein Futter für die Pferde gebrauchen kann. Ich komme nun zur vierten Klaſſe, Tetandria, deren Pflanzen vier ſtamina haben. Dieſe Pflanze iſt aber nicht ſo fruchtbar an Pflanzen für die Pferde wie die vorige.

Die erſte Pflanze aus dieſer Klaſſe, ſo man den Pferden vorlegen kann, iſt die gemeine Skabioſen; ſie freſſen deren insgemein dreyerley Gattungen, nämlich die Wieſenſkabioſen, Scabioſa vulgaris, Linn. die ſtetswährend iſt, und in den Feldern wächſt: die kleine Skabioſen, Scabioſa columbaria, Linn. die man auf gebirgigen trockenen und dürren Erdreichen findet: und die Skabioſen mit dem Beynamen Teufelsabbiß, Scabioſa ſucciſa, Linn. die in Wäldern und Wieſen wächſt. Die Scherardia arvenſis, Linn. ſo gleichfalls eine Pflan-

ze von dieſer Klaſſe iſt, freſſen die Pferde auch gerne. Man kann hieher auch das Sternleberkraut, oder den Waldmeiſter, Aſperula odorata, Linn. und die in den Wäldern häufige zu finden iſt, die kleine Röthe, Aſperula cynanchia, Linn. ſo stetswährend iſt, und in trockenen Wieſen wächſt, rechnen.

Das weiße Wegſtroh mit breiten Blättern, Gallium molugo, Linn. eine stetswährende Pflanze, die in den Hecken und Gräben wächſt: das weiße Wieſenwegſtroh, Gallium quadrifolium, Linn. und das weiße Moraſtwegſtroh, Gallium truciata, Linn. ſind drey Pflanzen, die den Pferden zum Futter dienen können. Das gemeine Klebkraut, Aparine vulgaris, Linn. ſo jährlich in gebauten und ſteilen Gegenden wächſt, und das kleine Klebkraut, Aparine Pariſienſis, das ebenfalls eine jährliche Pflanze iſt, ſind beyderſeits den Pferden vorgeleget worden, und ſie haben ſelbige mit Begierde gefreſſen. Die Bibernelle, eine Pflanze ſo man in den Gärten bauet, und womit man gegenwärtig in Engeland künſtliche Wieſen anleget, Sanguiſorba officinalis, Linn. iſt ein vortreffliches Futter für die Pferde, ſie iſt ſtetswährend, und wächſt im trockenen Erdreich.

Der Kornelkirſchbaum, der Gramtbaum, der im uneigentlichen Verſtande ſogenannte wiblliche Kornelkirſchbaum, Cornus fœmina, eine Staude, die in den Wäldern und Hecken wächſt, geben Blätter, welche die Pferde ſehr gerne freſen. Man findet in Schweden eine andere Art eines willden Kornelkirſchbaums, Cornus herbacea, Linn. deſſen Blätter die Pferde eben ſo begierig freſen, ſo wie auch den Löwenfuß, Alchimilla vulgariis, Linn. welche Pflanze zu den ſtetswährenden gehöret, und in den Hölzern und Gehäuen wächſt.

Die Klaſſe der Pentandria, deren Pflanzen 5 ſtamina haben, welche in dem Lehrgebäude des Linnäus eine der zahlreichſten iſt, hält die wenigſten Pflanzen von ſolcher Art in ſich, die man zum Futter für die Pferde gebrauchen könnte. Die erſte Pflanze aus dieſer Klaſſe, ſo man hieher rechnen kann, iſt die ordentliche Borretſch, Anchuſa offic. Linn. eine ſtetswährende Pflanze, die in Feldern, auf den Wegen, und ungebauten Gegenden wächſt. Man kann mit dieſer Pflanze diejenige, ſo, Lycopſis Arvenſis, Linn. heiſſet, in gleichen Rang ſetzen: ſelbige iſt ein wahrer Feldborretſch, und häufig unter dem Getreide zu finden: die Pferde freſſen ſie alle beyde. Die kleine wilde Ochſenzunge, Aſperugo procumbens, ein Jahrgewächſe, ſo im ungebauten fetten Erdreich fortkommt, giebt auch ein ſchickliches Futter für die Pferde ab. Unter

den

den Schlüſſelblumen iſt diejenige mit purpurfarbenen Blättern, Primula purpurea, Linn. welche in den Alpen wächſt, die einzige, welche die Pferde freſſen. Man ſiehet die Pferde häufig die kleine weiſſe Winde, Convolvulus arvenſis, Linn. eine stetswährende Pflanze in den Feldern, und die große weiſſe Winde, Convolvulus maximus, Linn. ſo gemeiniglich in den Hecken gefunden wird, freſſen. Eine stetswährende Pflanze, ſo man in unſern Gärten im freyer Luft bauet, und die urſprünglich aus Griechenland kommt, iſt der griechiſche Baldrian, Polemonium cæruleum, Linn. Bald freſſen die Pferde dieſelbige, bald mögen ſie ſie aber nicht; insgemein freſſen ſie ſolche, wenn ſie noch jung iſt.

Das Geſchlecht der Glockenblummen giebt uns dreyerley Gattungen, ſo zum Futter für die Pferde taugen; die gemeine Glockenblume, Campanula vulgaris, Linn die allenthalben in den Wieſen wächſt; die Glockenblume mit großer Blume, ſo wegen der Schönheit und Gröſſe ihren blauen Blumen, und wegen ihrer kleinen Blätter merkwürdig iſt, Campanula magno flore; ſie wächſt in Wäldern, und ſteilen Orten, und die allergrößte Glockenblume mit breiten Blättern, Campanula gigantea, Linn. Der kriechende Epheu, ſo ſich um die Bäume herum ſchlinget, Hedera repens, Linn.

iſt

iſt gleichfalls eine Pflanze, deren Blätter den Pferden ziemlich anſtändig ſind.

Man ſiehet die Pferde auch manchmal die Blätter der Kreuzdornſtauden, Rhamnus catharticus, Linn. freſſen. Dieſe Staude wächſt insgemein in Hecken.

Wir kennen vier Arten der Johannesbeerſträuche, deren Blätter die Pferde freſſen können; der erſte iſt der ſtachlichte Johannesſtrauch, Ribes groſſularia, Linn. der zweyte iſt der rothe, Ribes rubra, Linn. Inzwiſchen wollen die Pferde bisweilen die Blätter von dieſer Art nicht freſſen, wenn man ſie ihnen ſchon vorlegt, zumal wenn ſie nicht zart ſind. Der dritte Johannesſtrauch, ſo zum Pferde füttern tauget, iſt der ſchwarze, Ribes nigra, Linn. und der vierte iſt der Wald-Johannesſtauch, Ribes alpina, Linn. Er hat eine ſüßliche Frucht, und wächſt gemeiniglich in den Alpengebirgen. Der Wegtritt, oder das Bruchkraut, Herniaria glabra, eine kleine Jahrpflanze, ſo an trockenen und ſandigen Orten wächſt, kann ebenfalls zu einem Futter für die Pferde gebrauchet werden. Sie freſſen auch zweyerley Arten des Gänſefuſſes, nämlich den Gänſefuß mit kleinen haarförmigen Blättern, Chenopodium glaucum, Linn. eine Jahrpflanze, welche in brachen Feldern, und verfallenen Gebäuen, oder altem Gemäuer wächſt;

und

und den ſtinckenden Gänſefuß, Chenopodium vulvaria, Linn. der um die Mauern der Häuſer wächſt. Die Blätter der Ulme, Ulmus campeſtris, Linn. geben ein vortreffliches Futter für die Pferde. Man bauet ſolche wirklich dermalen in Frankreich. Die wilden Mohrrüben, Daucus ſylveſtris, Linn. ſo in häufiger Menge in unſern Wieſen gefunden werden, ſind ebenfalls ein angenehmes Futter für die Pferde. Die kleine Caucalis mit rothen Blättern, Tordylium anthriſcus, Linn. eine Umbelle; läßt ſich eben ſowohl wie die vorige Pflanze zum Pferde füttern gebrauchen. Sie ſind ſehr begierig darnach, und freſſen ſie ſowohl dürre als friſch. Sie iſt eine doppelte Jahrpflanze, und wächſt in ſteilen Feldern.

Die Moraſt Oelsnitzwurzel, Selinum paluſtre, iſt eine ſtetswährende Pflanze, die an moraſtigen Gegenden wächſt, und den Pferden ſowohl als der große Bergpeterſil, Selinum oreoſelinum, Linn. zum Futter gegeben werden kann.

Die Libanotis mit breiten Blättern, Laſerpitium majus, Linn. ſo in den Wäldern unten an Bergen wächſt; die Bernklau, Heracleum foliis pinnatifidis, Linn. ſo an ſchattigten Orten wächſt; der Liebſtöckel, Liguſticum ſchothicum, Linn. ſo man an den Meerufern findet; der Waſſerſchirling mit länglichen Blättern, Sium latifolium, Linn.

ſo in Bächen und moraſtigen Flüſſen wächſt; eine andere Art des Waſſerſchirlings, Phelandrium aquaticum, Linn. denn man in den Gräben ſiehet; noch eine Art des Waſſerſchirlings, Cicuta viroſa, Linn. der ſtetswährend iſt, und in unfruchtbaren Moräſten wächſt; der kleine Schirling mit Peterſilblätteren, den man in den Gärten häufig unter den Hülſenfrüchten findet; der ſpaniſche Kerbel, oder das wilde Kerbelkraut, Chærophilum ſylveſtre, Linn. der in Baumgärten, und gebauten Feldern wächſt; der Kümmel, Carum carvi, Linn. den man insgemein in unſern Wieſen in mitternächtlichen Gegenden findet; die kleine wilde Angelika, Ægopodium repens, Linn. die man in den Baumgärten, nnd an den Hecken findet: alle dieſe Umbellenpflauzen kann man den Pferden zum Futter geben: ſie verachten aber bisweilen das wilde Kerbelkraut und den Kümmel.

Die Hexandria mit ſechs Blumenfäden machet die 6te Klaſſe des Hrn. Linnäus aus. Ich werde die Pflanzen aus dieſer Klaſſe, ſo den Pferden zum Futter dienen können, nebſt einem Verzeichniß derjenigen, welche dieſe Pferde verwerfen, in meinen folgenden Schreiben anführen. Ich bin u. ſ. w.

Eine Fortſetzung von denjenigen Pflanzen, ſo den Pferden zum Futter dienen können.

Ich habe in meinen beyden vorigen Schreiben, die verſchiedenen Pflanzen aus den 5 erſten Klaſſen des Linnäus angezeiget, die den Pferden zum Futter dienen können. Unter den Pflanzen der 6ten Klaſſe, Hexandria, iſt der gelbe Moraſt-Asphodil, Anthericum oſſifragum, Linn. die erſte, ſo dieſe Thiere freſſen. Die große Zwibel, Ornithogallum luteum, Linn. das Wegeſtroh, Convallaria bifolia, Linn. die glatte Binſe, Juncus effuſus, Linn. die Moraſtbergbinſe, Juncus ſquacarroſus, Linn. die tiefe Moraſtbinſe, mit ſehr ausgeſtreuten Fruchtbüchſen, Juncus bufonius, Linn. die große Waldbinſe mit breiten Blättern, Juncus ſylvaticus, Linn. die Feldbinſe, Juncus campeſtris, Linn. der Wieſenſauerampfer, Rumex acotoſa pratenſis Linn. der Feldſauerampfer mit ſpitzigen Blättern, Rumex acetoſa lanceolata, Linn. der Hundszahn in Binſenform und mit Aehren, Trichlochin paluſtre, Linn. der Hunszahn mit wechſelweiſen Aehren, Trichlochin maritimum, Linn. und der Waſſerwegerich, Aliſma plantago, Linn. ſind lauter ſolche verſchiedene Pflanzen, die man den

den Pferden vorgeleget hat, und dieſelbige gerne gefreſſen haben.

Die ſiebente Klaſſe, Eptandrie, enthält nur eine einzige Pflanze, die man den Pferden vorlegen kann, nämlich die Alpenhühnerſalbe, Trientalis Europea, Linn. und die neunte Klaſſe, die Enneandrie, begreift keine einzige Pflanze in ſich, ſo den Pferden anſtändig iſt. Die Pflanzen aus der 8ten Klaſſe, ſo den Pferden anſtängig ſind, beſtehen 1) in dem Weyderich mit purpurfarber Blüthe, Epilobium hirſutum, Linn. 2) gehöret hieher der große Weyderich mit glatten Schotten, Epilobium montanum, Linn. dieſen freſſen die Pferde zwar wenn er noch zart und jung iſt, ſie mögen ihn aber nicht, wenn er hart und alt iſt. 3) der Moraſtweyderich, Epilobium paluſtre, Linn. 4) die gemeine Heyde Erica vulgaris, Linn. 5) die große Heydelbeere, Vacinium maximum, Linn. 6) das Seeholderkraut mit Weidenblättern, Perſicaria amphibia, Linn. 7) der gemeine Waſſerpfeffer, Perſicaria mitis, Linn. und 8) das gemeine Weggras, oder Sophienkraut, Polygonum vulgare Linn.

Die zehnte Klaſſe enthält 15 verſchiedene Pflanzen, womit die Pferde gefüttert werden können. 1) die kleine Nägelblume, Dianthus bettoides Linn. 2) die wilde Nägelblume, mit einer einzigen Blüthe Dianthus arenarius Linn. 3) das große Weggras mit

mit Hundszahnblättern, Sceleranthus annuus, Linn. 4) die weiße Beerwurzel, Cucubalus Behen. Linn. 5) die wilde Guckusblume mit Purpurblüthe, Cucubalus dioicus, Linn. 6) die wilde ſchleimiche Gukuksblume mit breiten Blättern und weißen Blumen, Silene nutans Linn. 8) die kleine Hühnerſalbe, Alſine vulgaris, Linn. 9) die Moraſthühnerſalbe, Alſine pentagina, Linn. 10) die Wieſenhühnerſalbe mit Hundszahnblättern, Alſine graminea, Linn. 11) die Hühnerſalbe mit Portulackblättern, Arenaria peploides, Linn. 12) das groſſe Futterkraut, Spergula verticillata, Linn. 13) die ſchleimiche Mäuſeohren, Ceraſtium viſcoſum, Linn. 14) der Kornſpieck, Agroſtema agreſtis, Linn. und 15) die Wieſnägelblume mit einfachen haarförmigen Blättern, Lychnis flos cuculi, Linn.

Die Dodekandrie, welche die eilfte Klaſſe ausmacht, liefert zum Pferdfutter nur eine einzige Pflanze, nämlich die Salicaria, Lythrum paluſtre, Linn. Dieſe Pflanze findet man insgemein an den Ufern der Flüſſe und Seen.

Unter den Pflanzen von der zwölften Klaſſe, Iſokandria, kann man den Pferden folgende als eine Futter vorlegen: 1) die Blätter des Schleenbuſches, Prunus ſpinoſa, Linn. 2) die Weißdornblätter, Cratægus oxyacantha, Linn. 3) die Vogelbeerbaumblätter, Sorbus aucuparia wovon in meine

ne

nem 2ten Schreiben gehandelt habe. 4) die Blätter des wilden Quittenbaums, Meſpilus, cotonaſter, Linn. 5) die Birnbaumblätter, Tyrus communis Linn. die Apfelbaumblätter, Pyrus malus, Linn. 7) das kleine Brombeerkraut mit purpurfärbigen Blättern, Rubus norlandicus, Linn. ſolches findet man in den nordiſchen Ländern hauptſächlich in Schweden. 8) der Gänſerich, Potentilla anſerina, Linn. eine Pflanze die jederman bekannt iſt 9) die Pentaphylloides, Potentilla fructicoſa, Linn. Dieſes iſt eine Staude, ſo in dem mittägigen Theil Schwedens in ſolchen Gegenden, wo dem Winter über ſich Waſſer aufgehalten hat, wächſt. 10) das groſſe kriechende Fünffingerkraut, Potentilla reptans, Linn. 11) das kleine kriechende Alpenfünffingerkraut Potentilla aſcendens, Linn. und das, welches Frucht trägt, Potentilla frugiferrea, Linn. 12) der Norwegiſcheklee, Potentilla norengica, Linn. 13) das Waſſerbenediktkraut, Geum rivale, Linn. und das gemeine Benediktkraut, Geum ſuaveolens, Linn. Dieſe beyden letztern Pflanzen freſſen die Pfede gerne, wenn ſie noch jung ſind; aber ſelten wenn ſie ſchon ſtark ſind.

Die fünfzehnte Klaſſe, nämlich die Polyandrie, enthält wenige Pflanzen, die man zum Futter für die Pferde gebrauchen kann. Mann kann inzwiſchen hieher die Lindenblätter, Tilia communis, Linn. und die Blätter des gemeinen Ciſtus, Ciſtus vul-

vulgaris, Linn. rechnen. Die Pferde freſſen auch die Tithymalus Pflanze mit runden, und nicht gezackten Blättern, Euphorbia peplis, Linn. ſowohl als dem Ritterſporn, Delphinium ſegetum, Linn. der in dem Getreid wächſt, zumal wenn er noch zart iſt. Die Alpenwieſenraute mit Ancholienblättern, Talictrum canadenſe, Linn. und die eigentliche Wieſenraute, Talictrum ſtrictum, Linn. ſind zwey Pflanzen, welche die Pferde freſſen, wenn man ſie ihnen vorleget. Dieſe Thiere verwerfen alle verſchiedene Arten der Ranunkeln, außer die kleine Moraſtranunkel mit langen Blättern, Ranunculus flammula, Linn. und die kriechende Wieſenranunkel, Ranunculus repens, Linn. nicht. Die Moraſtranunkel mit gezähnten Blättern iſt nur eine verſchiedene Ausartung dieſer Gattung, und folglich den Pferden anſtändig.

Die Didynamie als vierzehnte Klaſſe des Linnäus, begreift auch einige den Pferden anſtändige Pflanzen in ſich, nämlich das kleine wilde Baſilienkraut, Thymus Acinos, Linn. Dieſes Baſilienkraut iſt eine Jahrpflanze, und wächſt am Rande der Wege und Wälder. Den gemeine wilden Majoran, Origanum vulgare, Linn. das Feldmünzkraut, Mentha arvenſis, Linn. und das Waſſermünzkraut, Mentha aquatica, Linn. die taube Neſſel mit rothen Blumen Lamium rubrum, Linn. und die taube Neſſel, deren Blätter den Stam̃

umhüllen, Lamium amplexicaule, Linn. das Herzgeſpannkraut, Leonurus cardiaca, Linn. den Waldweizen, Melampyrum cæruleum, Linn. das gemeine Hirnkraut, oder Augentroſt, Euphraſia vulgaris, Linn. und das Herbſtläuſekraut mit purpurfärbigen Blumen Euphraſia odonites, Linn. Hingegen den Erdepheu, Glechoma hedera tereſtris, Linn. das gemeine Brunnellenkraut, Brunnela vulgaris, Linn. und den Hahnenkamm, oder das Wieſenläuſekraut, freſſen die Pferde nur, wenn ſie jung ſind.

Unter den Pflanzen der Tetradynamie als, der 15ten Klaſſe, zählt man 8 ſo die Pferde freſſen; 1) die gemeine Alyſſen mit Sophyenkrautblättern und bloßem Stengel; Draba nudicaulis, Linn. Dieſe Pflanze wächſt allenthalben im Frühling in unfruchtbaren Gegenden; 2) die Hirtentaſche, Burſa Paſtoris, Linn. 3) der gebaute Leindotter, Mygarum ſativum, Linn. 4) der Waſſerſenf, Sysimbrium pinnatifidum, Linn. 5) der Flachsdotter, Eryſimium leucoii Folio, Linn. 6) der Rettig mit weiſſen Blumen, Raphanus raphaniſtrum, Linn. 7) die Meerrauke, Bunias Kakile, Linn. und 8) die Seekrambe mit Kohlblättern, Crambe maritima, Linn. Es giebt aber in dieſer Klaſſe noch zwey Pflanzen, welche die Pferde freſſen, wenn ſie noch jung ſind: der Rettig mit gelben Blumen, Synapis arvenſis, Linn. und der Boutiquen Tallktron, Siſymbrium Sophia, Linn.

Die

Der Storchſchnabel oder Gerania iſt aus der 16ten Klaſſe. Die Pferde freſſen 5erley Arten davon: das ſtarkriechende Storchſchnabelkraut, Geranium robertianum, Linn. das Blutfarbe Storchſchnabelkraut, Geranium ſanquineum, Linn. das Geranium mit dem Beynamen Batrachiodes, das Geranium Gratia Dei germanorum, Linn. das Geranium mit Pappelblättern, Geranium malvaceum, Linn. und das Geranium mit Schirlingsblättern, Geranium cicutarium, Linn.

Die Pappeln gehören ebenfalls zu dieſer Klaſſe. Die Pferde freſſen die große gemeine Sigmarswurz, und die kleine mit haarförmigen Blättern. Dieſe beyden Pflanzen ſind Pappeln, und in der Botanik unter den Namen Malva alcea, und Malva ſuaveolens, Linn. bekannt.

Die 17te Klaſſe iſt ſehr reich an Pflanzen für die Pferde. Sie heiſſet Diadelphie, und begreifet alle den fliegenden Schmetterlingen an Geſtalt ähnliche Pflanzen in ſich; hingegen aber die 18te Klaſſe, ſo man die Polyadelphie nennet, enthält gar keine ſolche Pflanzen.

Die Pflanzen aus der Diadelphie, ſo den Pferden anſtändig ſind, ſind: der Färberginſter, Geniſta tinctoria, Linn. das Wirbelkraut, oder wilde ſüſſe Holz, Aſtragallus Glycyphillos, Linn. die

Frühlingsgroßwicken, Orobus vernus, Linn. die Waldwicken, Orobus tuberoſus, Linn. die Wicken mit Wickenblättern, Orobus niger, Linn. die kleinen Kichern, oder der Waldlathyrus, Lathyrus collium, Lin. der Wieſenlathyrus, oder die wilden Kichern mit gelben Blumen und Wickenblättern, Lathyrus pratenſis, Linn. das Clymenum mit blauen Blumen in den Gegenden um Paris, Lathyrus clymenum, Linn. die gebaute Wicke, Vicia ſativa, Lin. die Heckenwicke, Vicia ſepium, Linn. die große Wicke mit Aehren, und unterſchiedlichen Blumen, Vicia fœtida, Linn. die große Waldwicke, ſo den Erbſen gleichet, Vicia cracea, Linn. die Feldwicke, Ervum arvenſe, Linn. die Getreidwicke mit mehreren ſtreubenden Hůlſen, Ciſer arvenſis, Linn. die Meererbſen, Piſum maritimum, Linn. Der gemeine Lotus, Lotus vulgaris, Linn. der weiſſe Wieſenklee, Trifolium album, Linn. der Bergklee, Trifolium montanum, Linn. der Klee mit purpurblumen, Trifolium purpureum, Linn. der gelbe Wieſenklee mit gelbem Hopfenkopf, Trifolium lupulinum, Linn. der Guldenklee, Trifolium melilotus, Linn. die Luzerne im Land, Medicago noſtras, Linn. und der gelbe Wieſenklee, Medicago biennis, Linn.

Die

Die 19te Klaſſe des Linnäus, iſt die Syngeneſie; der in dieſer Klaſſe für die Pferde tauglichen Pflanzen ſind gleichfalls ſehr viele, die vornehmſten derſelben ſind: die kleine Chicoracea mit Chondrillenblättern, Leontodon Chondrylloides, Linn. die Wieſenchycoracea, Hypocharis pratenſis, Lin. die harförmige Mauernchicoracea, Hieracium pulmonaria, Linn. die große Chicoracea mit ſchmalen Blättern, Hieracium fruticoſum, Linn. die große Dioſcoridchicoracea, Crepis tinctorum, Linn. die große Chicoracea mit Haſenkohlblättern, Sonchus repens, Linn. der Haſenkohl mit haarförmigen Blättern, Sonchus levis, Linn. der Haſenkohl mit blauen Blättern, Sonchus laponicus, Linn. Die Pferde freſſen dieſe 3 letzten Pflanzen zu aller Zeit. Der ordentliche Haſenkohl, Prenanthes umbroſa, Linn. die aderige Skorzoner mit breiten Blättern, Scorſonera panonica, Linn. der Bocksbart, Tragopogon luteum, Linn. der gemeine wilde Kohl, Lapſana vulgaris, Linn. die ſpitzige Diſtel mit breiten Blättern, Carduus lanceolatus, Linn. die ſchwimmende Diſtel, Carduus natans, Linn. die Diſtel mit Erlenblättern, Carguus helenii folio, Linn. die ſehr ſpitzige Diſtel, Carduus criſpus, Linn. die Diſtel mit mehrern Köpfen und ſchmalen Blättern, Carduus paluſtris, Linn. Dieſe letzte freſſen die Pferde zu allen Zeiten. Der Saturey oder das Pfefferkraut, Serratula tinctoria, Linn. Wenn dieſe Pflanze die Pferde freſſen ſollen, ſo muß

man ſie ihnen jung geben. Die kriechende Weinſtockdiſtel mit Haſenkohlblättern, Serratula carduus avenæ, Linn. der karoliniſche Beyfuß, Artemiſia carolina, Linn. der Wermuth, Arthemiſia abſynthium, Linn. der Seewermuth, Arthemyſia Seryphium, Linn. das Wollenkraut von kleiner Art, Gnaphalium dioicum, Linn. der große Huflattig, Tuſſilago petaſites, Linn. die Wohlverley, Doronicum Arnica, Linn. Dieſe freſſen die Pferde nur, wann ſie jung iſt. Die goldene Ruthe mit breiten ſägförmigen Blättern, Solidago virga aurea, Linn. das Alantkraut, das Helenakraut, Inula Helenium, Linn. die gelbe Bergſternblume mit Weidenblättern, Inula ſalicis folio, Linn. die Seeſternblume mit blauen Blättern, Aſter tripolium, Linn. das Buphtalmum oder Ochſenaug mit Blättern der kleinen Reinfaren, Buphtalmum tinctorium, Linn. die große Marienblume, Chryſanthemum leucanthemum, Lin. die römiſche Camille, matricaria Chamomœlum nobile, Linn. die Camille ohne Geruch, Anthemis arvenſis, Linn. Wenn dieſe groß iſt, ſo mögen ſie die Pferde nicht mehr. Die Schafgarbe, Achillea millefolium, Linn. der Leberbalſam, Achilea Ptarmica, Linn. das Wieſenfreyſamkraut, Centaurium Jacea, Linn. die Wieſendieſtel mit breiten Blättern, Cnicus acanthifolius, Linn. Dieſe freſſen die Pferde zu allen Zeiten. Die Feldringelblume, Caltha arvenſis, Linn. Dieſe iſt den Pferden

nur,

nur, wenn ſie jung iſt, anſtändig, und die große Violblume ohne Geruch, Viola trachelifolia, Linn.

Die 20ſte Klaſſe des Linnäus iſt die Gynandrie, und enthält nur eine einzige Pflanze, ſo den Pferden anſtändig iſt, nämlich das Glasmeergras mit ſchmalen Blättern, Alga anguſtifolia vitrariorum, Pin. Zoſtera maritima, Linn.

In der Monoecie oder 21ſten Klaſſe hingegen, giebt es mehrere Pflanzen, die den Pferden zum Futter dienen. Hieher ſind zu rechnen: der Hundszahn mit drey Ecken, und einer völligen Aehre, Carex ferruginea, Linn. die Waldcyperoides mit kleinen ſträubenden Blättern, Carex ceſpitoſa, Lin. die Cyperoides mit dreyeckigten Stengeln, Carex cærulea, Linn. das äſtige Rohr, Sparganium ramoſum, Lin. die Erle, Alnus glutinoſa, Lin. die ordentliche Birke, Betula vulgaris, Linn. die Zwergbirke, Betula nana, Linn. das nicht ſtechende Klettenkraut, Xanthium inerme, Linn. das Pfeilkraut, Sagittaria aquatica, Linn. und die ordentliche Eiche, Quercus longo pedunculo, Linn.

Die 22ſte Klaſſe, welche die Diäcie heißet, hält eilf zum Pferd füttern taugliche Pflanzen in ſich: 1) die Weide mit Mandelbaumblättern, die ſo-

ſowohl oben als unten, und an den Seitten grün iſt, Salix trapeziformibus, Linn. 2) diie kleine Weide auf abſchüßigen Bergen mit runden Blättern, die unten aſchfärbig ſind, Salix fœnimeſſorum, Lin. 3) die Weide mit breiten und runden Blättern, Salix latifolia rotunda, Linn. 4) die gemeine weiße Weide, Salix glabra arborea, Linn. 5) die erzogene gelbe Weide mit gezähnten Blättern, Salix viminalis, Linn. 6) der Rhamnoidesbaum mit Weidenblumen und Blättern, Hippophäe maritima, Linn. 7) der Myrthenbaum, Myrica gale, Linn. 8) der Hopfen, Humulus ſalictarius, Lin. 9) der weiße Pappelbaum, Populus alba, Linn. 10) der ſchwarze Pappelbaum, Populus nigra, Linn. 11) der Wacholderbaum, Juniperus Frutex, Linn.

Die Polygamie, welche die 23ſte Klaſſe ausmachet, enthält keine einzige Pflanze, ſo zum Pferdfutter tauglich iſt; und die Cryptogamie, als die 24ſte und letzte Klaſſe hat nur 3 dergleichen Pflanzen: nämlich, 1) den Waldpferdeſchwanz, Equiſetum ſylvaticum, Linn. wovon die Pferde unter allen Umſtänden, er mag jung oder alt ſeyn, freſſen. 2) den Moraſtpferdeſchwanz, Equiſetum fluviatile, Linn. und 3) den Felſenengelfuß, Polypodium Filix ſaxatilis, Linn.

Aus

Aus der ausfürlichen Beſchreibung, die ich Ihnen in unterſchiedlichen Schreiben von denjenigen Pflanzen, womit man die Pferde füttern kann, angezeiget habe, werden Sie erſehen, daß die Pferde zweyhundert und 62 Arten von Pflanzen freſſen, und zwar dieſe nicht einmal alle mit einerley Belieben. Und das Verzeichniß derjenigen Pflanzen, die ſie nicht freſſen, beläuft ſich ohngefähr auf 212, diejenigen nicht mitgerechnet, womit man keine Verſuche angeſtellet hat.

Es giebt inzwiſchen noch noch mehr Bäume, deren Blätter die Pferde gerne freſſen: nämlich die verſchiedenen Gattungen der Schottendorn. Die Blätter dieſer Bäume ſind ſowohl den Pferden als den Kühen vortrefflich nützlich.

Es geben auch viele neue Schriftſteller den Rath, dieſe Blätter zu trocknen, um damit das Vieh im Winter füttern zu können. Allein ob dieſe Blätter 'gleich ein' gutes Heu geben, ſo gehen ſie aber ſo ſehr zuſammen, wenn mann ſie trocknet, daß man eine auſſerordentliche Menge derſelben ſammlen muß, wenn man nur einen mittelmäßigen Haufen Heu bekommen wollte. Die Blätter des weißen Maulbeerbaums werden auch für tauglich zum Pferde füttern gehalten. Man hat ſeit einiger Zeit angefangen von dieſen Maulbeerbäumengattungen künſtliche Wieſen anzulegen. Ich werde davon bey der

der Gelegenheit reden, wann ich von dem Maulbeerbaum reden werde. Herr du Hamel hat mir geſagt, daß im vorigen Jahre eine gewiße Privatperſon eine Abhandlung, von den weiſſen Maulbeerbäumen als ein Futter für das Vieh betrachtet, vorgeleget, und ſolche bey der Akademie geleſen worden ſey. Man bewies in dieſer Abhandlung die Nutzbarkeit der Blätter dieſes Baums, und daß ſolche anſtatt des Heues gebraucht werden können, und zum Beſchluß wurde jeder Privatperſon anempfohlen, ihre Landgüter mit weißen Maulbeerbäumen einzuſchlieſſen, um dieſe ſo wichtige und nützliche Bäume dadurch noch ſtärker zu vermehren. Ich bin u. ſ. w.

Wel=

Welche Pflanzen den Pferden ſchädlich ſind, und welche ſie nicht gerne freſſen

Nachdem ich in meinen beyden letztern Schreiben diejenigen Pflanzen angezeiget habe, die man den Pferden als ein Futter vorlegen kann, ſo will ich gegenwärtig derjenigen Erwähnung thun, die den Pferden ſchädlich ſind, und welche ſie nicht gerne freſſen.

Der Feldportulak, der zur dritten Klaſſe des Linnäus gehöret, und welcher insgemein bey Quellen und Flüſſen wächſt, Montia paluſtris, Linn. iſt den Pferden zuwider, und ſie mögen dieſe Pflanze nicht einmal anrühren.

Die Tetandrie, als die vierte Klaſſe des Linnäus, enthält neun Pflanzen ſo die Pferde nicht freſſen, ohne diejenigen ſo mir noch unbekannt ſind. Die erſte iſt, das gelbe Meyerkraut, Galium luteum, Linn. wovon ich ſchon bey anderer Gelegenheit gehandelt habe; die zweyte iſt der gemeine Wegerich, Plantago vulgaris, Linn. die dritte iſt der kleine Wegrich mit ſchmalen Blättern, ſo eigentlich nur eine verſchiedene Art des gemeinen Weg-

richs iſt, Plantago radice lanata, Linn. die vierte iſt noch eine Gattung des Wegrichs, oder vielmehr eine beſondere Art der erſten Gattung, Plantago incana, Linn. Die 5te Pflanze, ſo die Pferde zur Nahrung verwerfen, iſt der Spindelbaum; eine Staude, die in den Hecken wächſt, Evonymus vulgaris, Linn. Die 6te iſt der kleine Löwenfuß, der auf den Alpen wächſt, Alchimilla alpina, Linn. Die 7te iſt iſt das Filzkraut, oder die Flachsſeide, Cuſcuta paraſitica, Linn. die 8te iſt die Waſſerröhre, oder das Samkraut, Potamogeton natans, Linn. Dieſe Pflanze wächſt in Weyern und Bächern, und endlich die 9te iſt noch eine andere Art eines Waſſerkrautes, ſo unter dem Namen Perfoliatum bekannt iſt.

Von den Pflanzen der 5ten Klaſſe hat man den Pferden unterſchiedliche Gattungen vorgeleget, die ſie nicht einmal haben anſehen mögen, als: 1) die Wieſenmäuſeohren, Myſotitis pratentis, Linn, 2) die Ochſenzunge des Tournefort mit ſchmalen Blättern und borſtenden Saamen, welche nach dem Caſpar Bauchin, die kleine Hundszunge iſt, Myoſotis lappula, Linn. man findet dieſelbe in häufiger Menge in den Gegenden bey Upſal. 3) den großen Meerhirſe, Lithoſpermum officinarum, Linn. Selbiger iſt vielfältig in ungebauten Erdreichen an den Rändern der Wälder zu finden. 4) die Feldochſenzunge, eine Jahrpflanze, mit Manngrasblättern, Lithoſpernum annum, Linn. 5) die

ge=

gemeine Hundszunge, Cynogloſſum vulgare, Lin. 6) die Wallwurz, Symphitum majus, Linn. 7) das Lungenkraut, Pulmonaria immaculata, Lin. 8) die gemeine Schlüſſelblume, Primula vulgaris, Linn. 9) den Waſſerklee, Menyanthes trifoliata, Linn. Selbigen habe ich in der Gegend um Paris gefunden. 10) den Waſſerehrenpreis mit runden und ungezahnten Blättern Samolus maritima, Lin. Dieſe Pflanze wächſt an den Meerufern. 11) den gemeinen Weiderich, Lyſimachia vulgaris, Linn. 12) den Weiderich mit zwey Blättern, Lyſimachia axillaris, Linn: 13) das Pfenigkraut, Lyſimachia numularia, Lin. 14) den Alpenhauslulch, oder Sanikel mit Hundszahnblättern, und weißen Blumen, Diapenſia Lapponica. Linn. Herr Linnäus hat ſolche auf den lappländiſchen Gebirgen gefunden. 15) die große Campanula, Campanula trachelium, Linn. Ich habe ſolche in Wäldern und unten an Bergen gefunden. 16) das gemeine Bilſenkraut, Hyoſciamus vulgaris, Linn. 17) das Schafkraut oder Stamonium, Diatura ſtamonium, Linn. Dieſe Pflanze kommt aus Amerika. Sie iſt eine Jahrpflanze, und wächſt im fetten Erdreich an den Häuſern: ſie iſt bey uns einigermaſſen einheimiſch geworden, 18) das gemeine weiße Wollkraut, Verbaſcum hirſutum, Linn. 19) das ſchwarze Kerzenkraut, Verbaſcum nigrum, Linn. und das, ſo man in der Botanik Solanum ſcanicum, Linn, nennet. 20) den Nachtſchlatten, oder die

die Bitterſüß, Solanum dulcamara, Linn. 21) das deutſche Geisblatt, Caprifolium lonicera, Linn. 22) die Hundskirſchen, Lonicera Hiloſteum, Linn. Dieſe beyden Stauden wachſen in den Wäldern. 23) die Schwalbenwurz, oder der Giftzwinger, ſo gleichfalls in den mehreſten Wäldern wächſt, Aſcleipas vulgaris Linn. 24) der kleine äſtige Enzian mit blauen Blumen, Gentiana amarella, Linn. 25) das Salzkraut, eine dornigte Seepflanze, Salſola pungens, Linn. 26 den guten Heinrich, oder Gänſefus, den man insgemein um unſere Mauern ſiehet, Chenopodium Henricus, Linn. 27) den Gänſefuß um die Gegenden bey Upſal, Chenopodium Upſalienſe, Linn. die wilde Melde mit geſchlungenen Blättern, Chenopodium ſegetum, Linn. 29) den wilden Gänſefus mit Waſſerholderblättern, Chenopodium ſtramonifolium, Linn. 30) den Gänſefus mit Meyerblättern, Chenopodium polyſpermum, Linn, 31) den Sanikel, Banicula Sylvatica, Linn. Eine Pflanze die gerne in Wäldern wächſt. 32) den großen Schirling, Conium arrenſe, Linn. 33) die groſſe Angelika, ſo wir in unſern Gärten bauen, Angelica alpina, Linn, 34) die wilde Angelika, Angelica ſylvatica, Linn. 35) den rothen Waſſerſteinbrech, Oenanthe aquatica, Linn. 36) den Steinbrech mit Körbelkrautblättern, Oenanthe ſucco crocanthe, Linn. 37) das wilde Körbelkraut mit kurzen und borſtenden Saamen, Scandix hiſpi-

pidiæ, Linn. 38) das ordentliche Körbelkraut, Scandix ſativa, Linn. 39) den Moraſteppig, Apium paluſtre, Linn. 40) den Waſſerholler, Opulus paluſtris, Linn. 41) den gemeinen Holler, Sambucus arborea, Linn, und endlich den Attig, oder Ackerhollunder, Sambucus ebulus, Linn. Dieſe Pflanzen ſind Ihnen, werther Freund mehrſtentheils bekannt, und es würde ohne Zweyfel zu weitläufig ſeyn, wenn ich ſolche hier alle ausführlich beſchreiben wollte. Dieſe Klaſſe enthält alſo, wie Sie ſehen, ſehr viele Pflanzen, die den Pferden zuwider ſind.

Die 6te Klaſſe, die Hexandrie, iſt nicht ſo weitläufig; und es ſind auch in ſelbiger nicht ſo viele Pflanzen enthalten, die den Pferden zuwider ſind, wie in der vorigen. Es ſind derſelben nur 6. 1) der wilde Spargel, Aſparagus ſcanenſis, Linn. 2) die Mayenblümlein, oder Thallilien, Convallaria, lilium convallium, Linn. 3) die Weißwurzel, Convallaria polygonatum, Linn. 4) der Gewürzcalmus, Acorus palluſtris, Linn, 5) die Weinnäglein, eine Staude, ſo in den Hecken wächſt, Perberis ſpinoſa, Linn. und 6) der Waſſerampfer, Rumex britannicus, Linn.

In der 7ten Klaſſe, Heptandrie, giebt es keine einzige Pflanze, von welcher man bisher bemerkt hätte, daß ſie den Pferden zuwider wäre.

In der 8ten Klaſſe oder Octandrie zählet man 12 Pflanzen, die den Pferden zuwider ſind; nämlich: 1) der große Ahorn, Acer platanoides, Linn. 2) das Kind vor dem Vater, oder die Waldlorbeerroſe, Epilobium irregulare, Linn. 3) der weibliche Kellerhals, Daphne rubra, Linn. 4) die Heidelbeerſtaude mit ſchwarzen Beeren, eine in den Alpengebirgen ſehr gemeine Staude, Vaccinium nigrum, Linn. 5) die Heidelbeerſtaude mit rothen Beeren, eine andere Gattung von Heidelbeeren, Vaccinium Vitis idaea, Linn. 6) die Moraſtheidelbeer Uaccinium oxycoceus, Lin. 7) der Felskreß, Chryſoſplenium ſylvaticum, Linn. 8) der Waſſerpfeffer, Perſicaria urens, Linn. 9) die kleine Natterwurz, Biſtorta minor, Linn. 10) das gebaute ſaraceniſche Korn, oder Buchweizen, Helxine ſativum, Linn. 11) und der wilde Buchweizen, Helxine ſcandens, Linn. die unter dem Namen des Pariſerkrauts bekannte Pflanze, ſo eine Art vom Nachtſchatten iſt, Paris nemorum, Linn.

Zur Enneandrie des Linnäus, zählet man die Blumenbinſen, Putarmus paluſtris, Linn. welche die Pferde nicht freſſen.

In der Decandrie befinden ſich 10 Pflanzen, ſo die Pferde nicht freſſen, 1) das Wintergrün, Pyrola irregularis, Linn. Dieſe Pflanze wächſt in Wäldern in ſteilen Gegenden. 2 und 3) auch 4) Drey-

dreyerley Gattungen des Heydekrauts, ſo bey einigen Schriftſtellern unter dem Namen des Heydekrauts, Bruyere, bekannt iſt, und bey andern Poſch, Ledam, genennet wird, Andromeda vulgaris, Linn. cærulea & muſculoſa. 5) die Bärentraube, Arbutus uva urſi, Linn. dieſe Pflanze hat, wie ich ſchon öfter erinnert habe, eine vortreffliche Kraft wider das Nierenweh. 6) die Moraſtmyrthen, Ledum graveolens, Linn. 7) der Apothecker weiße Steinbrech, Saxifraga officinarum, Linn. 8) das Operment, Sedum telephium, Linn. 9) der Buchanipfer, Oxalis ſylvatica, Linn. und 10) die Illecebra, oder kleine Hauswurz, Sedum acre, Linn.

Die Odermennige gehört zu 12ten Klaſſe des Linnäus, und iſt die einzige Pflanze in dieſer Klaſſe, die die Pferde, da man ſie ihnen als ein Futter vorgeleget hat, nicht haben freſſen mögen.

Die 12te Klaſſe, Ikoſandrie, enthält den Traubelkirſchbaum in ſich, wovon ich in einem meiner folgendem Schreiben handeln werde, Padus folio deciduo, Linn. Die Pferde mögen die Blätter deſſelben nicht freſſen, ſo wenig als die Blätter des rothen Steinbrechs, Filipendula Molon, Linn. oder des Geisbarts, Filipendula ulmaria, Linn. Sie freſſen auch die Blätter der wilden Roſenſtaude nicht, Roſa major & minor, Linn. Die

Blätter der beyden Arten des Brombeerkrauts, Rubus cæſius & Rubus ſaxatilis, Linn. das Erdbeerkraut, Fragaria vulgaris, Linn. das Fünffingerkraut, potentilla argentea, Linn. die Apothekertormentill, Tormentilla officinarum Lin. das Comaret oder Pentaphylloides, Comarum paluſtre, Linn. und das Alpenbenediktenkraut mit Garmenderleinblättern, Dryas lapponica, Linn. Alle dieſe Pflanzen aus den 12ten Klaſſe freſſen ſie nicht.

Zu den Pflanzen der 13ten Klaſſe, oder der Polyandrie können wir folgende als ſolche Pflanzen rechnen, welche die Pferde nicht freſſen mögen: die beyden verſchiedenen Arten der Waſſerlilien, Nymphaea lutea und alba, Linn. die Kalproſen, Papaver glabrum, Linn. die Odermennige, Papaver hiſpidum, Linn. das gemeine Schellkraut, Chelidonium vulgare, Linn. das äſtige Wolfskraut, ſonſt S. Kriſtophskraut genannt, Actea nigra, Linn. die große Wolfsmilch, oder Moraſttithymalus, Euphorbia fruticoſa, Linn. die Weid, Reſeda luteola, Lin. die Wolfswurz mit gelben Blumen, aconitum lapponicum Linn. die blaue Wolfswurz, und die mit gelben Blumen, werden für gefährlich gehalten.

Ferner auch: die Agley, Aquilegia officinarum, Lin. das Frühlingsleberkraut, ſonſt auch das Dreyfaltigkeitskraut genannt, Hepatica verna, Linn. die ge-

gemeine Kuchenſchelle, Pulſatilla vulgaris, Linn. die gelbe Kuchenſchelle mit Celerieblättern, Pulſatilla dalekarlica, Linn. die Waldanemone, Anemone nemoroſa, Linn. die Ranunkel, ſo insgemein unter dem Namen des kleinen Schöllkrauts bekannt iſt, Ranuuculus chelidonium minus Lin. die Frühlingsranunkel, Ranunculus vernus, Lin. die Moraſtranunkel mit runden Blättern, Ranunculus ſcelerata, Linn. die ſaure Wieſenranunkel, Ranunculus acris, Linn. die Waſſerranunkel, Ranunculus aquatalis, Linn. die deutſche Kapern, Caltha paluſtris, Linn. die ſchwarze Nieſewurz mit Raununkelblättern, Helleborus trollicus, Lin.

Die 14te Klaſſe iſt die Didynamie: unter ſelbiger findet man folgende Pflanzen, ſo die Pferde nicht freſſen, 1) der goldene Günſel oder Bergpoley, Ajuga verna, Linn. 2) die Skordien, Tencrium ſcordium, Linn. 3) der Wirbeldoſten, Clinopodium montanum, Linn. 4) der ſchwarze ſtinkende Andorn, Ballota ſcanenſis, Linn. 5) der weiße Andorn, Manubium vulg. Linn, 6) das Katzenkraut, Nepeta vulgaris Linn. 7) der groſſe ſtinkende Waldandorn, Stachis faeida Linn. 8) der Moraſtandorn, Stachis arvenſis, Linn. 9) die ſpitzige Neſſel mit gezahnten Blättern, Galeopſis tetrahit, Linn. 10) die offene Getreidneſſel mit purpurfarben Blumen, Galeopſis ladanum, 11) das gemeine Moraſtfieberkraut mit blauen

Blättern, Scutellaria vulg. Linn. 12) das gemeine gelbe Dorant mit grossen Blumen, Antirrhimum linaria, Linn. 13) das kleine Feldorant, Amtirrhinum upſalienſe Linn. 14) das hochwachſende Waſſerläuſekraut mit purpurfarben Blumen, Pedicularis calyce tuberculoſo, Linn. 15) das Alpemläuſekraut mit Miltzkrautblättern, Pedicularis Sceptrum carolinum. Linn. 16) der Kuhweizen, Melampyrum vulgare, Linn. 17) die groſſe Sommerwurzel, Lathræa ſquamaria, Linn. 18) die ſtinkende Baumwurz Scorphularia fallida, Linn. und 19) die Campanula mit wildenQuendelblättern Linaea, Linn.

Die 15te Klaſſe iſt die Tetradynamie, unter den Pflanzen aus dieſer Klaſſe ſind folgende den Pferden unnütz: 1) der Bauernſenfbaum, allyſſum ſcanenſe, Linn. 2) der Feldbauernſenf, Linn. 3) der Bauernſenf mit breiten Blättern, Thlaſpi campeſtre, Linn. 4) der Brunnkreſſe mit kleinen Blättern, Lepidium oſyris, Linn. 5) das Pfefferkraut, Lepidium perenne, Linn. 6) das Löffelkraut, Cochlearia vulgaris, Linn. 7) eine andere Art eines Löffelkrauts, ſo an den Meerufern wächſt, und Cochlearia Danica, Linn. heißet. 8) der wilde Meerrettig, Cochlearia armorica, Linn. 9) die Weide, Iſatis maritima, Linn. 10) der wilde Kohl, ſo unten an den Wurzeln Chicoracienblätter hat, Turritis glabra,

bra, Linn. 11) der Feldkohl, Braſſica perfoliata, Linn. 12) der wilde Senf, Eryſimum vulgare, Linn. 13) das Heiligenbarbarakraut, Eryſimum barbarea, Linn. 14) das Knoblauchskraut, Eryſimum alliaria, Linn. 15) der Wieſenbrunnenkreß mit großen Blumen, Cardemine pratenſis, Linn.

Die 16te Klaſſe des Linnäus heißt die Monadelphie. Darunter befinden ſich 2 Arten der Pflanzen, ſo die Pferde nicht freſſen: das Storchſchnabelkraut mit Wolfswurzblättern, Geranium batrachioides, Linn. und die wilden Pappeln mit runden Blättern, Malva repens, Linn.

Die 17te Klaſſe iſt die Diadelphie. Hievon ſind die Ackerraute, Frumaria officinarum, Linn. und der Ochſenbrech, ſowohl der ſtachlichte, als der ohne Stachel, Ononis inermis & ſpinoſa, Linn. diejenigen Pflanzen, ſo die Pferde nicht freſſen.

Die mehreſten Arten der Johanneskraute, die zur 18ten Klaſſe, ſonſt Polyadelphie genannt, gehören, als wie das gemeine durchborte Johanniskraut, das nicht durchborte, und das mit viereckigten Stengeln, Hypericum auceps, teres & quadrangulare, Linn. freſſen die Pferde gleichfalls nicht.

Die Syngeneſie, als die 19te Klaſſe des Linnäus, hat unterſchiedliche Pflanzen, welche die Pferde ebenfalls nicht freſſen mögen. 1) die, Eyerblume, Leontodon taraxacum, Linn. 2) das kleine Mausöhrlein, Hieracium piloſela officinarum, Linn. 3) die wilden Cichorien, Cichorium ſcanenſe, Linn. 4) das Klettenkraut, Arctium lappa, Linn. 5) die gemeine rauhe Diſtel mit Bärenklaublättern, Onorpodon, Linn. 6) der Waſſerhanf zweyerley Gattung, Bidens tripartita, & natans, Linn. 7) das gemeine Doſtenkraut, Eupatorium canabinum, Linn. 8) der gemeine Rainfarn, Tanacetum vulgare, Linn. 9) der Eſelslattig, Tuſſilago farfara, Linn. 10) die gemeine Kreuzwurz, Senecio vulgaris, Linn. 11) die kleine Moraſtſternblume, Inula paluſtris, Linn. 12) die gemeinen Camillen, Matricaria chamomillum vulgo, Linn. 13) die ſtinkende Chamomille, Anthemis fœtida, Linn. 14) die blaue Kornblume, Centaurea cyanus, Linn. 15) die wilde Violblume ohne Geruch, Viola canina, Linn. 16) die Alpenviole ohne Blumenblätter, Viola apetala, Linn. 17) die Dreyfaltigkeitsblume, Viola tricolor, Lin. und endlich 18) die Blume noli me tangere, Impatiens nemorum, Linn.

Die 20ſte Klaſſe iſt die Gynandrie. Von dieſer Klaſſe hat man den Pferden nur ſehr wenige Pflanzen vorgeleget, und ſie haben faſt keine einzi-

zige derſelben gefreſſen, ſondern alle folgende verworfen; als das männliche Knabenkraut, Orchis morio, Linn. das palmzweigförmige Knabenkraut, Orchis calccaaribus oblongis, Linn. das Knabenkraut, ſo einen Hollergeruch hat, Orchis ſambucina, Lin. das palmzweigförmige Knabenkraut, Orchis maculata, Linn. das kleine Alpenknabenkraut mit ſchwarzen Blumen, Satyrium jemtiun, Lin. und der Moraſtkalbfuß, oder der Waſſeraaron, Calla palluſtris, Lin.

Die 21ſte Klaſſe iſt die Monoecie. Die Pflanzen aus dieſer Klaſſe, ſo man den Pferden nicht zum Futter geben kann, ſind folgende: 1) die Neſſel von kleiner Art, Urtica perennis, Linn. 2) die große Neſſel, Urtica annua, Linn. 3) die Fore, Pinus, Arbor, Linn. 4) die weiße Zaunrübe, Bryonia alba, Linn.

Die 22ſte Klaſſe, welche die Diácie heißt, enthält zwey Pflanzen in ſich, welche die Pferde verwerfen, nämlich die Zitterpapel, Populus tremula, Linn. und den Taxus, Taxus arborea, Linn.

Die 23ſte Klaſſe, die Polygamie, enthält ebenfalls nur zwey Pflanzen, ſo die Pferde nicht freſſen. 1) die Eſche, Fraxinus apetala, Linn.

und 2) das Heidekraut mit ſchwarzer Frucht, Empetrum nigrum, Linn.

In der 24ſten Klaſſe endlich, die unter dem Namen Cryptogamie bekannt iſt, finden wir unter denjenigen Pflanzen, ſo man den Pferden davon vorgeleget hat, zwey, die ſie nicht haben freſſen mögen: nämlich das weibliche Farenkraut, Pteris Filix fœmina, Linn. den Feldpferdeſchwanz, Equiſetum arvenſe, Linn.

Aus dieſer weitläuftigen Beſchreibung und Anzeige, wird es Ihnen nunmehro wenig Mühe koſten, unter den gemeinen Pflanzen diejenigen kennen zu lernen, die Sie vorzüglich in Ihren Huten, ſo ſie für die Pferde beſtimmt haben, auszurotten ſuchen müſſen. Ich empfehle Ihnen ſolches beſtens und verbleibe u. ſ. w.

VI.

Vom Wurm der Pferde. – Ueberſetzt aus la Foſſe großem Werke Cours d' Hippiatrique.

Nach dem Roz giebt es keine bösartigere und gewöhnlichere Krankheit, als den Wurm; denn dieſes Uebel bringet ſehr oft ſelbſt den Roz hervor. Allerdings wäre es ſehr vortheilhaft geweſen, hätten uns jene, die davon ſchrieben, beſtimmte und richtige Begriffe von den Urſachen und der Behandlung dieſer Krankheit hinterlaſſen. Aber Niemand war, der es gethan hätte. Man findet zwar dagegen verſchiedene angerühmte Mittel, allein kann man wohl behaupten, daß ſie ein Reſulat der Erkänntniß dieſes Uebels ſind? Kann man ſagen, daß ſie durch eine fortgeſetzte u. ächte Erfahrung erfunden worden ſind? Dieſe mit ſo vieler Charlatanerie angeprieſenen Mittel, ſind nichts weniger, als zuverläßig, und diejenigen, welche ſie anpreiſen, ſcheinen mehr auf ihr eigen Intereſſe, als auf das allgemeine Beſte zu ſehen.

Be-

Bevor man ein Mittel wider irgend eine Krankheit ſuchen will, iſt es nothwendig, die Zufälle, die Urſachen, die verſchiedenen Geſtalten, unter denen ſie ſich dem Beobachter darſtellt, zu ſtudieren. Nachdem ich mich alſo mit dieſem Gegenſtande lange beſchäftiget hatte, erſt dann, glaubte ich, meine Gedanken über den Wurm der Pferde bekannt machen zu dürfen; denn ich kenne noch Niemanden der davon aus eigener Erfahrung gehandelt hätte, der da gelehrt hätte, einen Wurmknopf von einer Entzündung zu unterſcheiden.

Man giebt den Namen Wurm gewiſſen Knöpfen, Schwüllen, Geſchwüren, welche mehr oder weniger, über die Oberfläche des Körpers ausgebreitet ſind. Die Ordnung, in der man ſie antrifft, ihre Mannichfaltigkeit, ihre Lage, dienen beynahe gar nichts zur Entſcheidung, ob das der Wurm, oder eine andere Krankheit ſey. Hier entſcheidet nur das Gefühl. Bey wie vielen Pferden ſieht man nicht den Wurm, und Beine wie Butterköpfe rund, welche an gewiſſen Stellen aufbrechen, ohne daß man eine mit Rändern verſehene Geſchwulſt wahrnehmen kann? Bey andern ſind die Knöpfe oberflächlich, bey andern ganz offenbar. Dieſe Verſchiedenheiten ſind nicht hinlänglich, den Wurm zu bezeichnen, es giebt noch viele andere, welche wir gleichfalls anführen werden.

Die

Die urſprüngliche Urſache des Wurms iſt uns unbekannt; doch wenn wir die Geſchwülſte, und die Wunde, welche von dieſem Giſte verurſachet werden, unterſuchet, ſo iſt zu vermuthen, daß dieſes Uebel nicht immer ein und daſſelbe ſey, ſondern bald in dem rothen, bald in dem weißen Theile des Blutes ſeinen Sitz habe.

Das Wurmgift befällt bey gewiſſen Pferden die Gefäße der Haut, bey andrn die Blutgefäße, wieder bey andern die Ausdünſtungsgefäße; denn ich glaube nicht, daß es bey einem Pferde Hautdrüſen gebe; ich habe nie, bey was immer für Gelegenheit, die mindeſte Spur davon entdecken können, ohngeachtet ich mir alle alle Mühe gab, die Haut, während ihren Krankheiten, zu unterſuchen. Bey einigen Pferden ergreift ferner das Wurmgift das Fächergewöhe, bey andern nimmt es ſeinen Sitz in den Muskeln; denn es iſt nichts ſeltnes bey der Zergliederung ganze Abſceſſe in dem Innern der Muskeln zu finden: Zuweilen ſetzet es ſich blos in die Drüſen. Niemals aber, oder außerordentlich ſelten, findet man es in den Bändern und Sehnen. Ich berufe mich hierinn auf die Erfahrung der Praktiker. Sieht man nicht täglich Pferde, die einen ihrer Schenkel, gewöhlich den hintern, ungemein angeſchwollen, und mit Eiter angefüllet haben, ohngeachtet die meiſten Drüſen nicht angeſchwollen ſind? Sieht man nicht auch Pferde, deren Drüſen gleichfalls

falls geſchwollen ſind, ohne daß die Schenkel ſchwellen? Bemerkt man nicht auch noch Pferde, bey denen harte Knöpfe auf den Ribben, auf den Arſchbacken, und mit einem Worte, in allen den Theilen zerſtreuet liegen, wo man keine Drüſen gewahr wird? und wo man ihr Daſeyn nicht vorausſetzen kann, und wo weder die umliegenden Theile geſchwollen ſind. Daſſelbige erreignet ſich auch bey ſolchen Geſchwülſten, welche ausgebreitet, und nicht ſo begränzt ſind, und nichts von den Erwähnten enthalten, doch aber eben auch ſchwer geheilt werden können. Dieſe Knöpfe erzeugen bald einen gutartigen Eiter, bald ergieſſet ſich daraus bey der Aufbrechung eine mehr oder weniger jauchigte Feuchtigkeit. Alle dieſe Verſchiedenheiten, denke ich, beweiſen genugſam, daß das Wurmgift nicht allemal einen und denſelben Theil angreife, daß es nicht immer daſſelbe ſey, und das ſogleich auch die Heilart verſchieden ſeyn müſſe: ferner, daß uns die Grundurſache davon verborgen ſey, und wir uns alſo blos an den Erſcheinungen und folgen halten müſſen. So viel wiſſen wir überhaupt von dieſer Krankheit, und ſo wenig es iſt, ſo müſſen wir es dennoch anwenden, wenn wir zu einer glücklichen Heilart derſelben gelangen wollen.

Alles was ich hier mit Gewißheit ſagen kann, beſtehet darinn, daß der Pferdarzt zuvörderſt ſich angelegen ſeyn laſſe, die Theile zu kennen, welche

die

die Geſchwulſt ergriffen hat, daß er wiſſe, von was für Art ſie ſey, und ſie nach dieſer Erkenntniß behandle. Daſſelbe iſt von den Geſchwüren zu merken.

Zur zweyten Urſache des Wurms rechnet man ſchlechtes Futter, zu langes Raſten, vernachläßigtes Striegeln, unterdrückte Ausdünſtung, anhaltende Strapazen, vieles Schwitzen, und die Anſteckung von einem wurmigen Pferde.

Hengſte und Zugpferde ſind dieſem Uebel mehr als andere unterworfen.

Die Behandlung deſſelben iſt mehr oder weniger ſchwer, je nachdem deſſen Sitz verſchieden iſt. Hat die Krankheit ihren Sitz in der Haut, ſo iſt ſie entzündungsartig oder ſcirrhös. Im erſterm Falle bedienet man ſich erweichender und zertheilender, im zweyten auflöſender Mittel. Da aber dieſe Behandlung nicht immer anſchlägt, und die Geſchwülſte oft in krebsartige kleine Geſchwüre übergehen, ſo mache man Einſchnitte in dieſelbe, und bringe ſie dadurch in Eiterung.

Innerlich iſt es zuträglich ſolche Mittel einzugeben, welche die Lymphe auflöſen, z. B. verſüßtes Queckſilber, auflöſende Gummiarten, als: Aloe, Gummiamoniak u. ſ. w. Uebrigens gebe man dem

Pfer-

Pferde zum Getränke eiſenhältige Wäſſer, dergleichen das von Paſſy iſt, u. ſ. w.

Der Wurm, welcher das Fächergewebe ergreift, fängt allemal mit einer Entzündung an, und übergehet hernach in einen Abſceß. In dieſem Falle behandelt man ihn wie eine Entzündung. Reicht aber dieſe Behandlung nicht zu, die Geſchwulſt in einen Abſceß zu verwandeln, ſo darf man die Aufbrechung nicht abwarten, ſondern man muß die Geſchwulſt öffnen, aus Vorſorge, damit nicht der eingeſchloſſene Eiter ſeine Natur verändere, und ein bösartiges Geſchwür erzeuge. Nach gemachter Oeffnung leget man ein ſtarkes Digeſtiv auf. Jedoch iſt, überhaupt genommen, die äußerliche Behandlung allein nicht hinlänglich; man brauchet auch innerliche verſüſſende Mittel, z. B. Abkochungen vom weißen Wollkraut, Pappeln u. ſ. w. davon bekömmt das Pferd alle Morgen, und ſein ganzes Futter, ſoll in Kleyen und Häxel beſtehen. Sind dieſe Mittel nicht hinreichend, ſo nehme man ſeine Zuflucht zu denen, die wir bereits angezeigt haben.

Einige Tage darauf, iſt eine mäßige Bewegung heilſam.

Manchmal geſchieht es, daß bey dieſer Krankheit von ohngefähr ein Fehler unterläuft, oder,

daß

daſs durch die Bösartigkeit des Giftes, die Knöpfe, welche gewöhnlich eine harte Schwulſt haben, aufbrechen, und die Ränder der Wunde ſich umſchlagen, und in Falten über die Haut legen, gleich wie der Bürzel einer Henne. In dieſem Falle muſs man darein mit einer Biſtorie Einſchnitte machen, und ſelbe mit Höllenſtein oder blauem Vitriol betupfen, um die Eiterung zu erzielen. Dieſes ereignet ſich aber bey ſolchen Knöpfen, die eine blutige Jauche erzeugen, und nicht bey denen, die einen gutartigen Eiter enthalten. Der Thierwundarzt iſt allemal im Stande, eine Eiterung hervorzubringen, das Gift mag ſo ſtark ſeyn als es immer will, jedoch, wie ich ſchon geſagt habe, ſich bloſs mit der äuſsern Behandlung abgeben, heiſst, ſeine Zeit verlieren: die vornehmſte Heilart iſt die innere.

Wenn der Wurm fleiſchigte Theile befällt, ſo iſt er ſchwer zu heilen. Das Gift behält ſeinen Sitz nicht blos in dieſen Theilen, es dringet auch in die Eingeweide. Die Oeffnungen der meiſten Pferde haben mir Abſceſse gewieſen, die ich an den Schenkel, den Backen und Pſoasmuſkeln, auch inwendig zwiſchen dem Bauchfelle und den Nieren angetroffen habe. Auch wirft ſich dieſes Gift öfter auf die Lunge, oder die Schleimhaut, und auf dieſe manchmal erſt dann, wann es bereits die Lunge angegriffen hat.

Nebſt

Nebſt den angeführten Mitteln, ziehet man auch dem Pferde Haarſeile, auf jeder Seite des Halſes eines, und hat Acht, daß ſie täglich durchgezogen werden, wodurch man eine ſtarke Eiterung erreichet. Allein nur ſelten wird das Pferd hergeſtellt. Wann das Gift in irgend einem Eingeweide, oder der Schleimhaut iſt, dann iſt das Uebel unheilbar. Ich bin nicht ſo glücklich, dagegen ein Mittel zu beſitzen; führet mich meine Praxis auf eines, ſo werde ich nicht unterlaſſen, ſolches dem Publikum mitzutheilen.

Der Wurm, welcher die Drüſen angreift, wird ſo wie der Scirrhus der Haut behandelt, doch iſt damit die Heilart noch nicht geendet, wenn man ſich des Pferdes bedienen will: man läßt es in Kleyen, oder in einem Getränke, Pulver aus Galega, Aneis, Kümmel, Koriander, durch 8 oder 10 Tage, allemal eine Unze nehmen, und dieß zwar allzeit über den Tag, und nüchtern.

VII.

Prager Witterungsbeobachtungen, v. Hrn. Prof. Strnad für das Jahr 1783.

Jenner.

Die Luftbeſchaffenheit dieſes Monats war bey uns folgende: Der 4te war unter allen der heiterſte; ſo auch der 17te, nur daß ſich wenige Wolken ſehen ließen. Am 1. 7. 12. 16. 18. 19. 20. 21. 22. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 31. war es meiſtens wolkigt. Gänzlich bedeckt erſchien der Himmel, am 2. 3. 5. 6. 8. 9. 10. 11. 13. 14. 15. 23. und 30. Nebel hatten wir den 4. 5. 6. 13. 20. Am 26ſten war derſelbe außerordentlich dicht. Am 6. 8. 9. 10. 11. 12. 13. beſonders am 9ten regnete es. Der Staubregen fiel den 6. 13. 14; Schnee am 3. 14. 15. 18. ſehr ſtark am 21. 23. 25. Der Wind bließ meiſtens von W und S W, aus der erſtern Gegend den 9. 10. 12.

14. 16. 17. 18; aus der zwoten den 2. 7. 8. 11. 13. 15. 27. Der Oſtwind wehte nur am 5ten; der Süd am 6. 21 22. 23; zwiſchen Mitternacht und Untergang, N W den 3ten; von N O den 1ſten. Die übriſten Tage war Weidſtille. Den 12 und 15ten war der Mond mit einem blaſſen aber großen Hofe umgeben, wie auch die Sonne am 15ten. Den 16. und 17. hatte der Mond einen farbigen Ring. In dieſem Monate erreichte der Schwermeſſer ſeinen höchſten Stand den 4ten, wo das Queckſilber in der Barometerröhre bis auf 27 Zoll 8 Linien, $\frac{6}{10}$, Pariſer Maaßes ſtieg. Sein niedrigſter Stand war den den 15. Abends; nämlich: 26 Zoll, 6 Linien 7,. Am wärmſten war es den 11. und 12. Nachmitteg, + 8°, 5. Am kälteſten den 4ten — 9°. Der Unterſchied in der Wärme iſt 17°5. das Mittel — 1°. Mittlere Wärme + 0°,6. Am feuchteſten war es den 6ten Nachmittag beym SSW, mit abwechslendem Schnee und Regen; am trockenſten den 10. und 23ſten in der Frühe.

Hornung.

In dieſem Monate rechnete man in Prag 16. Tage, an denen der Himmel völlig überzogen war; nämlich folgende: der 2. 3. 4, 5. 6. 10. 13. 14. 15, 16. 18. 20. 22. 23. 24, 26. Eilf Tage warm, wo ſehr viele Wolken nacheinander folgten,

ſich

ſich aber dennoch hie und da theilten, als der 7. 8. 9. 11. 12. 17. 19. 21. 25. 27. 28. Den 1ſten konnte man allein zum meiſten heiter nennen. Am 4. 6. 8. 13 und 15ten gab es Nebel; den 16. 25. 27. ſchneite es, und regnete, am 1. 3. 6. 5. 10. 13. 14. 15. 22. 23. Der herrſchende Wind war zwiſchen W und Süden; dann zwiſchen Norden. Aus der erſtern Gegend bemerkte man jenen 13mal; gerade aus Weſten einmal; aus S O auch einmal, die übrigen Tage, als: 2. 9. 12. 13. 14. 15. 18. 21. war Windſtille. Der Mond zeigte ſich mit Höfen umhüllt den 7. 8. 9. 12. Das Thierkreislicht bemerkte man den 1ſten, 19 und 21ſten. Am 11ten nahm man auch einen fliegenden Drachen war, nämlich von O nach W um 9 Uhr Abends. Der Barometerſtand war der höchſte den 17. Nachittag, 27 Zoll, 9 Linien, 4,; der niedrigſte 26 Zoll, 8 Lin. 5,; der Unterſchied 12 Lin. $\frac{9}{10}$; das Mittel 27″. 2‴, 86. Der Unterſchied in der Wärme war: 11° 3; die mittl. Wärme + 2°,65; weil das Therm. den 23ſten ſtieg + 8° 3; und den 28—3°,0.

März.

Das Ende des vorigen beym W N W Winde, und der Anfang dieſes Monats beym abwechslenden Winde war bis den 7ten ziemlich kalt. Das Queckſilber im Thermometer ſtand ſtets unter dem Frierpunkte bis 7ten; dann darüber bis 16ten, wo es noch zu 8malen früh unter den Eispunkt gefallen iſt; übrigens ſich aber meiſtens darüber hob.

Der größte Grad der Wärme war den 23ſten Nachmittag + 10°, 3; der Kälte im Gegentheil, — 5°,0 den 1. 5. und 6. in der Frühe. Die Variation beträgt 15°/3; das Mittel + 2°, 24; und die mittlere Wärme + 2,75. Der Schwermeſſer, wie es in den nachtgleichen Monaten gemeiniglich zu geſchehen pflegt, war faſt durch 17 Tage unter der mittlern Höhe: er ſtieg am höchſten den 20ſten und 30ſten auf 27″ 7‴, 7; fiel am niedrigſten den 6ten Abends um 11 Uhr auf 26 Zoll 3‴, 2; der Unterſchied iſt 15‴, 9; die mittlere Höhe 27″, 0‴, 48, Man zählte vier heitere Tage, den 22. 23. 29. 31. halbbedeckte drey Tage, als am 17. 20. 21. Eilf Tage waren mit ſehr vielen Wolken, als: 3. 5. 6. 7. 8. 11. 13. 16. 19. 24. 25. ganz bedeckte dreyzehn, nämlich: 1. 2. 4. 9. 10. 12. 14. 15. 18. 26. 27. 28. 30. Den 5ten war Nebel; den 6. 12. 13. 14. 26. regnete es theils, theils ſchneite es; beſonders fiel der Schnee am 1. 2. Den 22ſten beobachtete man erſtens ein Zodiakallicht, dann einen Nordſchein, zwey Höfe um den Mond am 18 und 19ten. NO blieſ am 12. 15. 16. 17. SO am 21. 22. SW am 3. 6. 7. 8. 9, 10. 11. 13. 24 und 27. Stürmiſch war es am 26. 28. NW blies am 1. 2. 4. 5. 18. 19. 20. 23. 29. 30. 31. und 25ſten, wo er von früh an bis auf den Abend tobend anhielt. Uebrige Tage — Windſtille. Am trockenſten war es den letzten; am feuchteſten den 12ten.

April.

April.

Die erſten 3 Tage dieſes Monats war der Himmel verzogen gänzlich; S W wechſelte mit N W ab; der Barometer ſtand faſt beſtändig hoch; der Thermometer war über dem Eispunkte in der Frühe, und ſtieg Nachmittag auf 9°, auch darüber; die Feuchte in den Frühſtunden war die mittlere, Nachmittags und Abends meiſtens darüber. Den 3ten Abends war ſchon der Himmel völlig heiter, die Luft angenehm und Windſtille. In der Nacht auf den 5ten erfolgte ein ſtürmiſcher Nordweſtwind, der den ganzen Tag anhielt, und beſonders Abends tobte, viele Wolken aus dieſer Gegend mitbrachte; die Luft blieb aber dennoch den ganzen Tag hindurch bis Abends gemäßigt. Der Barometer, der durch die vorige Nacht faſt um 2 Linien fiel, ſtieg in der folgenden wieder um ſo viel auf. In der Frühe am 6ſten viel Schnee; der Wind legte ſich, und der Himmel verzog ſich bis Mittag den 7ten, wo wieder ein ſtärkerer N N W ſich erhob, und die Wolken trennte, Der Wind wechſelte dann ab, das Wetter wurde meiſtens ſchön und trocken, nebſt Nebeln in der Frühe am 11. 12. 13. und hielt an bis auf den 16 früh; wo wieder verzogener Himmel mit einem ſtürmiſchen W N W Schnee, Regen und Hagel brachte, und mehrmals den Tag hindurch zurückkehrte. Den 17ten und 18ten war der Himmel wieder verzogen. Den

19. 20ſten aber beſonders, war es ſchön und heiter, auch Windſtille. Den 21ſten regnete es früh um 4 Uhr, auch um 10 Uhr ein wenig. Der 22ſte war mit Sonnenſchein vermiſcht; der Wind zog ſich immer mehr über Weſten; der Schwermeſſer fiel immer ſachte, und das Regenwetter ſtellte ſich ſchon nach 3 Uhr früh ein, und es regnete wiederholtenmalen, auch den 24 und 25ſten. Beyde Tage waren ſehr feucht und naßkalt, bis den 26. Nachmittag die häufigen Wolken durch einen ſtarken N W völlig zerſtreut wurden; dann blieb es heiter bis zu Ende bey einem meiſtens von Oſten blaſenden Winde. Wir zählten alſo hierorts 9 heitere Tage, den 4. 11. 12. 13. 20. 27. 28. 29. 30 Vierzehn wolkigte Tage, als den 2. 3. 5. 6. 7. 8. 9, 10. 11. 15. 19. 21. 22. 26. Der 1. 16. 17. 18. 23. 24. 26. waren völlig derzogen. Der Nebel zeigte ſich den 9. 11. 24. 27. Windſtilletage waren nur der 10 und 20te. Der anhaltende oder meiſtens zurückkommende Wind war beym N N W und N W; in der Mitte und am Ende beym O. Den 27ſten fror es auf offenen Plätzen ziemlich ſtark. Die Nordſcheine waren den 12. 27ſten beſonders ſchön, auch am 28 und 29ſten Der Thermometer ſtand am niedrigſten den 6ten früh + 1° 2. am höchſten den 30ſten + 15° 4. die Veränderung 14°2; das Mittel 7°, 2; mittlere Monatswärme 7°. 79. Die Schwere der Luft war am größten ven 3ten 27″ 9‴, 6; am kleinſten

ſten 26 10‴, 8 den 23ſten Abends; der Unterſchied 10‴, 8′; das Mittel 27″. 4‴.2; mittlere Höhe 27″. 5‴. 62.

May.

Dieſer Monat war meiſtens windig, und wolkig. Der N O Wind ſtellte ſich ein, den 21. 22. 26. 27; gerade von Norden den 3; von N W den 7. 8. 9. 16. 17. 25. 31. von W den 6. und 24; von S W den 1. 2. 10. 15. von S den 5. 29; von S O den 4. 18. 23. 30. und von Oſten den 28ſten. Am 11. 12. 13. 14. 19. war meiſtens Windſtille. Heiterer Himmel den 5. 21; halbbedeckt den 4. 6. 12. 13. 14. 18. 22. 23. vielwolkigte Tage (mit Sonnenblicken zuweilen) waren der 1. 2. 7. 8. 10. 11. 15. 16. 17. 19. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30; ganz bedeckte 3. 9. 31. Geregnet hat es zwölfmal; als den 2. 3. 8. 15. 16. 18. 20. 24. 26. 27. 30. 31. Neblichte Tage waren: der 12. 13. 14. Der Donner ließ ſich hören am 7. 8. 15. 16. 17. 24. 26. 28. Den 5ten fror es ſo, daß man auf den offenen Plätzen Eis fand. Den 26. war ein Sturmwind; den 14ten ein anſehnlicher Hof um den Mond; den 5ten ein Nordſchein. Der Schwermeſſer ſtieg am höchſten den 16. und 21ſten auf 27″ 5‴ 8; war am tiefeſten den 25ſten früh 26″ 11‴.0. Unterſchied 6‴, 8. Die mittlere Höhe 27″ 3‴. 18. Der Schwärmeſſer blieb hier-

 orts

orts ſtets über dem Gefrierpunkte. Am wärmſten war es den 27ſten 20°, 2; am kühlſten den 4ten und 5ten + 30, der Unterſchied beträgt 17° 2. das Mittel 12°. 53. mittlere Wärme 13°. 4. Die größte Stuffe der Trockne war 58° 6; der Feuchte 3; Unterſchied 55° 6; Mittel 30°, 8.

Brachmonat.

Dieſer Monat iſt der erſte bey uns geweſen, wo ſich der trockene Nebel zeigte; von welchem man ſicher ſagen kann, daß er, ſo beſchaffen, noch nie bey uns erſchienen ſey, nämlich ſo fortdaurend, dicht, und äuſſerſt trocken, und zugleich weder Thieren noch Pflanzen ſchädlich. Die Epoche fiel auf den 16ten gegen Abend, wo man dieſen Nebel zuerſt gegen die mittägigen Gegenden wahrnahm. Am 18ten war er ſchon um und um ausgebreitet, nur daß man das Blaue des Himmels im Scheitelpunkte deutlich ſehen konnte. Die Sterne ſah man wie in einem Hofe gelagert; ſo hielte es eben am 19. 23. 24. 25 26. 27. 28. 19. und 30ten an. Die Donnerwetter, beſonders am 21ten waren ſehr ſtark; den ſtarken Blitz begleitete dann und wann alſogleich der Knal mit einem ſchrecklichen Wiederhalle; ſelbſt der Regen, der dazwiſchen fiel, war ſchaudervoll, und allemal ſo häufig, daß die Gäſſen ſogleich überfloſſen. Man maaß denſelben ſorgfältig, und fand den 14ten die Menge 1 Lin.

29 Gran; dem 19ten von 8 Uhr früh bis 2 Uhr Nachmittag 3 Lin. 29 Gran; den 21ten aber in Stunden 4 Lin. 5 Gran. Heiter war es nur paar Stunden am 27ten von 10 Uhr früh bis gegen 7 Uhr Abends. Das Steigen uud Fallen der Queckſilberſäule im Schwermeſſer war gar nicht groß; nur den 15 und 16ten fiel ſie 3 Lin. wie auch am 19; ſtieg aber nicht höher im ganzen Monate als 27.″ 8.‴ die mittlere Barometerhöhe fiel, im Ganzen gennommen, 27″ 4‴ 34; die mittlere Wärme aber auf 15. 43. Die Luft war am ſtärkſten in der Bewegung den 22ten früh von Norden, und der Nebel war dennoch merklich.

* * *

So beſchaffen war dieſer Monat bey uns; wie ſchrecklich hingegen mußte er nicht Islands Bewohnern geweſen ſeyn! Ich kann nicht unterlaſſen, meinen Leſern das äußerſt traurige Schickſal dieſer Menſchen zu ſchildern, und ihr Mitleid für die leidende Menſchheit anzufachen. Die Beſchreibung dieſes auſſerordentlichen Zufalls iſt in den Manheimer Ephemeriden für das Jahr 1785 enthalten, daraus ich eine Ueberſetzung liefere.

Den 1ten des Brachmonats 1783 entſtanden in einigen Gegenden Iſlands gewaltige Erderſchütterungen, die an Stärke von Tag zu Tag wuchſen, bis ſie endlich am 11ten deſſelben Monats ſo ſehr überhand nahmen, daß die Einwohner ſich nothgedrungen ſahen, ihre Häuſer zu verlaſſen, und unter freyem Himmel und in Zeltern zu wohnen. Zu eben dieſer Zeit bemerkte man auch, daß in den nördlichen wüſten Gegenden, als gegen Sidu, Landbrodt, Medalland, Alptaver u. ſ. f. Heerrauche aus der Erde emporſtiegen. Zugleich beobachtete man drey feurige Säulen, deren eine gegen Norden zu ſichtbar wurde. Anfangs hob ſich eine jede von ſelbſt in die Höhe, bis endlich alle in eine zuſammenfloſſen, die eine ſolche Höhe erreichte, daß man ſie in einer Entfernung von 34 Meilen ſehen konnte. Das Flammenfeuer dieſer Säule war meiſtens dem Auge entzogen, weil es dichte Nebel und Rauch verhüllet hatten.

Iſland hat eine ununterbrochene Reihe von Bergen, welche alle ſehr hoch, und ſtets mit Schnee bedeckt ſind. Der höchſte dieſer Berge iſt der Klofa jökul, der ehedem eine Quelle der vornehmſten

und

und bekanntesten Flüſſe war. Darunter giebt es vier Vulkane; ſie heiſſen: Scaptar jökul, Sula, Trölladyngia, Oeraefa-jökul, welcher letztere der ſchrecklichſte iſt. Zuerſt ſpyen ſie Waſſer, dann Feuer, bald ſtärker, bald geringer. Berge dieſer Art giebt es mehrere auf der Inſel, die nämlich Waſſer und Feuer von ſich geben; der ſo ſehr bekannte Hekla iſt allein feuerſpeyend.

Am 8 Junius konnte man die Feuerflammen der oben erwähnten Säule deutlich ſehen. Sie ſetzte ihren Weg mit der heftigſten Gewalt, und unter einem ſteten Geprаſſel fort, wo ſie auch zugleich eine ungeheuere Menge Sands, Schwefelſtaub, Aſche und ſehr groſſe Kieſelſteine mit ſich in die Höhe hob. Ein heftiger Wind war ihr Gefährte, welcher die Luft mit Sand und Schwefeldampf ſo ſtark anfüllte, daß man ſelbſt am Mittage weder leſen noch ſchreiben konnte. Die aus der Säule herabfallenden Kieſe und Aſche glühten, und waren zuweilen mit einem Ausfluß vergeſellſchaftet, der der Dinte nicht unähnlich ſchien.

Am

Am 11ten ſtellte ſich die Feuerſäule am deutlichſten dar, und man konnte auf eine Strecke von 30—40 Meilen ihre ſchrecklichen Flammen ſehen, das fürchterliche Getöſe hören. Dieſes erſchütterende Schauſpiel währte beynahe durch den ganzen Sommer.

An eben dieſem Tage ſtürzte zum erſtenmal aus der Säule ein gewaltiger Regenguß auf die Erde herab, verwüſtete alles um ſich her, trennte die Feſte der Erde, und rieß ſie in den Abgrund mit ſich fort. Dieſes Regenwaſſer war, wegen beygemiſchtem Salz und Schwefel in ungemeiner Menge, ſo ſcharf und freſſend, daß es überaus empfindliche Schmerzen verurſachte, wenn es die Hand oder das Geſicht berührte.

Zugleich brachte dieſe Säule in den Gegenden, über welchen ſie ſtund, die rauheſte Kälte, tiefen Schnee und einen Hagel von ungewöhnlicher Gröſſe hervor. Zog ſie weiter, ſo plagte wieder die Einwohner eine auſſerordentleche und unerträg: Hitze, die weder vom Regen noch vom Taue gelindert werden konnte. Zu eben der Zeit zeigte ſich

die

die Sonne wie eine rothe Kugel. Dieſe Hitze hielte einige Tage an, und kam nachher öfter.

Hie und dort, wo dieſe verherrende Säule durchzog, verdarben und verbranten die darans fallenden Aſche und Steine, Früchte und Gras, und ſtürzten die Einwohner in den äuſſerſten Mangel, das Vieh aber hatte den ſicheren Tod zu erwarten. In einigen Gegenden iſt das Gras von dem ſchwefelichten Dampfe mit einer harten Rinde überzogen worden.

Als zum erſtenmal das irrdiſche Feuer ausbrach, überfloß auch zugleich der groſſe Flus Scapta, welcher aus dem oben angeführten Berge Kloſa jökul entſprang. So hatten auch andere Flüſſe einen Ueberfluß am Waſſer.

Am 11 Junius verlor ſich allmählig das Waſſer des Scapta, und binnen 24 Stunden war der ganze Fluß völlig ausgetrocknet; der ſich zuvor in einen ſehr tiefen Abgrund, der Scaptar glinfur heißt, ergoß. Dieſer Abgrund läuft in dem nordlichen Theile

le zwiſchen höchſten Felſen 4 Meilen weit, und iſt mehr denn 200 Klafter tief

In dieſem Abgrunde der Erde kam gleich den folgenden Tag nach Austrocknung des Fluſſes Scapta ein ſchreckliches und unbeſchreibliches Feuermeer zum Vorſchein, das bald ſo ſehr anwuchs, daß es ſeine Beete überſtieg, und alle niedrig ligende Oerter, mit Ausnahme der höchſten Berge, allenthal überſchwemmte. Da es in die Mayerey **Buland** trat, überzog es nicht allein Felder und Weiden, ſondern erhob ſich ſogar über Gebaüde und die Kirche ſelbſt, obſchon die Mayerey auf einem ziemlich hohen Berge liegt. Dieſes Feuermeer erſtreckte ſich von dem gedachtem Abgrunde gegen Oſten auf 6 Meilen, ſo wie es ſich auch gegen Weſten ungemein ausbreitete. Im ſüdlichen Theile ſetzten hohe Berge ſeiner weitern Ausbreitung Gränzen. So ſuchte es mit Ungeſtüm einen Ausweg, den es auch an der mittägigen Seite, der es immer näher kam, zwiſchen ſchmalen Bergen gefunden hat. Durch dieſen Weg ergoß es ſich auf die ſüdlichen Ebenen mit einer ſolchen Gewalt, als ſtürzte es über eine Schleiße hinweg, wo indeſſen die Erde bebte, und die Luft

mit

mit gräulichem Getöſe ertönte, ſo zwar, daß ſogar Berge und Felſen empor gehoben wurden. In ſeinem Feuer ſchmolzen Steine, Eiſen und verſchiedene brennbare Materien, es war in brauſendem Sude, und Klüften voll Gluth, groß wie Wallfiſche, und die höchſten Gebäude ſchwammen in ſelbem, und wälzten ſich in Kreiſen umher, da inzwiſchen in verſchiedenen Gegenden, die theils nahe, theils entfernter waren, Rauch und Dampf aus der Erde aufſtieg.

Dieſe fürchterliche Naturbegebenheit dauerte vom 12 Junius bis 12 des Auguſtus Tag und Nacht ununterbrochen fort.

Nachdem aber offene Felder die feurige Fluth anfgenommen hatten, nahm auch die Schnelligkeit ihres Laufes etwas ab; jedoch brauſte es im̃er, bis es endlich zu ſtocken, und in eine ſolide Maſſe überzugehen anfieng.

Man fand nachher, daß dieſer feurige Strom, nachdem er ſich auf den Ebenen ſehr weit ergoß, in ſeiner ſenkrechten Höhe oder Tiefe dort und da 70 Klafter, auch wohl 140 Klafter gemeſſen habe.

Drang

Drang er in andere Flüſſe, ſo trieb er deren Gewäſſer heraus, wodurch die allgemeine Noth nur nochmehr erhöhet wurde.

2. Siebenzehn Mayereyen wurden ein Raub dieſes Brandes; 4 von Ueberſchwemmungen verheert, und mehrere andere von dem herabſtürzenden glühenden Kies zerſtöret, deren Beſitzer nun ohne Rath und Hülfe herumirren.

Drey groſſe Flüſſe: Scapta, Huerfisfliot und Steinsmyrarfliot, nebſt 8 kleinern, ſind völlig ausgetrocknet und nicht mehr.

Am 16 des Auguſtus endlich legte ſich dieſe gräßliche Feuerfluth. Wo ſie immer durchzog, verwüſtete ſie Häuſer, Dörfer, Wieſen, Felder und Wälder; darunter auch die beſten Arzneykräuter verloren giengen, deren Verluſt ein außerordentlicher und unerſetzlicher Schade für Island iſt.

Allein, noch iſt des Uebels kein Ende. Durch einen daſelbſt am 1 des Weinmonates geſchriebenen Brief erhielt man die Nachricht, daß dieſer Erdbrand noch

noch nicht erloſchen ſey, ſondern ſeit der Mitte des Auguſtus im Mittel der Inſel, auf den weitſchichtigen und unbebauten Gebirgen, fortdauere, und Verheerungen anrichte; woher auch Flammen, Donner, Rauch und Erderſchitterungen noch immer beobachtet würden.

Weder im November hatte noch dieſes Uebel eine viel beſſere Wendung gennommen; nur daß die Flammen um vieles leuchtender zu ſcheinen anfiengen: woraus man hoffnungsvoll ſchloß, daß nachdem die brennbare Materien verzehrt worden, auch die Flammen aufhören dürften, von deren Zufluß dieſe allerdings gefärbet worden ſind. z. E. grün, blau u. ſ. w.

Ehe aber dieſer Erdbrand ausbrach, war die ganze Inſel, mit Rauch, Dampf und Staub vollgefüllt, ſo zwar, daß die Sonne röthlich ſchien. Nahe an den Bergen iſt am Mittage alles Licht verdunkelt worden; und obſchon die heiſſeſte Jahrszeit herrſchte, ſo waren dennoch die Nächte außerordentlich kalt.

Die aufſteigenden Flammen verurſachten, wann der Dunſtkreis trocken war, eine ſehr auf die Lunge drückende Luft; war der Dunſtkreis hingegen feucht, ſo wurde die Luft recht wintermäßig kalt, und zwar in einem ſo hohen Grade, daß Gras, Kräuer ja beynahe die Thiere ſelbſt erfroren.

Die Hausthiere, welche gemolken werden, und ſonſt 80 Maas Milch gaben, gaben im vorigen Sommer nicht über 10 Maas. Ein Schepß, der ehedem 10 Pf. Talk hatte, hatte davon jezt kaum 2 Pf. und war ſo ſchwach, daß er ſich kaum auf den Füſſen halten konnte.

Aſche, Schwefel, Staub und Regen, und alles, was herabfiel, war dergeſtalt giftartig, daß es die Thire ganz durchzudringen ſchien. Die Füſſe wurden gelb; die Haare giengen ſammt der Haut ab, oder es kamen von allen Seiten Knöpfe und Geſchwüre zum Vorſchein. Auf dieſelbe Weiſe wurden auch die Felder und Weiden verdorben. Fras das Vieh die noch rückſtändigen Pflanzen, ſo fiel es scharenweiſe, welches gewöhnlich zwiſchen 7—8 Tagen

gen geſchah. Unzählige andere raffte der Hunger hinweg, nur wenige wurden mit Heu erhalten.

Zudem machte das ſchreckliche Donnern, und das immer fortdauerende Luftgetöſe daß Vieh oft ſo raſend, daß es verwirrt umherlief, bald in die unreinſten Sümpfe ſtürzte, bald unbeſteigbare Felſen erkletterte, ja ſich in das Feuer ſelbſt warf.

Nicht weniger waren Menſchen dieſe Phänomene ſchädlich. Viele, vorzüglich Greiſe, oder welche eine ſchwache Bruſt hatten, wurden theils von dem Schwefelgeſtanke, theils dem Rauche des Feuers, auf das übelſte hergenommen und, mußten mit äußerſter Beſchwerde Athem holen. Nicht wenige verloren dabey ihre ſonſt untadelhafte Geſundheit. Die meiſten wären ſicher erſtickt, wenn nicht zuweilen ein kleiner Regen den Dunſtkreis gereiniget hätte.

Daher denn auch bey dieſem Drangſaal, Feuerſtrömen, Ueberſchwämmungen, allenthalben hervorbrechenden Flammen und Rauch, ſtets bebender Erde, verwüſteten Feldern und Weiden, hinwegge-

rafftem Viehe, die Einwohner ihr Vaterland verlieſſen, und im Elende herumirrten, ohne derer zu gedenken, die ein Opfer des Todtes wurden.

Nebſt alle dem, was auf Iſland ſich ereignete, giebt es noch manches, was in der Gegend umher erfolgte, und gleichfalls merkwürdig iſt.— Nicht weit von dieſer Inſel am Meere, und zwar an einem 100 Klafter hohen Orte, wie ſolches von 23 Auguſt mit dieſen Gegenden bekannte Seeleute berichten, kam eine neue Inſel hervor. Sie iſt 16 Meilen von Iſland, und 8 Meilen von den ſo genannten Vogelinſeln entfernet. Auch dieſe ſtund noch im Hornung 1784 in einem groſſen Brande, und an einem ihrer Ende beobachtete man gleichfalls eine aus Feuer und Sand beſtehende Säule. Dieſe Inſel ſoll im Umfange $\frac{1}{2}$ Meile ohngefähr faſſen, in Rückſicht ihrer Höhe aber, mit dem groſſen Berge Effian gleich ſeyn.

Gegen N W, näher, gen Iſland, als gegen das alte Ufer Grönlands, iſt ebenfalls im Meere eine neue Inſel entſtanden, welche noch höher liegen

gen ſoll als die vorige, wie man in den letzten Briefen lieſt,

Eben durch Nachrichten aus Iſland und Norwegen hat man erfahren: daß in den entfernteſten Wüſten Grönlands, welche gegen den nördlichen Theil Iſlands gelegen iſt, wie in einigen anderen Gegenden, gleichfalls ein ähnlicher Erdbrand, noch vor dem auf Iſland, ſich habe ſehen laſſen: welche Nachricht durch einen Brief vom 21 Herbſtmonat beſtättiget wird. Zugleich wird darinn auch gemeldet, daß, wann vom Meere der Aquilo wehet, eine groſſe Menge Aſche, mit ungemeinem Swefel-Geſtancke auf die nordliche Seite Iſlands gebracht werde, welches eben auch durch den ganzen Sommer gedauret hat.

✡ ✡ ✡

Heumonat.

Der Nebel war am 1ſten nirgends zu merken, wohl aber durch folgende 23 Tage, als: den 2. 3. 4. 5. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.

18. 19. 20. 21. 22. 28. 29. 30 und 31. Diejenigen Tage, wo man keine Wolken, oder aber nur höchſt ſelten wahrnahm, ſind: der 1. 2. 7. 8. 9. 27. 29. 30. 31. Viele Wolken beobachtete man: am 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 19. 20. 21. 23. 28. Der Himmel war gänzlich bedeckt: den 5. 6. 18. 24. 25. Es regnete am 4. 5. 12. 13. 23. 24. 25; donnerte den 4. 11. 13. 18. 20. 21. 30ſten: am 4ten jedoch war dieſe Lufterſcheinung erſchrecklich. Seit den Frühſtunden hatten wir immer kugelförmige Wolken, davon die meiſten ſchwärzlicht waren: ihr Lauf war von Norden nach Süden; in welcher Gegend ſich die meiſten verloren, wo indeſſen manche gegen W ſtehen blieben. Um 4 Uhr, bey noch ſichtbarer Sonne, fieng es gählings an zu blitzen und zu krachen. Der erſte Schlag war hier Orts in die Moldau, und ſogleich nahm das Ungewitter von allen Seiten zu. Blitze und Knall folgten einander, mit einem außerordentlich ſtarkem Regen vergeſellſchaftet; und ſo hielt es an bis gegen halb 10 Uhr Abends.

Eben bey dieſem Wetter nahm man wahr, daß die Neigung und Abweichung der Magnetnadel ſich veränderte.

Gegen 10 Uhr Abends aber ſtanden beyde wieder auf ihrem vorigen Grade. Der Baro=

rometer fiel ſeit dem 1 bis 14, von 27″ 8‴. 5 bis 27″. 4‴. 0. Das Fallen war alltäglich ganz ſachte. Vom 14 bis 19ten ſtieg er wieder bis 27″ 6‴. 0. dann fiel er abermal faſt ſtets bis den 24ſten, wo ſein Stand 27″. 2‴. 3. war. Die übrigen Tage war er bald im Steigen, bald im Fallen, ſo, daß der ganze Unterſchied in dieſen letzten Tagen nicht 2‴ übertraf. Die totale Monatsveränderung im Barometer war 6‴. 1. die mittlere Höhe aber auf 27″. 5‴. 38; die Luftwärme, war am ſtärkſten den 30ſten, 23°. 2; am gemäßigſten den 9 und 25ſten, wo es nur 11° war; der Unterſchied 12°. 2; Mittel 17°, 10; die größte Trockene fiel auf den 8ten, wo der Manheimer Feuchtmeſſer bis 60° anzeigte bey ſtillen Wetter, wolkigten Himmel, und ſtarkem Heerrauche. Am feuchteſten war es den 25ſten bey einem Nordwinde, und regnichten Wetter, wo der Feuchtemeſſer nur 2° zeigte. Dieſen Tag betrug das Regenwaſſer faſt anderthalb Zoll. Sonne und Mond erſchienen ſehr oft blutroth, auch manchmal ganz blaß. Die ſtärkſten Winde waren S W am 4ten Abends; den 5ten N W. Den 12ten N N W; den 21ſten, 23 °′ 30. W; 24ſten W N W.

Auguſtus.

Die erſten 3 Tage waren heiter, faſt windſtille, recht warm, und ſehr trocken. Der Baro-

 me-

meter ſtieg bis den 3ten gegen Abend; dann fiel er immer bis den 4ten. Den 3ten früh war der gewöhnliche Nebel; Abends blitzte es ſehr ſtark im NW, den 4ten aber in allen Gegenden des Geſichtskreiſes. Den Donner hörte man aus der Ferne, bis ſich endlich der Himmel gänzlich überzog, welches geſchah gegen halb zwey Uhr früh, wo ein Platzregen niederſtürzte, und bis 3 Uhr dauerte; dann fiel ein ſanfter Regen bis 9 Uhr Vormittag, wo ſich die Wolken zerſtreuten. Die Luft, die ſtark von Weſten bließ, wurde ſtille, und wir hatten bis Abends den 6ten einen angenehmen warmen Tag und Abend. Beym Untergang des Monds ſah man im WSW den Himmel ſehr feurig. Den 7ten früh traf wieder der Nebel ein; die Wolken waren kaum merklich bis Mittag, wo ſie aber plötzlich von W kamen. Um 1 Uhr verzog ſich der Himmel: es regnete, und blitzte einigemal ohne Donner. Abends wurde der Himmel wieder heiter; die Luft blieb, auch nach dem Regen, ſehr ſchwüllig. Der Schwermeſſer ſtieg ein wenig; die Nacht blieb heiter, und zemlich ſtille. den 8ten waren hie und da kugelförmige Wolken zu ſehen. Um 11 Uhr Vormittag, bey $\frac{3}{16}$ herabgefallenem Schwermeſſer regnete es ein wenig. Der Himmel wurde wieder heiter, und blieb es bis den 9ten um Mittag, wo uns ein ſtärkerer Südwind einige Wolken brachte, und eben ſo den 10 und 11ten anhielt bis Abends, wo der Himmel, beſon-

ſonders von W, ſich ganz ſchwarz verzog, Blitz und Donner erfolgte, auch ein gelinder Regen fiel, der bis Mitternacht fortwährte.

Der Barometer fiel ſtets den 10 und 11ten; den 12ten ſtieg er zwar faſt um $\frac{7}{10}$. Um Mittag verzog ſich der Himmel, und blieb völlig bedeckt bis den 14ten Abends. Den 15ten wurde es etwas heiterer. Der Schwermeſſer war meiſtens veränderlich. Die Luft war kühler, und feucht; der Wind meiſtens gegen Mitternacht. Den 16. 17. 18ten ſtand der Barometer ſtets 27″ 6‴. Der Heerrauch zeigte ſich wieder. Die Luft war ſtille, die Wärme erträglich. Den 19ten ſtellte ſich ein ſtärkerer N W ein, brachte einen Regen mit, der von 6 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittag anhielt, die Luft wurde kühl und ſehr feucht, der Himmel ganz ſchwarz. Den 20ſten in der Frühe heiterte ſich der Himmel aus, der aber bald wieder verzogen ward. Um 4 Uhr donnerte es ohne den Blitz zu bemerken, worauf ein Platzregen erfolgte. Die Nacht war ſehr trübe, und der folgende Tag nicht viel heiterer.

Der 22ſte und 23ſte war theils neblicht, theils wolkig, die untere Luft ſchwüllig; der 24ſte noch ziemlich mit Sonnenſchein vermengt; gegen Abend blitzte es ſtark auf allen Seiten; der Donner ließ ſich hören von weitem; es regnete nur wenig, der

Wind brauſte aber über eine Stunde Den 25ſten blieb der Himmel meiſt verzogen bis Abends; die Luft war ſehr warm, und ziemlich trocken. Am Geſchichtskreiſe, da der übrige Himmel völlig heiter wurde, ſtanden felſenartige, unbewegliche Wolken von allen Seiten, und das Donnerwetter hielt an bis gegen 2 Uhr mit ſtarkem Gebrauſe der Luft. Nachts regnete es wenig, aber beſtändig am 26ſten bis faſt 8 Uhr Abends. Auf den 27ſten heiterte ſich die Luft aus. Abends blitzte es wieder.

Den 28ſten war Sonnenſchein und warm. Den 29ſten blieb es auch ziemlich heiter; um halb 8 Uhr Abends war wieder ein ſtarkes Donnerwetter bis 10 Uhr; um 1 Uhr Nachts ein Windbrauſen über eine Stunde; den 30ſten ein ſchwacher W; der Himmel heiter, die Luft trocken und leidentlich. Durch alle dieſe Tage veränderte ſich der Schwermeſſer nicht viel über 2 Linien; ſein höchſter Stand in dieſem Monate war den 2ten 27′,7‴; 7, und der niedrigſte 27″ 1. ‴7; der Unterſchied beträgt 6.‴ das Mittel 27″ 4‴,70; die mittlere Höhe 27″ 4‴, 8‴; am wärmſten war der 4te Nachmittag 26° 6. am kühlſten war es den 13ten 9° 3.; die mittlere Wärme 17°.90.

Herbſt=

Herbſtmonat.

In dieſem Monate hatten wir einen mehr feuch-
tern Nebel als im vorgehenden, und zwar am 1. 4. 21. 22. 30. Die Tage waren meiſtens heiter als der 1. 14. 15. 16. 18. 30; halbbedeckt war der 11te; viel wolkigte der 2. 3. 5. 6. 8. 9. 10. 12. 13. 17. 19, 20. 21. 22. 23. 24. 25. 29; völlig überzogene, der 7. und 26; es regnete am 4. 5. 6. 7. 13. 17. 20. 23. 25. 27. donnerte den 17. 26. Der N bließ den 1. 26. 27. der W. am 3. 4. 8. 9. 10. 13. 19. S W am 5. 6. 7. 11. 12. 15. 17. 18. 21. 24. S am 22. 23. S O am 2. 25. Windſtille war am 14. 16. 28. 29. 30. Der Nordſchein war den 25ſten ſehr ſchön, und am 23ſten um 6 Uhr ſah man einen gut terminirten Regenbogen.

Der Schwermeſſer war am tiefſten den 5ten Abends 26''' 9'''' 8. am höchſten 27''. 8''' 9; der Unterſchied 11'''. 3. die mittleere Höhe 27'' 4'''. 44. Am wärmſten war es den 12 und 16 + 19° 4; am kühlſten den 30ſten + 6; mittlere Wärme 13°. 0.

Wein-

Weinmonat.

Dieſer hatte noch einen ſtarken Reſt vom Heerrauche, welcher auf den eiſernen Gallerien und blechenen Thürmen eine Näſſe zurückließ, die man ſonſt ſelten wahrgenommen; dergleichen Tage waren: der 2. 2. 3. 4. 11. 13. 18. 19. 21. 24. 27. die heiterſten Tage waren 6, nämlich der 1. 2. 6. 11. 13, 39. halbbedeckte der 5. 25. viel wollkigte 3. 4. 7. 10. 13. 18. 24. 25. 28. 31. ganz bedeckte 8. 9. 14. 15. 16. 17. 19. 20. 21. 22. 23. 26. 27. 28. Regen am 8. 9. 16 26. 30. Windſtille am 1. 2. 6. 11. 14. 15. 16. 19. 20. 22. 23. S W blieſ den 3. 4. 9. 18. 24. 26. 27: 39. N W dem 8. O den 13. 31. S den 10. 21. 30. Der Schwermeſſer ſtieg een 11 bis 27″ 9‴ 0. fiel bis 27″. 0 ‴8 dem 28ſten Nachmittag. Unterſchied 8‴. 4. Mittlere Höhe 27. 5. 65. Am wärmſten war es den 7. 16° 4. am kühlſten den 11 + 1°. 0. mittlere Wärme 8° 70. Den 3. 4 und 7 hatt der Mond einen weißlichen Hof; den 27ſten ſchien die Sonnenſcheibe ganz blaß; den 29ſten ließ ſich ein ſchwacher Nordſchein ſehen.

Wintermonat.

Der erſte Tag dieſes Monats, nebſt einem Nebel in der Frühe, war im ganzen Monate der hei-

heiterſte. Tage, die dieſem ſehr nahe kamen, waren der 6. 7, 2ů. 24. 28. und zum Theil der 29ſte; ganz bedeckte der 2. 3. 4, 5. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 25. 30; wo meiſtens häufige Wolken: der 22. 23. 26. 27. Regen den 14. 19 18. 15. 16. 17. Schnee 8. 9. 10. Nebel am 1 2. 28. 30. Tauwetter den 11 und 12. Nordwind den 3. 23. 27. NW den 7. 9 22. 26. W den 4. 8. 16. 20. 21. SW den 6. 10. 12. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 24. 25. 28. 19. S den 11. O den 1. Windſtille am 2. 5. 30. Der Barometer ſtand unter der mittlern Höhe, die für dieſen Monat auf 27″. 3‴ 73 fiel, und zwar am 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 19. 20. 21. zum Theil auch den 17. 18. Ueber dieſelbe ſtieg er den 1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 22. 23. 24. 26. 27. 28. 29. 30 und zum Theil den 4. 17. 18. und 25ſten. Sein höchſter Stand war den 23ſten Abends 27″ 9.‴ 5. Der niedrigſte den 15 Abends 26.″ 9‴. 6. Der gröſste Grad der Wärme fiel auf den 18 + 11°. Der kälteſte Tag war der 23ſte — 3° 5. die mittlere Wärme + 3°. 70. Die Tage wo der Wärmmeſſer unter dem Eispunkte ſich befand, waren der 8. 9 10. 22. 23. 26. 27. 30ſte. Den 24ſten war eine beſondere Röthe am mitternächtlichen Horizonte; ſie glich einem Nordſcheine, wann derſelbe in die Gährung übergeht.

Chriſt-

Chriſtmonat.

In dieſem Monate waren nur 4 Tage, wo der Thermometer über dem Gefrierpunkte ſtand, als der 1. 2. 5. 21. und zum Theil der 29ſte; alle übrigen war er faſt beſtändig unter demſelben. Der letzte Tag im Jahre war außerordentlich kalt. Der Mannheimer Thermometer ſtand Abends um 11 Uhr 19°; unſer alter aber 21° $\frac{1}{2}$. in den gewöhnlichen Beobachtungsſtunden als früh um 7 Uhr — 16° um 2 Uhr — 14° um 9 Uhr — 17°; der alte differirte von dem Manheimer meiſtens um 2°, wo er niedriger ſtand; der Unterſchied iſt 25° zwiſchen der größten und kleinſten Höhe, zwiſchen feſtgeſetzten Stunden aber 21°; weil den erſten der Thermometer ſtand + 4°. Die mittlere Wärme für den ganzen Monat —6°, 50. Der höchſte Barometerſtand war den 13ten Nachmittag 27″ 10‴ 3. der niedrigſte 26.″ 6.‴ 5. der Unterſchied 1 Zoll. 3 Lin. $\frac{8}{10}$ 1 das Mittel 27″. 2. 40; die mittlere Höhe faſt immer bis zum 22, von da aber bis Ende des Monats faſt beſtändig darunter. Wir zählen 5 heitere Tage, den 3. 4. 5. 18: 19; halbüberzogene 3, den 14. 22. 39ſten; vielwolkigte den 2. 6. 11. 20. 24. 25.; ganz bedeckte 17, nämlich den 1. 7. 8. 9. 10. 12. 13. 15. 16. 17. 21. 23. 26. 27. 28. 29. 31. Regen den 8 und 27 Schnee den 8. 25. 26. 27.

27. 28. Nebel den 1. 2. 12. 13. 16. 17. 31. Der Nordwind den 5. 24. 25. 28. NW den 26. 29. W den 31. SW den 1. 11. 13. S den 2. 6. 7. 10. 14. 20. 21. 30. SO den 12. 23. Oſt. den 3. 4. 21. Windſtille am 8. 9. 14. 16. 17. 18. 19. 22.

Summariſche Ueberſicht des ganzen Jahres.

Im Monate Jenner ſchneite und regnete es 19mal.

Julius, Auguſtus und September waren gleich feucht, wie auch die Monate, März, April und November. Nur der 24ſte Julius machet hier eine Ausnahme, welcher Tag der feuchteſte im ganzen Jahre war.

Der Monat May war am meiſten feucht, ſo wie der December der trockenſte geweſen iſt.

167 Tage waren ganz überzogen, 145 wolkigt, 62 heitere, 118, wo es Schnee und Regen gab; blos Schnee fiel durch 33 Tage im ganzen Jahre. Neblichte Tage zählte man 95, am meiſten war der Julius neblicht. Donnerwetter waren 34, Nordſcheine 12, die größte Abweichung der Na-

Nadel 19° 36′, die kleinſte 16° 15″. Windſtille Tage waren 204. S W mit W S W war der herrſchende Wind, der erſte wehte 130, der letztere 113 Tage. Starke Winde waren im ganzen Jahre 34. Die größte Bar. Höhe war den 13 Chriſtm. 27″ 10‴. 3. die kleinſte den 6ſten März um Mitternacht 26. 2. 0. die mittlere Höhe aus allen 27″. 3‴. 76. Der wärmſte Tag im ganzen Jahre war der 4 Auguſt, das Therm. ſtieg 26° 5. der kälteſte der 31 Chriſtm. wo 16° unter dem Gefrierpunkt; das Queckſilber fiel. Die mittlere Wärme des ganzen Jahres war + 7°, 26.

VIII.

Gedanken des Hrn. Lamorier, von den Urſachen, warum das Erbrechen bey den Pferden nicht ſtatt finde? Aus den Abhandl. der k. Akad. zu Paris.

Die erfahrenſten Hufſchmiede, und alle, welche es mit Pferden zu thun haben, geſtehen, das Pferd breche nie von ſelbſt, auch ſey für daſſelbe kein Brechmittel vorhanden. Zwar geben die Pferde eine Menge ſchleimichter Feuchtigkeit durch das Maul und die Naſe von ſich, wann ſie am Kopfe, oder am Naſenfluße leiden, oder wenn man einen ſcharfen, reizenden Einguß darein gießt. Jedoch kömmt dieſe Feuchtigkeit, wie beym Erbrechen, keinesweges aus dem Magen.

Herr Solleyſel hat einen ſolchen Ausfluß, bald aus den Nieren, bald aus der Milz veranlaſſet, ohne dabey zu bedenken, wie viel Feuchtigkeit

aus den Drüſen der Schleimhaut, welche die ganze Grundfläche, und alle Höhlen des Hirnſchedels bekleidet, aus den Speicheldrüſen, aus den Drüſen, die die Obertheile der Luftröhre, und des Schlundes umgeben, kommen könne.

Der Brechweinſtein, wenn er in gewiſſer Menge eingegeben wird, treibt Schweiß; giebt man aber mehr davon, ſo erfolgen ein Flankenſchlagen und brennende Hitze; das Pferd bekömmt die Rähe, uud ſtirbt oft, ohne daß man es zum Brechen bringen kann.

Zuerſt dachte ich: da die Pferde keine Gallenblaſe haben, ſo kann die Galle nicht ſo bitter werden, als ſie es bey Menſchen und bey Thieren wird, die eine Gallenblaſe beſitzen. Wird ſie nun ſo bitter nicht, ſo iſt ſie auch unvermögend, den Magen dergeſtalt zu reizen, daß ein Brechen erfolge. Da ich mich aber erinnerte, daß der Papagey, und andere Thiere brechen, obſchon ihnen die Gallbblaſe mangelt, auch die Stärke der Brechmittel die Galle reizend machen könne, ſo ſah ich ein, daß ich mich mit meiner Urſache getäuſcht habe.

Ich fuhr in meiner Unterſuchung fort, und glaubte, da die Pferde nicht brechen, ſo müßten die Faſern ihres Magens die Stärke und Federkraft nicht haben, die den Faſern des Magens bey Menſchen

ſchen und Thieren zukömmt, welche ſich erbrechen: doch auch hier hatte ich mich geirret; denn als ich die Magenfaſern der Pferde genauer betrachtete, fand ich ſie ſehr dick und ſtark, folglich fähig, ſich in dem Grade zuſammenzuziehen, um ein Erbrechen zu erregen, wenn ihnen nur dabey das Zwerchfell, und die Muskeln des Unterleibes, ſo wie beym Menſchen zu ſtatten kommen könnten. In dem Mangel dieſer beyden Kräfte, und in einer an dem obern Magenmunde liegenden Klappe ſinde ich alſo die Urſache, warum das Erbrechen beym Pferde nicht Statt ſinde?

Daß dieſe Urſache die ächte ſey, werde ich mit Beobachtungen darthun.

Den Menachlſmus des Erbrechens brauche ich hier nicht zu erklären; zur Genüge haben es ſchon andere geleiſtet.

Zeichnungen der unterſuchten Theile ſchienen mir überflüßig; Ruins Tafeln enthalten die meiſten ſehr wohl geſtochen, und in der allgemeinen Anatomie des Pferdes, dieGarſault aus dem Engliſchen überſetzt hat, ſiehet man ſie gleichfalls.

Meine erſte Beobachtung, machte ich an einem kleinen Pferde, das plötzlich geſtorben, weil man es zu einem jähen Bergſteigen zwang. Bey der Oeffnung ſah ich, daß das Zwerchfell lang und

geſpalten war, gleich als ob es zerriſſen wäre. Dieſer Zufall, den man oft an Pferden findet, welche einer zu großen Anſtrengung ihrer Kräfte wegen fielen, und auch viele Zwerchfellbrüche beweiſen, wie ſchwach daſſelbe ſey.

Die zwote Beobachtung ward an einem Pferde angeſtellt, deſſen Eingeweide ganz geſund waren. Die falſchen Ribben machen einen groſſen, auf der Seite des Bruſtbeines ſehr verlängerten Zirkel; daher die Gegend des Oberſchmerbauches ſehr groß wird. Der groſſe Darm, oder Grimmdarm (S. Ruiny S. 33. Garſault S. 3) nimmt faſt den ganzen Unterbauch ein, bedecket die Leber, und leget ſich an einen groſſen Theil des Zwerchfelles. Das Nabelband iſt faſt winkelrecht gebogen, und es iſt noch einmal ſo lang, als der Raum zwiſchen dem Nabel, und dem ſchwerdtförmigen Knorpel groß iſt. Die Leber entdeckt man erſt (Ruiny S. 30.) nachdem man den Grimm und Blinddarm gegen den Unterbauch geführet. Auch erblicket man alsdann den Magen in ſehr tiefer Lage. Ich dachte alſo, daß eben darum der Magen den Druck der Muskeln des Unterbauches nicht empfinden könne; welches auch eine dritte Beobachtung beſtättigte, die an einem Pferde gemacht wurde, deſſen Magen voll Futter war, doch aber nicht eher zum Vorſchein kam, als nachdem man den Grimm und Blindarm von ihrer Stelle genommen.

Als ich nun die Entfernung des Magens von den Muskeln des Unterbauches maß, ſah ich, daß beynahe ein ganzer Schuh fehlte, ehe dieſe Muskeln auf denſelben einen Druck äußern konnten.

Sodann war noch die Frage übrig: ob nicht an dem obern Magenmunde eine Klappe vorhanden ſey, welche die Rückkehr des Futters hindern konnte? Ich nahm daher den Magen heraus, und ließ den Zwölffingerdarm, nebſt zwey bis drey Blättern des Schlundes daran, und druckte den Magen ziemlich zuſammen, allein ich brachte nichts bey der obern Oeffnung zum Vorſchein. Als ich aber einen Theil der groben Speiſe aus dem Zwölffingerdarm herausgenommen, goß ich Waſſer in den Magen, drückte ihn auf einer ebenen Fläche zuſam̃en, und ſah das Waſſer zum obern Munde, doch weniger als beym Pförtner, herauslaufen. Da ich weiter den Grund des Magens erhob, und die Mindungen ſenkte, gieng mehr Waſſer zum Schlunde, als durch dem Zwölffingerdarm hinaus. Darauf ließ ich durch die untere Mindung Luft in den Magen blaſen, welche, ſobald die Häute ein wenig ausgedehnt waren, zum Schlunde hinaus gieng. Endlich öffnete ich den Magen, um den obern Mund deſſelben zu unterſuchen; und hier entdeckte ich eine von vorn hinterwärts gehende Klappe, die faſt zwey Drittheile des Durchmeſſers bedecken mochte. Die Geſtalt dieſer Klappe wollte ich auch im trocknen

Zuſtande ſehen. Zu dem Ende ließ ich etliche Mägen aufblaſen, und trocknen, nachdem ich den Schlund und den Zwölffingerdarm unterbunden. In allen war die Klappe ſehr ſichtbar, geſtaltet wie ein halber Mond, und bedeckte nur etwa einen Drittheil der Mündung, weil ſie trocken mehr geſpannt iſt, als friſch und feucht. Man kann dieſe Klappe mit einem Lappen oder der Klappe des Krum̃darms im Menſchen vergleichen; jedoch mit dem Unterſchiede, daß, weñ in dieſer die beyden Lappen, daraus ſie zuſam̃engeſetzt iſt, verbunden ſind, Luft und Waſſer aus dem Blinddarm in den Krummendarm nicht kommen können, welches aber die Klappe an den Pferdenmägen nicht thut.

Dieſe Klappe habe ich am Eſel und Mauleſel mit einem geringen Unterſcheide der einen von der andern bemerket. Vielleicht würde man ſie auch bey andern vierfüſſigen Thieren, als beym Eichhorn, Waldeſel und Elephanten wahrnehmen.

Nachdem verglich ich die Lage des Pferdemagens mit der Lage des Magens ſolcher Thiere, die ſich wirklich erbrechen. Von der beſondern Lage des menſchlichen Magens will ich nicht reden. Herr Winslow hat in ſeiner anatomiſchen Erklärung des menſchlichen Körpers davon hinlänglich gehandelt; mir iſt die allgemeine Lage deſſelben hinlänglich. Der menſchliche Magen, wenn er ganz leer iſt (S. Euſtah. Tab. 9.) kömmt gleichfalls nur

erſt

erſt dann zu Geſichte, wann man den Grimmdarm etwas hinabgezogen, oder nachdem man den vordern Rand der Leber hinaufgerücket hat. Iſt er aber voll, ſo zeiget er ſich, ſo bald das Darmfell geöffnet iſt, ohne daß man nöthig habe, die Leber und den Grimmdarm zu berühren.

In Hunden und Katzen, welche leicht brechen, liegt der Magen den Muskeln des Unterleibes viel näher als in Menſchen. Dieſe Thiere haben faſt gar keinen dicken Darm. Der aus dem blinden Darm gehende Grimmdarm entfernet ſich vom Magen, und wendet ſich ſogleich zum hintern Theile der dünnen Därme, um den Maſtdarm zu bilden.

Dem zufolge geſchiehet bey dieſen Thieren, der ganze Druck der Muskeln des Unterleibes auf den Magen.

Die Handlnng, wodurch das Wiederkäuen erfolget, iſt nichts anderes als ein ſchwaches Erbrechen.

Wenn man Ochſen und Schafe öffnet, ſo iſt das erſte, was man ſiehet, daß der Magen unmittelbar an die Muskeln des Unterleibes ſtoſſet.

Wir ſchließen alſo aus dieſen Beobachtungen:

I. Die Muskeln des Unterleibes der Pferde werden ohne Zweifel durch den Reiz des eingegebenen Brechmittels ſtark zuſam̃engezogen, welches auch das Schlagen der Seiten beſtättiget.

II. Die Länge des Schlundes iſt nicht die Urſache des gehinderten Erbrechens; denn Ochſen und Kamelen haben ihn noch länger, und dennoch wiederkäuen ſie.

III. Die Klappe des obern Mundes kann zwar hindern, daß die groben Theile des Futters durch das Erbrechen nicht weggehen; allein ſie kann die verdauten Speiſen daran nicht hindern. Brechen alſo die Pferde nicht einmal flüßige Sachen weg, ſo kommt es daher, weil ihr Magen gegen den hintern Theil der Gegend des Oberſchmerbauches, das iſt, gegen die Nieren zu lieget, und ihn die Muskeln des Unterleibes, beſonders die geraden, nicht drücken können. Es kann auch das ſchwache Zwerchfell ihn gegen die Muskeln nicht ſtark genug treiben. Ueberdieß iſt der Grimmdarm bey Pferden ſehr groß, daher dieſer, und nicht der Magen, den Druck der Muskeln erfährt.

IV. Weil die Muskeln des Unterleibes den Magen der Pferde nicht drücken, ſo wird dadurch

die

die Meinnng derer beſtättiget, die da richtigen Verſuchen zufolge behaupten, das Erbrechen komme im Menſchen, und bey vielen Thieren von dem Druck der Muskeln des Unterleibes und des Zwerchfells her.

V. Hieraus ſchmeichelt man ſich auch, erklären zu können, warum bey gewißen Leuten die ſtärkſten Brechmittel ohne Erfolg ſind, und von denen man ſagt, daß ſie einen Pferdemagen haben, ſo wie wieder andere brechen können, wann ſie wollen, und daher gleichſam für wiederkäuende Thiere gehalten werden können. Sollte etwa die Natur bey jenen an dem obern Magenmunde eine Klappe angebracht haben? Es iſt wohl natürlicher zu denken, ihr Magen liege gegen den hintern Theil der obern Schmerbauchsgegend, oder ihr Grimmdarm ſey größer als bey andern Menſchen, und hindere die Muskeln des Unterleibes in den Magen zu wirken, dahingegen bey den letztern der Magen mehr vorwärts gegen den Oberſchmerbauch liegen, und der Grimmdarm ſehr klein ſeyn muß.

Es iſt dieſes eine Muthmaſſung, die durch Oeffnungen ſolcher Körper, die nie brechen, und derer, die, ſo zu ſagen, wiederkäuen, ein Licht bekommen kann.

End=

Endlich, wenn man eine Urſache angeben wollte, warum die Natur den Magen der Pferde ſo gebildet, und von den Bauchmuskeln ſo weit entfernet hat, ſo wäre ſie dieſe; weil die Pferde zum ſtarken Laufen, und großer Bewegung beſtimmt ſind, ſo würde das in ihrem Magen enthaltene Futter, läge er wie bey andern Thieren gleich unter den Muskeln, durch dieſer ihren Druck zu früh aus demſelben geſchaft, und die gehörige Verdauung gehemmet werden.

IX.

Von der Bräune bey den Schweinen. Aus Krünitz Oeconom. Encyclop. 6te Th. S. 339.

So groß und beträchtlich der Schaden iſt, welcher manches Jahr, ſowohl in einzelnen Haushaltungen, als ganzen Dörfern und Gegenden, durch die Bräune oder die Halsgeſchwulſt, eine unter den Schweinen ſehr gemeine, und wie die Erfahrung ausweiſet, anſteckende und meiſtentheils tödtliche Krankheit, geſchiehet, ſo ungleich ſind die Gedanken der Hauswirthe von den Urſachen dieſer Seuche, und ſo unzuverläßig iſt bisher noch der Gebrauch derer Mittel, die dagegen angewendet werden.

Man redet insgemein ſchlechthin vom Schweineſterben, ohne einmal die Krankheit zu benennen, die ſolches veranlaſſet. Man hat erfahren, daß krank werden und ſterben in dieſem Falle meiſtens ei-

einerley iſt, und man giebt daher alle Hoffnung auf, ſo bald nur ein Thier mit der Kankheit befallen wird. Einige geben der Krankheit den Namen des wilden Feuers. *)

Was ſagt man aber mehr damit, als daß das Uebel aus unbekannten Urſachen, gleichſam als von ſelbſt, entſtehe, und zugleicher Zeit ſehr zerſtörend, umſichgreifend, und ſchleunig hinreiſſend ſey? Diejenigen, welche aufgeklärtere Begriffe lieben, vergleichen dieſes wilde Feuer, und zwar mit Recht, mit der Halskrankheit der Menſchen, welche die Bräune genennet wird. Fragt man aber nach der Urſache ſolcher Bräune, ſo erſtaunet man, zu hören, daß ſie von Raupen und Brachkäfern herrühre, welche von den Schweinen, vornehmlich im Monat Junius, mit eingefreſſen werden. Ein Vorgeben, welches ſich wohl weniger auf ſichere Beobachtung, als vielmehr auf die Möglichkeit, daß, wenn zwey Dinge zu gleicher Zeit ſind, daß eine die Urſache des andern ſeyn könne, ſtützet. Gemeiniglich wird dieſe Krankheit auch als eine Folge des Waſſermangels, in trocknen Sommern, auf der

---

*) Mit dem Namen des wilden Feuers wird noch ein gewißes andres Uebel, dem das Vieh unterworfen iſt, und deſſen erſter Sitz im Auge seyn ſoll, beleget.

der Weibe, angegeben; nach dem Berichte des 25ſten St. des Wittenberg. Wochenblatts. 3. J. 1771, S. 432, aber, hat dieſelbe niemals ſtärker, als in den, ſehr naß geweſenen Jahren 1770 und 1771, graſſirt. Nach anderer Meinung, ſollen die Schweine dieſe Krankheit vornehmlich alsdann bekommen, wann ſie unreife Eicheln oder Buchecker, auch ſolche, die wurmſtichig und ungeſund ſind, freſſen.

Doch es mögte die Urſache ſeyn, welche ſie will; es wäre nichts daran gelegen, wenn wir, ohne ſie zu wiſſen, dieſem Uebel abhelfen könnten. Der heiliger Anton von Padua mag ehemals hierinn glücklich geweſen ſeyn. Daher wallen in katholiſchen Ländern abergläubiſche Landweiber noch ſchaarenweiſe zu dem Bilde dieſes Heiligen, wenn das Schweinſterben eintritt, um ſich derſelben durch Eyer, Käſe, Flachs, und andere kleine Präſente aus der Wirthſchaft verbindlich zu machen, damit ſie durch ſeine wunderthätige Hülfe ihre grunzenden Lieblinge von ſolchem Verderben erretten mögen. Und es iſt wahr, wer nur ſo lange wartet, bis die heiſſen Sommermonate vorbey ſind, der findet, daß er ſeine Geſchenke nicht Uebel angewendet habe. Allein denen, welche ihre Haußhaltungkunſt gern auf feſte Grundſätze bauen wollen, und zu wiſſen verlangen, was menſchliche Mühe, Fleiß, Vorſicht und Nachdenken, unter dem allezeit göttlichen Segen, ausrich-

richten können, bleibt, um ein ſicheres wirkſames Mittel wider ein ſolches Uebel zu finden, nichts anderes übrig, als die natürliche Beſchaffenheit der Krankheit zu können, und aus derſelben ſowohl auf die Urſachen zurück zu ſchlieſſen, als auch eben daher natürliche Hülfsmittel zu beſtimmen, und diejenigen, welche bereits verſucht und angeprieſen ſind, beurtheilen zu lernen, und die gehörige Wachl unter ihnen zu treffen.

Was nun das erſtere betrifft, ſo kann nichts deutlicher ſeyn, wenn man je ein ſolches krankes Schwein geſehen hat, als daß das Uebel in einer Entzündung beſtehe, die wirklich mit der gefährlichſten Art der Bräune, die ſich zuweilen unter den Menſchen äußert, eine groſſe Aehnlichkeit hat, ſich zuweilen mit dem heißen und kalten Brande endiget, und meiſtens ſo heftig einfällt, daß binnen 24 Stunden, von der Zeit an, da das Schwein zu freſſen aufhöret, der Tod unfehlbar erfolget. Man darf nur nebſt der Hitze, der Röthe und der brennenden Geſchwulſt des Halſes und der Zunge, die heraustretenden Augen, die heiſere und elende Stimme, wenn das Schwein ſein ſonſt gewohntes Geſchrey führen will, das Unvermögen zu ſaufen, das beſtändig Bauchſchlagen, Krunken, beſchwerliche Athemholen, die beſtändigen fruchtloſen Bewegungen zum Erbrechen, die Anfangs rothen, nachher wenn das Schwein ſtirbt, ganz blau und ſchwarz wer-

werdenden Streifen, die ſich am Halſe, und an dem ganzen Leibe herunter, zu zeigen pflegen, bemerken, ſo wird man keinen Augenblick anſtehen dürfen, zu glauben, daß es Entzündung und Brand ſey, welches den Körper des Thieres zerſtöret, und ihn des Lebens beraubet.

Daraus müßten ſich nun zuvörderſt die Urſachen der Krankheit angeben laſſen. Eine jede Entzündung ſetzt, nach den Lehrſätzen der Pathologie, eine verdickte Beſchaffenheit des Blutes ein Gerinnen, eine Zähigkeit der Säfte, und kurz, eine Stockung derſelben in dem kleinſten Geäder des thieriſchen Körpers voraus; daher verdienen hier alle Urſachen, welche dergleichen Stockung veranlaſſen können, in Betrachtung gezogen zu werden. Was bey den Menſchen rheumatiſche Zufälle, Bräune, Bruſtentzündung und Seitenſtechen veranlaſſet, wird meiſtens, auf eine ähnliche Art, den Schweinen die Bräune zuziehen können.

Daher rechne ich Kälte, abwechslende Witterung, Erhitzung, kaltes Saufen auf ſtarke Erhitzung, und beſonders die Lebensart der Schweine im Winter, unter die vornehmſten Urſachen dieſer Krankheit. Eine vorhergegangene gar zu gute Pflege kann bey eintretender Krankheit den Thieren, wie den Menſchen, ſchädlich ſeyn. In gewißen Frühjahren kann vielleicht auch eine ſolche Temperatur

der

der Luft Statt finden, daß das Uebel dadurch weit um ſich greifender und allgemeiner werden muß. Und ſelbſt gewiße Gegenden können ihrer Lage nach dazu geſchickt ſeyn, daß ſich das Schweinſterben daſelbſt häufiger als an anderen Orten einfindet.

Aus dem Begriff der Krankheit laſſen ſich auch die Mittel inſofern beſtimmen, daß es ſolche ſeyn müſſen, da man theils die gedachten Veranlaſſungen, ſo viel möglich, zu vermeiden, theils der ſchon geſchehenen Stockung des Geblüts abzuhelfen, oder endlich ſelbſt noch bey der Entzündung, wenn ſie ſchon völlig da iſt, Hülfe zu ſchaffen ſuchen muß.

Was den letztern Fall betrifft, ſo iſt nun freylich wenig Hülfe mehr zu hoffen, wenn die äußerlichen Zeichen der Entzündung, und die völlige Krankheit in der vorhin beſchriebenen Beſchaffenheit ſchon da iſt. Man giebt Bergöel, Schießpulver, oder Schwefel ein: allein die Erfahrung zeigt, wie wenig dieſes helfe. Aderlaſſen iſt das einzige Mittel, wovon man ſich noch Wirkung verſprechen kann; es hülft aber auch nicht immer, entweder weil es ſchon völlig zu ſpät iſt, oder weil es, wie bey Menſchen bey gefährlichen Entzündungen geſchieht, öfter und wohl 3 bis 4mal wiederholet werden müßte. So viel Vertrauen einige auf das Aderlaſſen ſetzen, ſo wäre doch wohl das ſicherſte, die Aderlaſſe als ein Vorbauungsmittel zu gebrauchen, und ſolche

von

von der Zeit an, da ſich das Schweinſterben äußert, öfter vorzunehmen, weil natürlicherweiſe hiedurch die Stockungen verhindert und gehoben, und ein flüſſigeres Geblüt verſchaffet wird. Es giebt Schweine, die vorher lahm werden, oder ein Ziehen in die Beine bekommen, und den Kopf auf eine Seite halten, ehe die Entzündung entſtehet; bey dieſen würde die Aderlaß noch zu rechter Zeit und mit gutem Erfolge angewendet werden. Wenn die Entzündung völlig da iſt, und das Schwein ſchon mit dem Tode ringet, ſo pflegen ihm die Hirten noch Chriſtwurzel in die Ohren zu ſtecken.

Der ſchlechte Erfolg unzähliger Verſuche, die zur Rettung des ſchon erkrankten Thieres angeſtellt werden, hat indeſſen ſorgfältige Hauswirthe dahin geleitet, auch auf allerhand Vorbauungs- und Verwahrungsmittel zu dencken, darunter mir folgende, wenn gleich die gehofte Wirkung ebenfalls nicht immer erfolget, von Wichtigkeit zu ſeyn ſchienen.

Ihr erſter Rath iſt dieſer: man muß Sorge tragen, die Schweine dem Winter über in warmen Ställen zu halten. Da die Verkältungen im Frühjahr ſo häufig eine Urſache von dem Katarrhalfieber mit Entzündungen werden, die ſo manchen Menſchen aufs Lager legen: ſo iſt es gar nicht unbegreiflich, daß man der Halsentzündung der Schweine dadurch vorbeugen könne, wenn man ſie vor der Kälte verwahret;

ret; ob man ſie gleich auch nicht, wie arme Leute thun, in die Stube nehmen muß. Doch da die Entzündung auch mehrere Urſachen haben kann, ſo iſt es an dieſer einzigen Vorſicht nicht genug.

Einige treiben daher ihre Schweine vor Ende des Junius oder Julius nicht mit aus; theils in der Meynung, daß ſie keine Brachkäfer, keine Raupen, keinen wilden Salpeter, der in einigen Feldern häufig iſt, und wenigſtens den Schafen ſehr undienlich befunden wird, freſſen, theils daß ſie nicht erhitzt werden ſollen. Ich laſſe auch dieſes gelten. Sie werden im Hofe der veränderlichen Witterung nicht ausgeſetzt, nicht erhitzt, und auf die Erhitzung nicht ſogleich zum Waſſer getrieben. Man weis aber aus Erfahrungen, daß die Schweine auf dem Hofe ſowohl an der Bräune ſterben können, als die, welche ausgetrieben werden; daher iſt auch dieſe Vorſicht, nicht zu gedenken, daß ſie zur größten Beſchwerde gereicht, an ſich allein nicht hinlänglich.

Einige ſetzen ihr ganzes Vertrauen auf eine kärgliche Fütterung. Die Erfahrung zeigt wirklich, daß die fetteſten Schweine der meiſten Gefahr ausgeſetzt ſind Daher büßet, bey eintretendem Schweinſterben die Armuth, deren ganzer Reichthum zuweilen in einem einzigen Schweine beſtehet, dem ſie nach allem Vermögen gütlich thun, am meiſten

ein.

ein. Und bey Menſchen iſt es ausgemacht, daß ebenfalls die Gefahr der Entzündung durch den Ueberfluß des Fetts vermehret, und das Uebel allzeit ärger und hartnäckiger wird, wenn ſich eine Entzündung an ſolchen Orten zuträgt, wo das zellenförmige Gewebe mit fetten und ölichten Feuchtigkeiten erfüllet iſt. Was iſt daher natürlicher, als daß man ſeine Schweine mager zu halten ſuche, damit durch den Ueberfluß der Fettigkeit, das ohnehin ſchon ſchläfrige Thier nicht noch ſchläfriger gemacht, die Stockung nicht befördert, die Gefahr der Entzündung nicht vermehret werde; vielmehr, welches die Folge der Mäßigheit iſt, der Umtrieb des Geblüts und aller Lebensbewegungen deſto munterer und ungehinderter von ſtatten gehe. Man hat daher zum Sprüchwort, das ein Schwein bis an die Mitte des Sommers am beſten gehalten werde, wenn es nur gerade ſo viel Leben und Fleiſch habe, daß es von einer Krähe, die ſich auf auf ſeinen Rücken ſetzet, nicht niedergedrückt werde. Allein wo wird wohl die Fütterung immer ſo genau abgemeſſen?

Die Hungerkur könnte auch übertrieben werden. Und wird der arme Mann, welcher allezeit denket: Je mehr Speiſe, je mehr Leben! und der ſelbſt ſeinen Kindern und Hausgenoſſen Speiſe hineinquälet, wenn ſie auch ſchon auf den Tod krank liegen, damit ſie wenigſtens nicht Hungers ſterben mögen, weil

weil ihm der Hunger natürlicherweiſe das fürchterlichſte Uebel iſt, dahin gebracht werden, ſeinem einzigen liebſten Schweine ſolche Gewalt anzuthun, und es an einer ſtrenge Diät zu halten? Er würde auch kein Vergnügen mehr an ſeinem Schweine haben, wenn ihm nicht bey jedem Anblick deſſelben, der Mund nach dem 3 Queerfinger hohen Speck, welchen er auf den kommenden Winter bey ſeiner ſauern Dreſcherarbeit davon zu ſpeiſen gedenkt, zum voraus wäſſerig würde.

Ich kann hier auch einer beſondern Regel gedenken, die von einigen mit gutem Grunde befolget wird. Man halte ſich, ſagen ſie, an eine gute Art Schweine; denn man bemerkt daß bey eintretendem Sterben nicht alle gleicher Gefahr unterworfen ſind.

Das müßten nun in gegenwärtiger Abſicht ſolche ſeyn, die von Natur nicht zu träge und ſchläfrig, ſongern etwas eigenſinnig, unbändig, fräßig, und was ihre Art ſich zu nähren betrifft, recht ſchweiniſch ſind; die, wenn ſie in den Hof kommen, ſogleich alle Winkel durchſtören, und die abſcheulichſte Nahrung nicht verſchmähen. Es iſt ebenfalls leicht zu begreifen, daß bey ſolchen der lebhaftere Umtrieb des Geblüts die Stockungen verhindern, und das flüchtige Alkali in den faulenden Sachen, die ſie zu ſich nehmen, ihr Geblüt verdünne.

Bey

Bey ganzen Heerden ſind auch wohl beſonde- Vorkehrungen nöthig. So hat man z. E. an man- chen Orten bemerkt, daß das Schweinſterben ſich gewöhnlich einſtelle, wenn die Brache in einen gewiſſen Felde war, wo der Erdboden ſehr ſalpetrig iſt, und man ſchiebet die Schuld ſowohl auf den wilden Sal- peter, als die dadurch verderbte Art der daſelbſt wachſenden Wurzeln und Kräuter.

Bey dieſer Gelegenheit darf ich auch des ſo- genannten Nothfeuers zu gedenken, nicht unterlaſ- ſen; denn es iſt faſt auf allen Dörfern die Ge- wohnheit, dergleichen anzuzünden, wenn das Schwei- neſterben heftig wütet, und es gehört ebenfalls zu den Anſtalten, die man zur Rettung der ganzen Heer- de zu machen pflegt. Man wird im Grunde nicht leicht etwas thörichteres ſehen, als die Art, wie die- ſes Feuer angeleget wird. Man bringt es, auf die mühſamſte Art, durch gewaltſames Reiben zwey- er Stücke Holz hervor, indem man eine Welle mit beyden Enden in zwo aufgerichtete Säulen, in welche für die beyden Enden der Welle ein Loch gebohrt iſt, einſtecket, und darauf die Welle mit einem um- her gelegten Strick, welcher von vier ſtarken Män- nern hin und her gezogen wird, ſo heftig und an- haltend in Bewegung ſetzet, bis ſich, wofern man nicht unverrichteter Sachen nach Hauſe gehet, und das Hülfsmittel zu einem andern Sonntage auszu- ſetzen genöthiget wird, endlich zur groſſen Freude al-

ler Umſtehenden die Achſen entzünden. Alsdann hat man Werg und andere leicht brennende Sachen, in welche man das köſtliche Feuer auffängt, und ſo lange erhält, bis die Heerde herangetrieben wird.

Da iſt nun ein hohler Weg, oder eine Straſſe zwiſchen zwo Mauern ganz mit trocknen Reiſig und Wellholze ausgelegt. Solches wird überher in Brand geſetzt, und da müſſen nun die armen Schweine vor den Augen des ganzen Dorfes, das ſich dabey als zu einem Feſte verſammelt hat, durch das Feuer hindurch. Wo nicht eine alte Sau dabey iſt, die dergleichen Umſtände ſchon erlebt hat, ſo koſtet es insgemein viele Schwierigkeit, ehe ein einziges ſich entſchließt hindurch zu ſetzen. Die Leute, welche jenſeits dem Feuer ſtehen, mögen noch ſo freundſchaftlich locken: der Hirt ſelbſt und etliche heldenmüthige Jungen, die ein paar Schuſolen zu verbrennen für nichts achten, mit einem guten Exempel vorgehen, um den Schweinen Muth zu machen: ſo würde doch alles nichts helfen, und die guten Thiere würden ſchon einen andern Weg, wieder nach Hauſe zu kommen finden, wenn nicht zu gleicher Zeit faſt alles, was menſchliche Geſtalt im Dorfe hat, hinter ihnen her wäre.

Sie werden alſo eingeſchloſſen, gedränget, geſchlagen, mit den Füſſen getreten und geſtoſſen, zum Theil gar mit den Händen aufgehoben, über-

einander her und ins Feuer geworfen, bis ſie durch ſind. Dieſes wird dreymal wiederholt, und jedesmal mit einem ſo grauſamen wilden Geſchrey, und tobendem Lerm, als wenn eine Stadt mit Sturm erobert wird; weswegen auch dieſes Feuer, muthmaßlich um des Bezeigens der Leute willen, die es manäuvriren, oder weil der Gebrauch aus Amerika zu uns gekommem ſeyn mag, nicht unrecht das **wilde Feuer** genennet wird.

Andere rathen, als ein bewährtes Mittel, daß man die mit der Bräune behafteten Schweine in einen engen Platz zuſammen treiben müßte, welches etwa in einer Ecke des Hofes, oder zwiſchen feſten Schafhurden, geſchehen könnte, wenn dieſelben ſo eng zuſam̃engebracht werden, daß ſie ſich unter einander kaum rühren können, wird einigemal mit Flinten oder Büchſen, die blos mit Pulver geladen ſind, etwa 8 bis 10mal geſchwind hintereinander dazwiſchen geſchoſſen.

Alle dieſe 3 Mittel zeigen, daß hauptſächlich eine ſtarke Alteration des Schweingeblüts die Geneſung wirken ſoll. Es läßt ſich allerdings denken, daß bey einer ſolchen Veränderung die Blutgefäße wechſelsweiſe zuſammengezogen und wieder erweitert werden. Die Kraft des Feuers kann beſonders die Gefäße der Haut eröffnen, faſt als wenn man beliebigenfalls das kranke Schwein elektriſirte, oder

ihm Moxa auf dem Halſe anbrennte. Der Umtrieb des Blutes wird durch das Treiben und Aengſtigen befördert, die Bewegung des Herzens und aller innern Theile, ſowohl durch das Jagen als durch die nachherige Munterkeit, mit der die Schweine, wenn ſie dem Feuer entronnen ſind, wieder nach Hauſe laufen, vermehret. Bey ſolchen Umſtänden kann es geſchehen, daß die Verdickung der Säfte, wenn es anders noch möglich iſt, gehoben, und der Entzündung vorgebauet wird.

Im 20ſten St. der Hanovr. Beytr. v. J. 1761. im 28. St. der gel. Beyt. zu den Braunſchw. Anz. v. e. D. J. und im XVI. Bande der Leipz. Samml. 1767, 8. S. 38. wird als ein ſehr bewehrtes Mittel wider die Bräune gerühmt, wenn man in das Spülicht für die Schweine, die Schalen der gekochten Krebſe, welche doch nur allemal weggeworfen werden, ſchüttet. Je gröſſer dieſe Quantität der Krebsſchallen iſt, welche man in die ſogenannten Wäſche- oder Spülichtonne wirft, deſto beſſer iſt die Wirkung derſelben. Schweine, welche Jahr aus Jahr ein von einer ſolche Wäſche ſaufen, können ohne Gefahr angeſteckt zu werden, unter andern mit der Bräune behafteten Schweinen herumgehen. Nur iſt hiebey noch zu erinnern, daß man alle Jahre, bey der wieder angehenden Krebszeit, die alten Krebsſchalen wegwerfen, und dagegen wieder friſche in die Spülichtonne werfen müſſe.

Nach

Nach der Vorſchrift des ökonomiſchen Handbuchs, Ulm 1767, 8. S. 477, iſt die einzige Kur bey dieſer Krankheit, eine ſchleunige Aderlaß auf der Zunge oder am Halſe, wornach man allenfalls das Maul mit unter einander gemengten Salz und Weizenmehl wohl reiben, und dem Thiere halbes Quentchen rohes Spiesglas eingeben kann.

Jo. Bernh v. Fiſcher, ſagt in ſeinem Lifländ. Handwirthſchaftsbuche, Halle, 1753, 8. S. 246. Man ſpritzet dem Thiere Viereßig mit ſaurer Milchwadecke in den Hals, und pinſelt es, bis es blutet. Einige treten ihnen auf den Hals, bis die geſchwollenen Drüſen brechen; andere geben Nieſewurzel zum Brechen, oder einen Fingerhutvoll Vitriol. Spießglasleber 2 Loth, mit Brod gegeben, und eine Stunde hernach etwas Speck, mit Mehl vermiſcht, macht ihnen auch mäßig Brechen, und verſchafet ſogleich merkliche Erleichterung, und auf nochmaligen Speck zuweilen geſchwinde Hülfe. Andere rühmen Schießpulver, mit etwas Knoblauch und genugſamem Honig gemiſcht, eingegoſſen, auch damit gepinſelt.

Nach Simons öconom. Unterr. von Brandweinbrennen, Dresd. 1765, 8. S. 132. nimmt man Braunkraut, Yſop, Salbey, vom jeden 1. Handvoll, Salpeter, 1 Loth; kochet es mit Waſſer, und gießet es laulicht ein.

Nach dem 35 St, der gel. Beyt. zu den Braunſchw. Anz. v. J. 1770. Col. 279. läßt man denen mit der Kehlſucht behafteten Schweinen, unter der Zunge zur Ader, und reibt ihnen das Maul mit Salz und Weizenmehl. Hierauf nimmt man eine Handvoll Wurzeln von Goldwurz, geſtampft, eben ſo viel Salz, und 2 Loth geſchabtes Hirſchhorn, zuſammen in Eßig gekocht. Man giebt ein halbes Nöſſel warm auf einmal, und ſchmieret die Geſchwulſt mit Lavendelöl.

Im Jahre 1770, äußerte ſich, im Hannövriſchen, unter einer Schweinherde von 150 St. die faſt beſtändig auf einer ſehr ſumpfigen Gemeinheit gieng, die daſelbſt ſonſt unbekannte Bräune. Die Krankheit verbreitete ſich geſchwind, und in kurzer Zeit ſtarben bis 30 Stück. Man brauchte Pulver von grauem Schwefel, Nieſewurz und Theriak, vergebens. Das Aderlaſſen unter der Zunge, und Faſten, half nur bey einigen; diejenigen Schweine wurden ſchon am dritten Tage wieder geſund, welchen man, ſobald ſie von der Krankheit befallen worden, täglich 2mal, jedesmal eine gute Meſſerſpitze gepülverte Nieſewurzel in Buttermilch, etwa ein mäßiges Bierglas voll, eingießen ließ. Der Landwirth, welcher dieſes Mittel im 38 St. des Hannov. Maga. v. J. 1772. bekannt macht, ſetzt hinzu, daß man nichts davon zu befürchten habe, wenn nachdem erſten Gebrauch deſſelben die

Krank-

Krankheit zu zu nehmen ſcheine, und die Schweine ſich heftig erbrechen müſſen. Er hält dieſe Symptomen für ein ſicheres Zeichen, daß die Arzney gehörig wirke, und die Krankheit gewiß werde gehoben werden.

S. auch das 6te St. der ökonom. Nachr. der patrio. Geſell. im Schleſien, v. J. 1774, S. 47.

Nach dem Bericht des 46. des Haonov. Magaz. v. J. 1774. Col. 731, giebt man, im Lauenſteiniſchen, den Schweinen zum Saufen, Leberſtock in die Wäſche, und daneben mit ſüßer Milch, ein Pulver von Lorbeeren, zu dem man etwas von einem ungebornen Ferken thut. Im Lippiſchen ſchreibt der Aberglaube ſogar vor, daß man das beſte geworfene Ferken aus den Heerde dazu nehme, und ſolches lebendig zu Pulver verbrenne.

Man mag nun aber unter dieſen vorgeſchlagenen Mitteln wählen, welches man will, oder, ſoviel möglich, eines mit den andern zu verbinden ſuchen; man mag noch den Schweinen das Rankkorn nehmen laſſen, man mag ihnen, wie andern rathen, eine geräucherte Fuchskäule in das Spülichtfaß werfen, oder auch, welches beſſer ſeyn kann, in einem mit Leinwand überwunden Topf Theer thun, oder, um etwas beſonders zu haben, wohl gar eine Schildkröte, hineinſetzen, oder eine junge

Ka=

Katze lebendig in dem Spülicht erſaufen, und darinn liegen laſſen, ſo iſt doch unter allen dieſen kein Mittel, welches bey den Schweinen die ſichere Wirkung haben könnte, ihr Geblüt ſowohl zu jeder Zeit in gehöriger Flüßigkeit zu erhalten, als auch nachdem es ſchon verdicket worden, wider flüßig zu machen, eben ſo gut præſervative als curative zu agiren; oder welches ein jeder ſelbſt nach Gefallen, und ohne Gefahr uud Umſtände, früh genug bey ſeinen Vieh gebrauchen kann; welches gleich allgemein zu haben iſt; wobey es ſo ſehr auf die Wärme der Ställe im Winter, oder auf die gute und ſchlechte Art der Schweine, nicht einmal ankömmt, wobey man ſeine Schweine jederzeit ohne Gefahr austreiben kann, und endlich bey der Fütterung derſelben ſogar kärglich und behutſam nicht ſeyn darf. Ein ſolches iſt' dasjenige welches der Hr. Cammeralaſſeſſor Koch, in Quedlinburg, ſeit vielen Jahren mit gutem Erfolge gebraucht hat, und welches ein gelehrter und erfahrener Landwirth, in ſeinem Aufſatz von der Schweinkrankheit, die Bräune genannt, den man in des Hr. Profeſſor Schrebers neuer Cammeralſchriften XI Th. Lpz. 1768, gr. 8 S. 152—169 antrifft, mit des des gedachten Hr. Cam Aſſeſſ. eigenen Worten folgendergeſtalt publicirt.

"Man

"Man nimmt vom Frühjahr an, da die Schweine ausgehen, bis in den Herbſt, da ſie zu Hauſe bleiben, auf ein Schwein von einem halben Jahre, und darüber wochentlich einmal, ein Handvoll Holzaſche, für jüngere Schweine oder Ferken ½ Handvoll, und läßt ſolche, unter Gutes Futter gemengt, die Schweine einfreſſen. Den Winter hindurch ſchadet es nicht, wenn alle Monate einmal ſolches Mittel gebraucht wird. Es iſt auch überhaupt nicht zu beſorgen, daß die Aſche den Schweinen ſchade, wenn auch eine doppelte Portion gegeben würde; wovon ich eine 17 jährige Praxin habe." S. auch das B. St. des VII B. Der Berl. Sam. S. 627.

Alles, was hiebey noch anzumerken ſtünde, wäre dieſes, daß man nicht eben nöthig haben wird, dieſe Vorſicht weiter, als höchſtens gegen das Ende des Julius fortzuſetzen. Denn um dieſe Zeit hat die Natur ſchon eine andere Periode angefangen, da die Säfte der Thiere und Pflanzen nicht ſo ſehr mehr zur Verdickung, als vielmehr zur Flüßigkeit, Verdünſtung und Faulniß, geneigt werden: Dagegen wird es immer gut ſeyn, im Frühjahr auch noch, vor dem Austreiben damit anzufangen, Es ſchadet auch den Schweinen nicht, wenn man wöchentlich mehr als einmal Aſche giebt. Auch wird es ziemlich gleichgültig ſeyn, was vor Aſche man neh-

nehme. In Ermangelung anderer, gebraucht man auch Eichenaſche nicht ohne Nutzen.

Was nun aber den Effekt der Aſche im thieriſchen Körper, und die groſſe Hoffnung, die man ſich von ſeinem ſo geringen Mittel macht, betrifft: ſo iſt begreiflich, daß zuverdörſt, durch Hülfe der Aſche, die überflüſſige Säure im Magen, welche ſich dem Winter über, wenn ſie in Ställen ſtecken, vielleicht wie bey dem Hypochondriakus beym Mangel der Bewegung, zu ſammln pflegt, und eine nähere Urſache der Verdickung des Blutes ſeyn kann, gedämpfet werde. Demnächſt, wenn ſich das Salz der Aſche mit den fett- und ölichten Theilen des Körpers verbindet, wird daraus eine Art von Seife entſtehn, welche das Verdickte gelind auflöſet, den Umtrieb der Säfte aber erleichtert und befördert. Und endlich werden die wäſſerigten Theile des Blutes, die nur durch Hülfe dieſer Seife mit den ölichten in Verbindung geſetzt ſind, das überflüßige und verderbte Oel des Blutes durch die Ausdünſtung und den Urin allmählig mit ſich fortführen können. Wenigſtens ſind dieſes Wirkungen, welche ähnliche Mittel im menſchlichen Körper hervorbringen. Und was könnte alſo nach dieſer Theorie, wider die Halsentzündung der Schweine auf alle Fälle dienlicher ſeyn?

In

In dem bereits oben angeführten 52ſten St. des Wittenberg. Wochenblatt v. J. 1771, wird das Eingraben derer, an der Bräune beſonders, ſterbenden Schweine, ſtark angerathen, und durch folgende recht warnende Geſchichte beſtättiget. Im Sommer 1770 graßirte die Bräune unter den Schweinen in 3 Dörfern dergeſtalt, daß die gefallenen Schweine auf dem Felde häufig umher lagen. Der Hund des Kuhhirten im erſten Dorfe gieng ſtark auf das Luder dieſer Schweine, und biß 9 Kühe in die Beine, welche davon in wenig Tagen ſtarben. Man wußte den Urſprung dieſes Unfalls nicht. Man glaubte, es ſtecke eine anſteckende Seuche dahinter; man brach die Communication mit dem Dorfe ab, und veranſtaltete, den landesherrlichen Verordnungen zufolge, die allerſtrengſte Verſperrung. Nach einigen Tagen kam das Sterben unter die Kälberheerde, des daneben liegenden zweyten Dorfes, und der Hirte, mehr aufmerkſam, als der im erſten Dorfe, ſagte aus, daß ſein Hund ärger geworden als ſonſt. Sobald dieſer Hund ein Kalb ins Bein gebiſſen, habe ſich eine ſtarke Schwulſt daran hervorgethan, und den Kälbern den Tod zuwege gebracht. Im 3ten Dorfe lagen gleichfalls einige an der Bräune geſtorbene Schweine auf dem Felde umher, und der Pfarrer des Ortes ſahe ſeines Nachbars Hund von einem todten Schweine freſſen. Dieſer Hund war ſonſt ganz ſtill und friedſam geweſen. Er hatte ſich ungern auf das Vieh anhetzen laſſen, geſchweige, daß er es

gar

gar aus freyen Stücken hätte anfallen und beiſſen ſollen; allein des andern Tags, nach dem der Hund Schweinefleiſch gefreſſen hatte, griff er von ſelbſt das vorbeygehende Schwein des Pfarrers an, und bieß es in den Vorderfuß, welcher ſogleich ſtark auflief. Das Schwein ſtarb den andern Tag, nachdem die Schwulſt den ganzen Leib überzogen hatte. Der nämliche Hund bieß noch an eben dem Tage ein Kalb, welches ebenfalls den Tag darauf ſterben mußte. Nunmehr kam man ſofort auf die Spur, daß die Hunde vom Fraße derer an der Bräune umgefallenen Schweine einen giftigen und unfehlbar tödtenden Bieß bekämen. Man ſchaffte die Hunde ab; das Sterben des Rindviehes ließ in den zwey erſten Dörfern nach, und die Sperrung ward aufgehoben.

X.

Unterſuchung der ſogenannten Viehſeuche, oder Beweisgründe, daß dieſe Viehkrankheit nicht von peſtillenziſcher oder anſteckender Art ſey, ſondern von einer üblen Verdauung, und von Würmern in den Mägen herrühre, auch daß die Inokulation dieſer Krankheit gänzlich ungereimt, und dem Vieh höchſt ſchädlich ſey; nebſt Hülfsmitteln, dieſer Krankheit vorzubeugen, und ihr zu allen Zeiten leicht abzuhelfen. Aus wahren medizinischen Gründen hergeleitet, durch vielfältige Erfahrung beſtättiget, und mit zwey Kupfertafeln erläutert von N. D. Falk, M. D. Hamburg, bey Hoffmann, 1782.

Die Ankündigung dieſer Schrift in einigen Zeitungen, und die Gährung, die ſie in den Gemüthern ſolcher Oekonomen zu machen ſchien, die ſich nicht blos ans Herkommen und ererbte Hausmittel halten, ſondern auf eine rühmliche Art ihre Kennt-

niſſe im Hauswesen zu erweitern ſuchen, erregte in mir in voraus alle die Aufmerkſamkeit, die ich theils der Wichtigkeit des Gegenſtandes, theils dem ganz neuen Geſichtspunkt, aus welchem dieſer Gegenſtand darinn angeſehen ſeyn ſollte, ſchuldig glaubte. Ich erhielt ſie, ich verſchlang ſie, hier iſt der Betrag, von Bemerkungen zu denen ſie mir Gelegenheit gegeben hat.

Von einem Manne, der alles, was die ältern Aerzte, was Zeitgenoſſen, denen man nicht Mangel an Kenntniß, Beobachtungsgeiſt und Erfahrung abſprechen kann, gelehrt haben, umwirft, der ſich als Original ankündigt, der ein Gebäude auf einer bisher unbekannten Stelle aufführt, und ſich nicht wenig wundert, daß dieſe für ein ſolches Gebäude ſo bequeme Stelle noch von keinem Zeitgenoſſen entdecket iſt, ohngeachtet doch Bruchſtücke von uralten Zeiten, nach ſeiner Meinung, umher liegen, erwartet man viel, mehr wenigſtens als von gewöhnlichen Schriftſtellern. Hier ſetzt man Kenntniß deſſen, was bereits geleiſtet worden; der Vernunft angemeſſene Grundſätze, zu dieſen Grundſätzen Gründe aus der Induktion, nicht aus der Spekulation, die hier gar nicht Statt finden kann, ſie müßte ſich denn jener unmittelbar anſchlieſſen; und, ich glaube nicht, daß das zuviel verlangt ſey, Prüfungsgeiſt, logiſche Fertigkeit im Denken und Schlieſſen, neue Beobachtungen, und endlich eine Fähigkeit vor-

voraus, ſeine Begriffe zu beſtimmen, und die Zeichen für ſeine Begriffe in einem geordneten und Sprachreinen Vortrage wählen zu können.

Wenn alſo Herr Falk die bisherigen Theorien von der Hornviehſeuche für nichtig erklärt, den Erfahrungen der Oekonomen und anderer bewehrter Beobachter geradezu widerſpricht, dagegen aber eine neue Theorie feſtſetzet: ſo dünkt mich, daß man auch an ihn dieſe Foderung mit Recht machen kann.

Wir wollen ſehen, in wie weit Herr Falk dieſen Forderungen genüge. In der Zuſchrift, die an die verwittwete Königinn von Dänemark gerichtet iſt, ſagt er: (S. 6.) " wenn ich mir ſchmeicheln darf, durch dieſe Anleitung einen ſo ſchädlichen Irrthum, als die Viehſeuche iſt, aus meinem Vaterlande zu verjagen- u. ſ. f. Was ſoll verjagt werden? Der Irrthun, worinn wir übrigen, nach ſeiner Meinung, im Betreff der Viehſeuche, ſchweben? oder nennt er die Viehſeuche ſelbſt einen Irrthum, und meint dieſe zu verjagen? Zu Ende heißt es: " Und daß Ew. Königl. Majeſtät Name, als der größten Beförderinn der Glückſelibkeit der däniſchen Unterthanen, bey den ſpäteſten Nachkommen im immerwährenden Gedächtniß glänzen möge. "

Vorrede. Im Anfang macht der Verfaſſer viel Rühmens, daß er keine Eigennützigkeit oder Ruhmſucht zur Abſicht habe; dann erzählt er, daß er 20 Jahre in Engeland gewohnt, und endlich ſich entſchloſſen habe, ſein Vaterland wieder zu ſehen; habe aber, zu ſeinem groſſen Leidweſen, unſere Vorurtheile von der Hornviehſeuche wahrgenomen; beſonders fand ers hart, daß ſeine Landsleute gezwungen würden, ihren Vieh die Seuche einimpfen zu laſſen. (S. XII.) Dieſen peſtilenziſchen Irrthum aus der Welt zu jagen, entſchloß er ſich zu dieſer Schrift; wobey er weiß, er werde ſich Feinde machen; indeſſen fürchtet er die kleinen kritiſchen Geiſter nicht; (S. XIII.) ein Ungezitfer, deſſen es ſoviel giebt, als Würmer in den Ochſenwampen; aber er iſt auch ſo beſcheiden, (Ebend) daß er ſich, wenn er wider Vermuthen gefehlt hätte, durch wahre mediziniſche Gründe überführen (widerlegen, will er ſagen; aber an beſtimmte Begriffe iſt bey dieſem Verfaſſer nicht zu denken) und eines beſſern belehlaſſen will.

Nun möchte man wohl fragen: wo denn Hr. Falk die Erfahrungen geſammelt habe? Ob in Engeland? oder während ſeines kurzen Aufenthaltes im Vaterlande nach ſeiner Rückkunft daher? oder endlich, ob er uns überreden will, daß man in England durchgängig der von ihm bekannt gemachten

ken Theorie zugethan ſey? Gewiß, ſeine Beobachtungen können nur flüchtig angeſtellt ſeyn; auch beruft er ſich nie auf einzelne Beobachtungen, ſondern nur immer allgemein auf ſeine Erfahrung; daß man aber in Engeland anders denke, beweiſet die noch immer vom engliſchen Parlament auf die Ausrottung der Viehſeuche ausgeſetzte anſehnliche Belohnung.

Erſter Abſchnitt. Von dem natürlichen Zuſtande des Rindviehes. Der Verfaſſer zeigt bald ſeine Animoſität, wenn er der Einimpfung nur erwähnt, ſo, daß wohl ſeine Abſicht war, eigentlich gegen dieſe zu ſchreiben. Vielleicht kann ihm das gewaltſame Verfahren der Däniſchen Kammerkollegien allerdings ſeinen ganzen Eifer für die Freyheit ſeiner Mitbürger rege gemacht haben; wenn man aber erſt in Hitze iſt, pflegt man freylich anders zu ſehen, als andere ehrliche Leute, die kaltblütig mit Augen, denen die Gegenſtände nicht drehend vorkommen, ihre Objekte unterſuchen. Wer dann aber nicht daſſelbe ſieht, was der Mann in ſeiner Hitze zu ſehen glaubt, der iſt blind; ſo auch Hr. Camper, der die Würmer, die, nach Hrn. Falk, doch einzig und allein die Urſache der Viehſeuche abgeben ſollen, ungeachtet aller angewandten Sorgfalt, die man an dem vortrefflichen Manne ſo gewohnt iſt, dennoch nicht geſehen. Zwar läugnet Herr Falk die Möglichkeit einer Viehpeſt

 nicht:

nicht: nur die Seuche will er weder als Peſt, noch als Pocken angeſehen wiſſen.

Nachdem er hierauf die Eintheilung des Moſes, in reine und unreine Thiere, angeführt, ſetzt er eine andere: (S. 5.) „in Fleiſchfreſſende, Grasfreſſende, und beydes freſſende", feſt; und zählt zur letzten auch den Menſchen. Was er darauf aus der Naturgeſchichte entlehnt, iſt trivial, und gehört gar nicht zum Zweck. — Die fleiſchfreſſenden Thiere verſah die Natur mit einer Anlage, ſich leicht zu erbrechen, wo ſie ſolcher nöthig hatten. Den Grasfreſſenden, die ihrer nicht ſo bedürfen, erſchwert ſie das Erbrechen; wie wohl man dem Hornvieh gar nicht abſolut dieſes Vermögen abſprechen kann. Verſuche hat Hr. Falk indeſſen nicht darüber angeſtellt, das ſchadet aber nicht, man kann doch davon ſprechen.

Im Verfolg ſeiner phyſiologiſchen Nachricht von Thieren (in dieſem Buch), läßt er die Verdauung der Fleiſchfreſſenden in einer Fäulung überhaupt, die der Grasfreſſenden aber, in einer fermentirenden Verfaulung beſtehen. Dieſe verabſcheuen alle animaliſche Nahrung (nun, darum heiſſen ſie ja auch Grasfreſſendt). Die Mittelthiere, die beyderley Nahrungsmittel verzehren, haben vollkommenere Verdauungswerkzeuge; der Mittelpunkt unter ihnen iſt der Menſch, (S. 8.) Deſſen

Na-

Magen gleicht einem Dudelſack; (S. 9.) ſeine Lage und Struktur erwarte man hier nicht ſo aus- ausführlich beſchrieben. Das Geſchäfte der menſch- lichen Verdauung (S. 12.) nimmt nicht weniger, als 4 Seiten ein. Alle dieſe drey Thierklaſſen ha- ben das Purgieren gemein; ein Geſchäft, von deſ- ſen Verrichtung viel Phyſiologiſch - Natürliches er- zählet wird. — Die Eingeweide der grasfreſſen- den Thiere ſind verſchieden; das Pferd hat 2 Mä- gen (ich glaubte nur einen verlängerten Darm; doch, auch der Magen kann als ein Gedärme angeſehen werden, ja, ſogar der Speiſeſchlund, wie die Ana- tomen wiſſen). Der Ochſe (das Rindvieh) hinge- gen viere (im Grunde nur drey; denn das für den zweyten Magen, ſeit dem Ariſtoteles, angeſehene Netz, iſt nur ein Anhang des Panſen). Dieſe Mä- gen werden zootomiſch beſchrieben, und angegeben, was ſich in denſelben von Speiſen und dergleichen aufhalte. Die Bemerkungen, über die Verwand- lung des natürlichen Stoffs der 3 Naturreiche ge- hören hieher nicht, ſind auch unrichtig, wenn ſie als allgemein gelten ſollten; denn es iſt höchſt un- wahrſcheinlich, daß z. B. auch Grundtheile des Goldes, der Vitriolſäure, u. ſ. f. in der Maſſe ei- nes thieriſchen Körpers befindlich ſind. Die Ver- dauung dient zu dieſer Verwandlung, welche daher nur ſchlecht ſeyn kann, wenn jene ſchwach iſt. (S. 20.) Eine Urſache der Schwäche ſind (außer an- dern) die Würmer; Kinder, die kein Fleiſch eſſen

dürfen, haben ihrer mehr als andere (ja! aber nicht die vegetabiliſche Nahrung, ſondern die in die Stelle des Fleiſches geſetzten Breie und andere Mehlſpeiſen hegen die Würmer. Gewächſe ſo wenig, als Fleiſch, machen Würmer, aber Breie und Fleiſch bereiten ihnen ein bequemes Lager. Daher in ſolchen Kindern die Wurmkrankheiten, die bey reiner vegetabliſcher Nahrung nicht bemerkt werden) Das Rindvieh und die Schafe (vorzüglich die Pferde) haben viel Würmer, zahmgezogenes Vieh hat mehr als freies; dieſe legen den Grund zur Hauptwurmkrankheit, das iſt: zur Viehſeuche. Woher wird denn aber auch die Lunge angegriffen? Um dieſes zu erklären, beſchreibet der Verfaſſer (S. 21.) ihre Lage in der Bruſthöhle, und das Geſchäft des Athemholens. Er bemerkt dabey, daß, da das Vieh den Kopf immer niedrig hält, leicht die Gurgel (Larynx) beſchädiget werde, wenn ihm gewaltſam etwas beygebracht wird. (S. 22.) Nach der Anzeige der gewöhnlichſten Schlagadern ſpricht er vom Pulſe, der, wenn er fieberhaft iſt, bis zu höchſtens 70 Schlägen ſteigt, dann aber ſchon den Tod ankündigt, im geſunden Zuſtnnde aber nicht über 40 oder 50. geht.

Der zweyte Abſchnitt ſoll die Natur der Viehſeuche lehren. Zahmes Vieh iſt von jeher Krankheiten unterworfen geweſen (wer hat das bezwei-

zweifelt?) dies müſſen Portius Kato, und Kolumela beweiſen. Jener ſoll Mittel gegen die Viehſeuche anrathen, dieſer ihre Zeichen angeben. Und dieſe ſind?— (S. 24)" die Augen werden ſchwach, das Thier zittert, hat Abſcheu vor dem Eſſen, rülpſet, läßt Winde von hinten, widerkäuet nicht, u. ſ. f. Wenn es nicht bey Zeiten Salz, Honig und Zwiebeln bekömmt: ſo ſchwillt der Bauch, die Pein in den Eingeweiden wird heftig, es ſtöhnt, und das Vieh iſt in Gefahr, zu ſterben."

Hier ſieht Hr. Falk doch offenbar wieder, was nicht leicht ein anderer ins Geſicht faßt. Sind denn das die charakteriſtiſch weſentlichen Zeichen der Viehſeuche? Daß das Vieh vom Freſſen abläßt, nicht wiederkäuet, iſt faſt jeder Viehkrankheit eigen, weil die Verdauung, wie beym menſchlichen, ſo beym thieriſchen Körper, ſich in die mehreſten Krankheiten miſchet. Daß ihm die Augen thränen, ſah ich mehrmals beym rothen Waſſer u. a. m. und ſelbſt einen eiterhaften Abfluß aus Naſe und Augen, der doch von Thränen überaus verſchieden iſt. fand ich in der Milz-und Lungenentzündung, einer von vor der Seuche ſich weit entfernenden Krankheit, die ich, ſo bösartig ſie ſich zeigte, dennoch geheilt, und wie ſie es auch nicht war, als anſteckend bemerkt habe. Ja, ich habe Gelegenheit gehabt, die Vereinigung beyder Krankheiten, dieſer Entzündung und der wahren Seuche, zu beobach-

bachten, die eine wahre Komplikation ausmachte. Eben ſo wenig ſind der aufgdunſene Unterleib, das Stöhnen und die Gefahr bezeichnend. Aus ſolchen ſchwankenden Zeichen die Hornviehſeuche errathen wollen, kommt mir ſo vor, als wenn man das Rindvieh ſelbſt jemandem charakteriſiren wollte, und zu dem Ende ſagte: es ſey ein grasfreſſendes Thier, es käue wieder, und es habe einen Kopf, vier Beine, und einen Schwanz.

Wenn Hr. Falk annimmt, daß man erſt ſeit 1710 die Seuche angefangen für eine Viehpeſt zu erklären, und glaubt, daß das Vieh nur durch die widernatürliche Behandlung wegſtarb: ſo irret er ſehr. Dem Ramazzinus (Ramazzini) giebt er Schuld, ſie zu erſt dafür erklärt zu haben. Dies iſt ungegründet; denn die Rede des Ramazzini, worauf der Verfaſſer anſpielt, iſt erſt 1711 zu Ende des Jahres gehalten worden; es giebt aber ein Königl. Preußiſches Edikt aus der Mitte dieſes Jahres, welches einen Theil der gegen die Menſchenpeſt gewöhnlichen Anſtalten auch gegen die Seuche anbefiehlt. Alle italieniſche, alle franzöſiſche engliſche, und endlich alle deutſche Aerzte (einige wunderliche Köpfe etwa abgerechnet) ſind der allgemeinen Meynung, die Viehſeuche ſey ein anſteckendes Fieber; wenn ſie gleich in der Beſtimmung dieſes ganz eigenen Fiebers nicht einig ſind. Allein deſto einiger ſind ſie in Abſicht der Zeichen; und

Ra-

Ramazzini, der zuerſt von der Seuche geſchrieben hat, beſchreibt ſie gerade ſo, wie man ſie noch jetzt in der Natur antrifft, ſowohl nach ihren äuſerlichen, als nach ihren innerlichen Zeichen. Ich kenne das Werk des Quthoff nicht, der 1721 die Seuche in einem lateiniſchen Gedicht beſungen haben ſoll; finde aber deſſen Anführung hier, (S. 28-30.) wo der Verfaſſer alle Gründe und Gegengründe zuſammendrängen ſollte, ſehr überflüſig; noch überflüßiger, was er von derLuſtſeuche auf mehreren Seiten erzählt. Denn ein Beyſpiel beweißt nichts, und hier gilts um Gründe, nicht um Erleiterungen eines Satzes, der ja an ſich verſtändlich genug iſt: daß Herr Falk ohne die Viehſeuche zu kennen, ſich doch das Anſehen des erſten Beobachters derſelben geben will.

Darinn hat der Verfaſſer zwar Recht, daß man viele Krankheiten für anſteckend erklärte, die es nicht waren, und daß man viele wirklich anſteckende Krankheiten ſo gleich für die Peſt ausgab, die wieder nichtsweniger als Peſt waren. Das waren aber einzelne Epidemien, die ihren Genius von der beſondern Zeit erhielten, und ſich dann nie wieder in derſelben ganzen Geſtalt zeigten; alſo Krankheiten, die nur immer von einzelnen Beobachtern beſchrieben werden konnten. So iſts nicht mit den Pocken der Menſchen, nicht mit der Seuche unter dem Hornvieh. Seit 70 Jahren iſt ſie von gelehr-

lehrten und ungelehrten Männern, von Männern, die verſchiedenen medizinischen Syſtemen zugethan waren, zu ſo verſchiedenen Zeiten, in ſo verſchiedenen Ländern beſchrieben worden, und alle dieſe Männer ſahen, was ihnen die Natur darſtellte, eine ſehr bösartige Krankheit; ſie beſchreiben ſie nach den Zeichen, die ſie am lebenden und im todten Viehkörper bemerkt hatten. Herr Falk nennet einige dieſer Männer, (S. 31.) freylich nicht die beſten und vorzüglichſten gerade, und ſcheint ſie weiter nicht, als aus des Hr. D. Krünitz Verzeichniſſe zu kennen.

Sehr gerne würde man ihm indeſſen die Buchgelehrſamkeit nachlaſſen, wenn er nur die Natur deſto beſſer unterſucht hätte. Zwar verachtet er alles, (Ebend.) was ſo viel verdiente Männer davon bekannt gemacht haben, aber offenbar, ohne ihre Schriften zu kennen; denn es wäre ſonſt nicht möglich, daß er nicht wenigſtens daraus ſich einen deutlichen Begriff von der Viehſeuche gebildet haben ſollte. Es gereicht ihm nicht zur Ehre, was er von Hrn. Camper ſagt. Möchte doch Hr. Falk ſo genau die Krankheit beobachtet, ſo beſcheiden und lehrbegierig nachgeſucht haben, was ältere und neuere Aerzte vielleicht ſchon Gutes leiſteten, als Camper, der erſte Zergliederer unſeres Zeitalters, der wahre Arzt, und unter den Schriftſtellern von

der

der Vieharzneykunde, ſicher der erſte und klaßiſch-ſte.

(S. 32. 33.) Nach einigen geſuchten Sentenzen wendet ſich endlich der Verfaſſer zu den Zeichen der Viehſeuche. Die allgemeinen erzählt er, wie der Vieheigner ſie erzählt, oder gleich den Klagen eines hyſteriſchen Frauenzimmers, bis auf das Tröpfeln aus Naſe und Maul, von welchem er ſagt, das es faul werde. Die übrigen kommen mit der Geſchichte des Kolumella überein. Beſondere führt er von Kühen und ſäugenden Kälbern an.

Prognoſtiſche Zeichen ſind ihm, die Verſtopfung, oder der Durchlauf. Jene iſt tödtlich; dieſer muß durchhelfen, und iſt kritiſch (wenn nun aber, wie mehrentheils vorkommt, der Abgang mit Blut und Jauche aus brandigen Geſchwüren vermiſcht iſt?) Junges Vieh ſoll leichter davon kommen, als altes (das kann ich nicht ſagen, wohl aber kamen abortirende Kühe leichter durch.)

Nicht immer geneſet das Vieh, ſagt der Verfaſſer. Alſo doch mehrentheils (ich begreife nicht, wo und welche Seuche er beobachtet haben muß. Wenn nicht auf den Titel die ſogenannte Viehſeuche genannt würde, müßte man glauben, daß er eine ganz neue vorher nicht beſchriebene Viehkrankheit beſchreiben wolle.) Wenn das Vieh in

Mo-

Monatsfriſt nicht geneſen iſt; ſo verfällt es in chroniſche Krankheiten. Oeffnet man es: ſo findet man das Eingeweide im jämmerlichen Zuſtande (von welchem Vieh? von dem an der eigentlichen Viehſeuche, oder an der langwierigen Nachkrankheit verſtorbenen?) Seine Beſchreibung der innern Theile fängt mit dem Netz an; man merkt, es ſey eine heftige Entzündung da geweſen (man nennt dieſes Brand). Die Wampe iſt ausgeſpannt, voll fauler Luft, das Futter iſt verrottet. Die innere Haut ſondert ſich ab, zwiſchen den Zäſerchen ſind Würmer, des Pſalters Blätter ſind kadaveros, das Futter verdorben und trocken, der Geruch unerträglich. Der letzte Magen iſt leer, kadaverös, voll Jauche. Die dünnen Gedärme ſind blau, faulig, eiterig, voll Knoten, der Koth mit Blut und Eiter vermiſcht. Die Leber iſt oft voll Knoten und Würmer, eben ſo die Gebährmutter bey den Kühen. Die Lungen ſind, wie bey Schwindſüchtigen. Die Zunge iſt voll bösartiger Geſchwüre.

(S. 38.) Dies iſt der ganze Schatz von Bemerkungen über geöffnete todte Viehkörper. Nun kommt Theorie, vorher aber eine Anzeige, was Leben und Sterben ſey. Jenes beruht auf Bewegung der Nervenkraft, des Kreislaufs und des Athemholens; nicht auf einer allein ſondern auf allen. Wider Vermuthen wird, zur Einſicht in den Zuſammenhang der natürlichen und dieſer Lebensverrich-

richtung, der Kreislauf und deſſen Hauptorgan, das Herz, beſchrieben; auch die Herzkammer und die Herzohren (Auriculi iſt doch wohl ein Druckfehler) nicht vergeſſen. Aus der allgemeinen Theorie der Empfindlichkeit, und der beſondern des Magens zeigt er daß derſelbe an allen wichtigen Krankheiten Theil nehme. Allein er tadelt die Beſcheidenheit eines **Kampers**, der auf die Frage, was die Seuche ſey? antwortet (S. 42)" Ich antworte das, was zu wünſchem wäre, daß es alle Naturforſcher thäten, daß ich es nicht wiſſe, und daß es über meinen, und aller Sterblichen Begriffe ſey. "Viel, viel ſchätzbarer und nützlicher iſt dieſe beſcheidene Unwiſſenheit, als die prahlende Gelehrſamkeit des Hr. Falk!

(S. 43.) die Witterung iſt nicht die Urſache der Seuche, hat aber Einfluß auf die Zufälle. Die wahre Urſache beſtehet aus - - Würmern im Geblüt.

Aus Würmern, und aus Würmern im Geblüt! und woher weiß das Herr Falk? man höre ſeinen Beweis. Loewenhoek fand Würmchen im männlichen Saamen, alſo iſts möglich, daß Würmer in menſchlichen Säften erzeugt werden. Zwar giebt der Verfaſſer zu, daß ſich nicht leicht, ſo lange das Thier lebt, dergleichen Thierchen erzeugen, ſondern erſt in dem Zuſtande der

Fäu-

Fäulung. Er fragt alſo ſelbſt. Woher die Würmer in Blute des Hornviehes? Aerzte, meine Zeitgenoſſen, laßt uns uuſere bisherige Unwiſſenheit in dieſem uns doch ſo wichtigen Theil der Naturlehre bedauern! (S. 45.) Denn Herrn Falks einer zu ſpäten Zurückkunft aus Engeland war es aufbehalten, uns zu belehren, daß es Würmer im Blute gebe, weil von Verderbung der Säfte Würmer in den Verdauungswegen gehegt werden können. (S. 46.) Einmal wird der Magen des Viehes ſehr ſtark ausgedehnt, und folglich nach und nach ſchwach. Zweytens wird das Vieh erſt nach und nach krank. Nun Würmer bey ihm vorausgeſetzt, auch die üble Behandlungsart, die eine der wichtigſten Krankheitsurſachen des Verfaſſers abgiebt, auch die aus beyden entſtandene Schwäche der Mägen hinzugeſetzt, iſt Wunder, wenn das Futter nun liegen bleibe, und faul wird.

Warum das Vieh nicht ſchleunig krank wird, erklärt der Verfaſſer daher, weil der Panſe von den Würmern zu ſehr geſchwächt worden. (Ich glaubte bisher, daß jede anſteckende Materie ihre Zeit zur völligen Verähnlichung brauchte, wenn ſie gleich ſich vor dem ganzen Ausbruche ſchon ankündigt. Wie lange juckt nicht die Narbe eines von einem tollen Hunde erhaltenen und geheilten Biſſes, ehe die Waſſerſcheu eintritt?) Hieraus macht er nun den erſten Grad, den er **Unverdaulichkeit** nennt, wie

wie er ſagt, nach den Alten. Wenn ein ſolches Vieh geſchlachtet wird, ſollen ſchon alle 4 Mägen, die Leber, und die Gallenblaſe, voll Würmer ſeyn. Dieſe Würmer ſind dem Verfaſſer ein augenſcheinlicher Beweis der Urſache der Seuche; ferner aber auch, das ſich allmählig einfindende Fieber, Durſt, Entzündung, Toben. In dieſem erſten Grade ſoll man dem Vieh noch zu Hülfe kommen können.

Wenn das Vieh aber vom Freſſen, Saufen, und Wiederkauen nachläßt, der Panſe immer ſchwächer wird, das Futter in ihm verfaulet, täglich die Würmer ſich vermehren: ſo entſteht (S. 49.) en Verfaulungsfieber (Faulfieber) entweder mit Verſtopfung, oder mit Durchlauf. Jenes rührt von einer Entzündung her, die leicht in Brand übergeht. Der Durchlauf entſteht von einer Erſchlaffung, wird aber immer bösartiger, und die abgehenden ſcharfen animaliſchen Säfte machen ein Geſchwür; daher Blut und Eiter unter denſelben. Endlich tritt ein hektiſches Fieber hinzu. (S. 50) dabey leidet auch die Abſonderung der Milch. Abortirende Kühe kommen nicht durch (falſch!) wohl aber ſaugende Kälber. Nun fragt der Verfaſſer jeden Vieheigner auf ſein Gewiſſen; ob er nicht jährlich mehr oder weniger Krankheiten unter ſeinem Vieh mit oben angeführten Zeichen bemerkt habe? Er wird, meinet der Verfaſſer, gewiß Ja! antworten. Freylich wohl; denn eine elendere weniger charakteriſtiſche

Anzeige der Zufälle im lebenden, und der innern Erſcheinungen im todten Viehkörper habe ich, ich will nicht ſagen von einem Arzte, ſondern von einem Laien in der Kunſt, vom Scharfrichter, vom Hirten nicht leicht geſehen. Wer will nicht Ja antworten, da faſt alle die Zeichen jeder Kraurheit, wenigſtens doch den meiſten, eigen ſind? was aber unläugbar zur Geſchichte dieſer Krankheit gehört, daß ſie ein Stück nur einmal befalle, nachmals aber verſchone, das übergeht er ganz. Er kann unmöglich mehr als eine Epidemie geſehen haben.

Dritter Abſchnitt. Von epidemiſchen und endemiſchen Krankheiten, und ſolchen, die inoculirt werden können oder nicht. Der Verfaſſer hat lauter verwirrte Begriffe, und hält epidemiſch und anſteckend für eins; das eigentliche epidemiſche verwirret er wieder mit dem endemiſchen, und wirft alles untereinander. Es würde zu weitläufig ſeyn, ihn zurecht zu weiſen, ich übergehe auch daher ſeine Beyſpiele, die er mehrentheils von engliſchen Gegenden und Beſitzungen hernimmt, um mich zu ſeinen Reſultaten zu wenden. (S. 57.) die Viehſeuche iſt an ſich nicht anſteckend, kann es aber werden, durch den Zutritt des Faulfiebers. Der erſte Angriff iſt allemal der heftigſte, daher erkrankt das Vieh, das durchkömmt, nie wieder zu dem Grade. (S. 60.) Man hat keine Beweiſe von

der

der Anſteckung; und wäre ſie auch anſteckend: ſo macht das Verſperren des Viehes die Kranckheit erſt ſo bösartig. (S. 61.) Alle dieſe Vorbaungsmittel ſind thörigt und grauſam; beſonders die Inokulation; denn die Viehſeuche iſt kein Pockenfieber. (S. 62.) Alles was unmittelbar ins Blut kommt, ohne durch die erſten Wege gegangen zu ſeyn, wirkt als Gift, wäre es auch Luft und Waſſer. (S. 63.) Das Leben eines Thieres iſt im Blut; man hatte daher einmal die Grille der Transfuſion, wovon er nur den einen tödlichen Erfolg, als allgemein, zum Grunde legt, und die beyden wahren Heilungen böslich verſchweigt; dann aber die Erfolge eines eingeimpften Pockeneiters erzählt, um ſie mit dem der eingeimpften Seuche zu vergleichen; nachdem er noch zuvor verſichert (er glaubt zwar, er habe es erwieſen, wo ſind aber die Gründe?) das Pockengift beſtehe in Würmern; auch ſehr weitläuftig, und hie und da unrichtig, von dreyerley Giften, nach den drey Naturreichen ſchwatzt. (S. 71.) Alle Anſtecknngen, denn dahin kommt er endlich zurück, ſollen ſich in 9 Tagen äußern: ja bey Menſchen, deren natürlicher Puls 80 Schläge in einer Minute thut, da bey dem Rindvieh in dieſer Zeit nur die Hälfte erfolgt, und alſo keine ſo ſchnelle Aſſimilation geſchehen kann. Und ohne hin gielt dieſer Satz wieder nicht von allen Anſteckungen; (S. 72.) Auch iſt die Viehſeuche eine chroniſche Kranheit (wie? das bösartige und hi-

hitzigſte Fieber dieſes Viehes, das ein Thier von ſo langſamen natürlichem Pulſe mehrmals in 3 Tagen getödtet hat, iſt eine chroniſche Krankheit?) Die eingeimpfte Stelle enthäutet ſich, ehe die Krankheit ausbricht, als wenn das nicht bey der Einimpfung der Pocken auch geſchähe), und macht böſe Zufälle; endlich kommen die tödtlichen Erſcheinungen, die der Verfaſſer nicht der Krankheit, ſondern dem Verfahren zuſchreibt.

(S. 74.) Den Patriotismus des Oberhauptmanns von Oerzen, der doch zwey Drittheile ſeines Viehes durch die Einimpfung rettete, ſucht er zu verkleinern, indem er ihm die in ſeinem Vaterlande erhaltene Stelle eines Oberaufſehers der dortigen Inokulationsanſtalten vorrückt. Höchſt unanſtändig redet er dann von Hrn. Camper, der durch 4 Vorleſungen über die Seuche, ſtatt der verlangten 2000 Gulden, 3000 erhalten haben ſoll. Dieſer verehrungswürdige Mann, der als Patriot, ohngeachtet er zur Ehre eines der Landſtände ſeines Vaterlandes erhoben worden, doch noch die Natur- und Arzeneykunde mit vielen Koſten bearbeitet, verdient eine ſolche Behandlung nicht. Wenn Hr. Falk ſeine Patienten eben ſo oberflächlich behandelt als das ſeuchkranke Hornvieh: ſo ſollte er zu jenem würdigen Niederländer in die Schule gehen, und von ihm lernen, wie man prüfen und unterſuchen, wie man ſich um Gründe aus der Erfah-

fahrung zu ſeinen Urtheilen bemühen muß, ehe man urtheilt. Wenn wir Neuern, Boerhaaven einem Mann zur Seite ſtellen können: ſo iſt es Camper, welcher vor jenem noch die genauere Kenntniß der Anatomie voraus hat, auch nicht ſo gern nach Hypotheſen haſcht, noch weniger aber zu ihrer Gunſt eine Erfahrung verheelt, oder einen Verſuch nicht anſtellt.

Die Däniſchen Einimpfungsanſtalten kenne ich zwar nicht, ſie ſcheinen freylich etwas gewaltſam, haben auch nicht den Nutzen gehabt, wie die Mecklenburgiſchen; mich dünkt aber, das liegt nicht an der Sache ſelbſt, ſondern an Nebenumſtänden.

Nach einigen mit vieler Hitze, und Mangel am Dekorum ausgeſtoſſenen Deklamationen beſchließt der Verfaſſer auch dieſen Abſchnitt, in welchem er viel unrichtiges, und durchaus nichts gründliches, durch Erfahrung und Vernunft beſtättigtes, geſagt, was man aber foderte, Erweiſe ſeiner Theorie, kaum berührt hat; denn ſeine Machtſprüche will er uns doch nicht für Demonſtrationen verkaufen?

(S. 80.) **Vierter Abſchnitt. Von den Heilungsmitteln überhaupt.** Was man bisher angewandt hat iſt vergeblich, (S. 81.) ohngeachtet P. Rato ſchon Salz, mit Knoblauch und Wein vermiſcht, anrieth. (S. 82. 83.) Herr Falk

 zieht

zieht aufs neue gegen Campern zu Felde, der die Perurinde für nützlich und für antiſeptiſch, der Verfaſſer meint, ſie ſey nur zuſammenziehend, erkläret. Er wirft den Aerzten vor, wir wären gegen das Salz; eine allgemeine Beſchuldigung, die unverdient, und von einem Mitarzte alſo ein um ſo gröſſeres Verbrechen iſt. Jedermann läßt dem Salz als Gewürz und als einer auflöſenden Arzeney Gerechtigkeit wiederfahren, darum iſts aber noch kein Vorbauungsmittel gegen die Viehſeuche.

(S. 88.) Der Nutzen des Salzes für die Schafe beweiſet fürs Rindvieh nichts. Um ſich überall als Reformator zu zeigen, ſo tadelt er denn auch die bisherige Viehzucht. Da ich überzeugt bin, daß es bey der Viehſeuche ſo wenig als bey den Kinderblattern, auf vorherige Lebensart ankommt; ſo überſchlage ich alles, was er von der Wartung des Viehes ſagt, wobey denn freylich wieder das Salz die Hauptrolle erhält. Er bildet ſich zwar ein, das Vieh dadurch zu präſerviren; richtigere Erfahrungen hingegen lehren uns zwar den großen Nutzen einer wohlgeordneten Wartung des Viehes überhaupt; allein, auch den völligen Nichteinfluß deſſelben auf die Empfänglichkeit oder den Grad der Bösartigkeit dieſer anſteckenden Seuche.

(S. 112.) Außer dem Salze haben wir noch das Queckſilber, über deſſen Bereitung der Verfaſſer einen eigenen Traktat in engliſcher Sprache geſchrieben, welcher zu Leipzig überſetzt worden. Nach einer ihm gewöhnlichen Ausſchweifung von Wurmtreibenden Mitteln aus dem Pflanzenreich, gehts endlich an die Cur, vorher aber widerräth er das Aderlaſſen (wozu doch eine Hypotheſe bringen kann!) und verbietet, daß kein Getränk gewaltſam eingegoſſen, oder heiß gegeben werde.

Die Arzeney erhält es am beſten in Geſtalt eines Biſſens. Um das Getränk zu wärmen, ſoll man ein glühendes Eiſen darinn abkühlen. Eine Abſonderung des kranken Viehes vom geſunden iſt unnöthig, nöthiger aber die friſche Luft. (S. 117.) Die eigentliche Kur beſteht Anfangs in ſchmalem Futter mit Salz; im Verfolg aus Alliaceis, Meerrettig, Senf. Wenn es hektiſch wird, erhält es hitzige Gewürze und Salz, mit Mehl und Bier, oder Brandtwein in Konſiſtenz gebracht. Gegen den Durchlauf, ein Klyſtir aus Salz und ſüſſer Milch, und nachher innerlich ein halbes Loth Alaun. Gegen die Ruhr kommen unter das Klyſtir noch 20 Gran ☿r. ♎ corroſ. Gegen die Verſtopfung, die er doch von einer heftigen Entzündung herleitete, bekommt das Vieh Knoblauch, Senf, Pfeffer, Salz, mit Mehl und Brandtwein, zum Biſſen gemacht, auch ein Klyſtir aus Seife

 und

und Thran, oder Baumöl. Wenn der Bauch voll iſt, verordnet er eine Purganz aus Jalappen, verſüßtem Queckſilber, Senf und Salz ꝛc. und läßt Salz ums Maul einreiben, und eine Kanne Waſſer nachſaufen. Wenn er angeſchwollen iſt, läßt er den Viehſtich auf der linken Seite zwiſchen den Hüftknochen und den kurzen Ribben beybringen; worauf die Luft herausſauſet. Iſt ſie ſtinkend, ſo iſts ein Zeichen der Krankheit. (Hier iſt wieder des Verfaſſers elende Beobachtungsart ſichtbar; denn es giebt auch noch eine eigene Krankheit des Hornviehes, da ihm der Unterleib anſchwillt. Weil er nun hier guten Erfolg von ſeinem Viehſtich ſah: ſo ſoll das gleich auch Beweis für ſeinen Nutzen in der Seuche ſeyn, und der ganze Zufall ihr angehören. Ueberhaupt gehörte alſo dieſe Beobachtung nicht hieher; denn nach dem Titel ſeines Buchs, wollte er von der Viehſeuche ſchreiben.) Auch im Faulfieber ſoll das Vieh Salz bekommen. Die durch die Inokulation entſtandenen Krankheiten ſollen Lungenkrankheiten ſeyn. (Nein, dieſe Operation bringt die wahre Seuche hervor; aber ſicher hat der Verfaſſer die uneingeimpfte natürliche Seuche gar nicht geſehen, und andere Krankheiten, die während der Impfung im Holſteiniſchen mögen graßirt haben, für natürliche Seuche gehalten.)

End-

Endlich giebt er, zur Verhütung möglicher Anſteckung, das Rezept zu einem Rauchpulver, womit der Stall geräuchert werden ſoll; es beſteht aus künſtlichem Zinnober, Queckſilber, Schwefel, und einigen wohlriechenden Gummis.

Zum Schluß wünſcht er ſeiner Schrift die Aufmerkſamkeit und Folgſamkeit ſeines Vaterlandes.

Noch ſind der Schrift zwey vom Verfaſſer ſelbſt gezeichnete, und ſehr gut geſtochene Kupfer beygelegt. Das erſte ſtellt die Lage der Theile des Unterleibes vor, wie man ſie bey der Oeffnung erblickt. Das zweyte zeigt insbeſondere die innere Einrichtung der vier Mägen mit ihren Säumen, Falten, Hörnern, Wärzchen; hierauf Würmer, wie ſie ſich in Pferden und andern, die ſich im Rindvieh befinden; endlich ein Stück von der Haube, wie ſie darinn in einem an der Seuche verſtorbenen Vieh vorkommen ſollen.

Dieß iſt ein treuer Auszug des Inhalts dieſer Schrift, die ſo vieles Aufſehen gemacht hat. Freylich konnte ich dem Verfaſſer nicht in allen ſeinen Ausſchweifungen folgen, ohne ein Buch zu ſchreiben; ich bin auch den Prunk von Naturhiſtoriſcher Kenntniß und Gelehrſamkeit, deſſen er ſich befliſſen, über-

übergangen, und habe bloß das weſentliche dieſer Schrift in eine Quinteſſenz zu bringen geſucht.

Allerdings ſind der Vortrag, die Machtſprüche, der Flitterſtaat von Gelehrſamkeit, und dergleichen mehr, zu fähig, Leute, die nicht prüfen, irre zu führen, und es wird medizíniſche Theorie und Erfahrung in der Vieharzneykunde erfordert, ſeinen Trugſchlüſſen zu entgehen. Ich werde ſogleich die Gründe angeben, warum mich dieſe und jede ihr ähnliche Schrift nicht überzeugen kann und wird. Ich würde ſie für gefährlich halten (denn eine anſteckende Seuche für nicht anſteckend, und ein gewöhnlicherweiſe unheilbares Uebel, wenn es vernachläſſiget wird, für heilbar zu erklären, könnte, wenn die Wahrheit die Erklärung nicht beſtättigt, viel Schaden anrichten); allein, ich bin von der Unzulänglichkeit aller Vorkehrungen zu ſehr überzeugt, und wenn auch die Einimpfung die von ihr geſchöpfte Hoffnung nicht unterhält: ſo müſſen wir ſchon ſo weiſe ſeyn, und uns unſerm, freylich traurigen Schichſale überlaſſen. Doch, hier ſind meine Gegengründe.

1) Es fehlt, dieſer Meinung noch, viel zu ſehr an Beobachtungen; Herr Falk kann ſich nicht auf die ſeinigen berufen; dann er iſt theils gar nicht zum Beobachter geſchaffen, theils führt er nirgend einzelne Beobachtungen an,

und

und dieſe allein können im der Folge Erfahrungen geben. Es würde allerdings nicht der erſte Fall ſeyn, daß ein einziger Mann die fehlerhaften Theorien vieler Zeitalter verbeſſert oder umgeworfen hätte, wie z. B. Harvey; allein alle dieſe Männer wie machen ſie es? ſuchen ſie uns da, wo es auf Erfahrung ankömmt, durch Raiſonement abzuſpeiſen? ſelbſt Sanktorius, deſſen Schrift aphor.ſtiſch abgefaßt iſt, räſonnirt wenig oder gar nicht. Wenn Pringle uns die antiſeptiſchen Subſtanzen kennen lehren will: ſo macht er Verſuche, und wenn Oeder und Tode uns von dem Fortgange der Einimpfung belehren: ſo iſts kein Raiſonnement, was ſie uns vorſetzen ſondern Verſuche. Was man alſo mit Recht erwarten konnte, war dieſes, das der Verfaſſer namentlich anzeigte, weſſen Vieh, und wie viel Stücke er unterſuchet habe, daß er uns von einem jeden eine Krankengeſchichte lieferte. Und wenn denn, außer der Erfahrung, das Raiſonnement zu Hülfe genommen wird: ſo muß es ſich nicht auf Meinungen und auf Vorurtheile ſtützen. Ich habe mich ſorgfältig bemühet, in der Falkiſchen Schrift eigentliche Gründe aufzufinden, die die ältere Meinung widerlegten, und dieſer neuern zur Befeſtigung dienten, und habe doch wahrlich kaum einen gefunden.

2)

2) Wollen wir einmal annehmen, das Vieh habe wirklich in ſeinem Magen ſo viel Würmer, wie der Verfaſſer behauptet, ohngeachtet ich geſtehe, daß ich ſie bey vielfältigen Unterſuchungen nie in der Menge und Art bemerkt habe: ſo folgt noch gar nicht, daß dieſe Würmer die Urſache der Viehſeuche abgeben. Wenn man erklären will: ſo läßt ſich freilich alles erklären, und es iſt nicht leicht ein ungereimter Satz, den nicht jemand aus der Natur des Körpers, oder der Krankheit, erkläret hätte, wenn es ihm nur darum zu thun war. Allein von zwey Dingen, die koexiſtent ſind, iſt darum noch nicht das eine nothwendig der Grund des andrn, wie die Metaphyſik lehrt; ich will es ſogar darthun, die Viehſeuche ſey die Urſache der Würmer, als Herr Falk, daß die Würmer die Urſache der Seuche abgeben. Ich habe nie ein Pferd, an welcher Krankheit es auch verſtorben war, öffnen ſehen, ohne in ſeinem Magen die bekannten kleinen rothen Würmer, und in den dünnen Gedärmen den Bandwurm zu finden. Iſt deswegen der Bandwurm die Urſache des Steinkropfs? Hr. Falk wird ſagen: ich finde aber dieſe Würmer überall in Stücken, die an der Seuche geſtorben. Aber auch nicht in andern? davon ſagt er ja kein Wort.

3) Würmer in den Verdauungswegen machen durchaus nicht die Zufälle. Es iſt bekannt, daß ſie ſehr merkwürdige Erſcheinungen hervorbringen; aber nie eine ſo heftige Entzündung, die ſo leicht in den Brand übergeht; Man wird einwerfen, daß die Zerſtörung der Nervenhäute wohl den Brand verurſachen könne. Aber dieſe Zerſtöhrung iſt nur lokal; hingegen iſt ſie zu Anfang bey der Seuche ein allgemeiner inflamatoriſcher Zuſtand, und Milz, Leber, Lunge, werden von dieſer Entzündung angegriffen in dieſem Entzündungszuſtande, nicht in dem Verfaulungsfieber, wie Hr. Falk meinen könnte. Sonderbar iſt es auch daß ich dieß Verfaulungsfieber weder ſelbſt angemerket habe, noch von andern beſchrieben finde; denn der Entzündung folgte, wenn ſie ſehr heftig war, der Brand, und mit dieſem eine Verwandlung in Jauche, die allerdings eine Gattung der Faulniß iſt; oder wenn ſie minder heftig war, die Vereiterung. An 2 Kühen habe ich die chroniſche Fäulung bemerkt, die Hr. Falk auch kennt; allein, ſie gehörte nicht mehr zur Seuche, wie er meint, ſondern war ein, freylich langſam tödtendes, Nachübel, das ich ſo wenig zu ihr rechnen kann, als die auf hartnäckige Dreytagsfieber erfolgende Waſſerſucht zu dem kalten Fieber, dem

dem ſie folgt. Dieſer Grund ließe ſich noch ſehr weit ausführen, denn

4) woher, dieß vorausgeſetzt, alſo die Entzündung der edlen Eingeweide in dem erſten Stadio der wirklichen Krankheit?

5) Woher der anfänglich entzündliche, dann aber erſt aufgelöſte Zuſtand des Bluts, die, ohngeachtet der natürlichen Dicke des Hornviehblutes, beyde dennoch ſo merklich ſind, jener beym Aderlaſſen, dieſer beym Todtſtechen? Hat der Verfaſſer auch Vieh aus allen Stadien der Krankheit zu ſeinem Unterricht tödten laſſen?

6) Woher die Anſteckung? Zwar der Verfaſſer will keine Anſteckung Statt finden laſſen; wenn wir aber überein kommen, jede Krankheit, die ſich auf eine unmerkliche Art, durch eine in einem andern Thierkörper derſelben Gattung übergangene Materie fortpflanzt, indem dieſe die Säfte derſelben ſich ähnlich macht, anſteckend (nicht wie der Verfaſſer ſpricht epigemiſch) zu nennen; ſo iſt die Viehſeuche eine anſteckende Krankheit. Dieß beweiſet erſtlich der ſichtbare Fortgang der Seuche von einer Gegend zur andern; im Jahr 1776 bemerkte man ſie im Braunſchweigſchen, ſo wie der

Wind

Wind ſeinen Strich genommen hatte. Ferner, der Ausbruch der Seuche, wenn ſeuchkrankes Vieh unter geſunde Heerden kommt. Der Verfaſſer läugnet dieſes, und macht ſich über Ramazzini luſtig, und meint, wie das verlaufene Vieh die Seuche habe anderswohin verſchleppen können, ohne ſeinen Gefährten zu ſchaden? aber mit Unrecht; denn da man von des verlaufenen Viehes Gefährten nichts weiter gehört habe: ſo konnte Ramazzini auch nichts von ihnen ſagen. Vor vielen Jahren ward auf Königl. Preuß. Befehl ein ſehr würdiger Mann beordert, die Viehhändler, die aus Pohlen kamen, an der Neumarkiſchen Gränze in Geheim zu beobachten. Das Triebvieh ſtarb weg, und ſo brach unter den Heerden, die von dieſem getriebenen Viehe berühret wurden, deſſen Krankheit, die wahre Seuche aus; war das keine anſteckende Krankheit? Endlich drittens würde man nicht begreifen können, wie die Einimpfung gerade dieſelbe Krankheit wieder hervorbringe; nicht wie der Verfaſſer meint, das Verfaulungsfieber, ſondern das entzündliche? Selbſt den Pockenausſchlag nicht zu vergeſſen. Und

7) Woher denn dieſer Pockenausſchlag? Ein von Würmern entſtandenes Verfaulungsfieber bringt ja keinen Ausſchlag hervor, und einen Ausſchlag, der ſo kritiſch iſt, wie dieſe wahren Pocken. Es war mir immer ein gutes Zeichen, wenn er nur bemerkt ward, ich habe ihn immer befördern laſſen, und dadurch manches Stück gerettet. Kein einziges Stück iſt, wie ich als ein ehrlicher Mann verſichere, meines Wiſſens, ohne den Ausſchlag geneſen, und alle meine Bekannten, die die Seuche beobachtet haben, verſichern daſſelbe. Dieſe Pocken faßen wahren Eiter, halten ihre Stadien, und ſind nicht wie das Frieſel, anzuſehen, welches de Haen, und wohl dazu mit Unrecht, allemal für blos ſymptomatiſch erklärt.

8) Und die Würmer im Blut? Dieſe Würmer, aus denen er die Anſteckung der Pocken herleitet, die mir aber nur erdacht zu ſeyn ſcheinen, um die Anſteckung der Viehſeuche zu erklären, weil man ſonſt wohl den Uebergang der Krankheit aus einem in den andern Körper nicht begreifen würde. Wer hat ſie im Blut eines lebenden Thieres bemerkt? Zwar, die Saamenthierchen ſcheinen ja die Gewißheit des Daſeyns belebter Subſtanzen in thieriſchen Säften zu beweiſen, und, wenn

man mit Worten ſpielen will, darf man ja nur mit dem Verfaſſer und einem neuen Engliſchen Schriftſteller (der es häbreiſch beweiſet) annehmen, daß **Leben im Blut** ſey. Jene Saamenthierchen ſind noch nicht als Thierchen gewiß; denn Beobachtung gegen Beobachtung, und wollte Gott, der Verfaſſer bliebe immer bey der Erfahrung, auch in den Pflanzen bemerket man unter dem Sonnenmikroſkop dergleichen Theilchen, die doch hier nur organiſch ſeyn können, welche, mit einem Tropfen Waſſer angefeuchtet, dieſelben Bewegungen, ich möchte ſagen, Kapriolen, ſpielen, die des Verfaſſers Animalcula, nach **Löwenhöeks** ältern (und **Hallers** neuern) Verſuchen, machen.

9) Hat der Verfaſſer ſehr nöthig, ſeine Heilungsart als vortheilhaft durch einzelne Krankengeſchichten zu dokumentiren. Bis jezt haben alle dieſe Mittel in keinem Zeitraum der Vichſeuche etwas verfangen; denn weder die diätetiſche Behandlung, noch die angegebenen Indikate, ſind neu oder ihm eigen.

Dieß ſind denn endlich die Gründe meiner vorhin angegebenen Urtheile, welche ich glimpflicher würde eingerichtet haben, wenn nicht die unanſtändige Behandlung, welche Herr Falk ei-

einem ſo verdienten Mann, als Camper iſt, wiederfahren läßt, erfordert hätte, ihm ſeine Schwäche gegen dieſen groſſen und wahren Arzt in Erinnerung zu bringen. Sollte er fortfahren, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben: ſo verbitten wir im voraus, das ihn ſo gewöhnliche αυτοςέφα, die unnütze Gelehrſamkeit, die überflüſſigen Ausſchweifungen, die gar nicht hieher gehörigen Sentenzen und Sprüche, endlich alle Tyraden und Deklamationen; dagegen empfehlen wir ihm eine ſorgfältigere Beobachtung der Krankheit in der Natur, ein aufmerkſameres Leſen der neurn Schriftſteller, z. B. eines Order und Lentin; und endlich eine gründliche Beſtimmung ſeiner Begriffe.

D. H.

Vid. Magazin für die gerichtliche Arzeneykunde und mediziniſche Polizey, 1. St. S. 740.

XI.

XI.

Auszug, aus des Herrn Profeſſor Campers Vorleſungen, die er über das herumgehende Viehſterben zu Gröningen 1769 öffentlich gehalten. Kopenhagen, 1771. in 8. 133. S.

Erſte Vorleſung.

Ueber die vornehmſten Blutgefäße des Halſes, der Vor- und Hinterfüſſe der Rinder, und über die natürliche Lage der Eingeweide des Unterleibes.

Der Herr Verfaſſer behandelt ſeine Materie in vier Vorleſungen. In der erſten unterſuchet er den Lauf der Blutgefäße, damit man die Stellen, wo die Pulsſchläge am merklichſten ſind, und welche von der Heftigkeit des Fiebers am beſten

 ur-

urtheilen laſſen, wohl kennen möge, und übergeht ſodann auf die Lage der Eingeweide des Unterleibes. In der zwoten Vorleſung werden vorzüglich die vier Mägen, die Leber, die Abſonderung der Galle, die Milz und das Gedärme erklärt. Die dritte hat das Wiederkäuen allein zum Gegenſtande, die vierte endlich beſchäftiget ſich mit der Geſchichte der Krankheit, ihren Zufällen, Zeichen, und der beſten Heilart.

Die Demonſtration der Blutgefäße u. ſ. w. geſchieht an einem geſunden erwürgten Kalbe; wobey folgendes angemerket wird:

Die meiſten holländiſchen Beobachter fühlen den Puls unter dem Schwanze beym Hintern; die Italiener am Halſe, oder Halslappen, und der Achſel. Herr Goelike fühlet ihn am Herzen. Der Verfaſſer glaubt, man könnte es viel gemächlicher an der Hüftpulsader, und an der Armſchlagader thun, vornehmlich wenn die Thiere ſtill ſtünden. Huſtet jedoch das Thier, ſo iſt das Fühlen an der Armſchlagader ohne Erfolg. das Stillſtehen muß man jedesmal zu erzielen ſuchen; beſonders bey Ochſen und jungen Kälbern.

Will man an dem Halslappen den Puls fühlen, ſo bringe man den Finger nahe hin, weil die zwo groſſen Schlagadern dichte an der Luftröhre liegen.

gen. Je näher nun die Finger dem Göderlein, oder dem Halslappen kommem, um ſo beſſer und deutlicher fühlet man den Puls. Aber ſobald das kranke Thier beſtändig ſtöhnt, huſtet und keicht, ſo wird auch der Puls undeutlich.

Greift man den Puls an der Achſelſchlagader, welche aus dem ſeitlichen Äſte der Halsſchlagader entſpringt, ſo bringt man die Hand von hinten zwiſchen der Bruſt in die Achſel, wo man ſie bald wahrnimmt, weil ſie ſich wie eine dicke geſpannte Schnur unter der Haut fühlen läßt. Huſtet das Thier, ſo iſt dieſes Gefühl betrüglich Fühlt man an an der linken Seite, ſo fühlt man auch zugleich deutlich das Schlagen des Herzens.

Die Hüftſchlagader, obſchon ſie mit einem Muskel bedecket iſt, läßt ſich doch fühlen, wenn man von hinten bey einer Kuh die Hand zwiſchen dem Eiter und der Weiche einbringt.

Stehen die Thiere aufrecht, ſo kann dies von vornen und hinten geſchehen, liegen ſie aber, ſo iſts nur von hinten thunlich.

Unter dem Schwanze kann man allemal den Puls fühlen, das Thier mag ſtehen oder liegen, huſten oder nicht und fürchtet nicht den Greifenden.

Was die Zahl der Pulsſchläge anlangt, ſo hat der Verfaſſer zu verſchiedenenmalen nach einander, und bey verſchiedenen Thieren im geſunden Zuſtande gerade 60 Schläge in einer Minute wahrgenommen. Der Marquis von Courtivron zählet deren 38, 41 bis 43 in einer Minute. Dieſe Pulsſchläge ſteigen an der Zahl bis 70, 75, ja 90, wie Hr. Engelmann und andere mit Hr. Camper wahrgenommen haben; aber dann iſt der Schlag ſo ſchwach, daß man ihn beynahe oft nicht fühlen kann.

Dennoch iſt das Pulsgreifen ſo nothwendig nicht, weil man aus verſchiedenen andern Zeichen die Krankheit vollkommen beſtimmen kann, und die Verminderung oder Vermehrung der Schläge auch bey andern Schwachheiten Platz findet.

Bey Oeffnung des Bauches findet man, daß der große Magen, oder die Wampe, mit der Haube ganz in der linken Seite dieſer Höhle liege: ſo wie die Haube gerade unter dem Zwerchfell in der Mitte der Wampe, in der linken Seite niederwärts laufend, mit ihren zweenen Säcken, nachdem Darmbeine zn ihren Sitz hat. Der Lab oder der Labmagen iſt, wie bey allen andern wiederkäuenden Thieren, die mit vier Mägen verſehen ſind, größer als die Wampe zur rechten Seite. Das Netz lieget

get über beyde hin, und ſchließt die dünnen Därme wie in einen Beutel ein.

Der blinde Darm liegt, wie beym Menſchen, meiſt in der rechten Seite, die Leber ganz in eben der Seite, doch der Länge nach. Die Milz iſt in der linken Seite flach gegen die Wampe, das Netz endlich hängt ſich an die beyden Hörner der Wampe und dann wie bey uns, an den Lab, unten längſt dem Magen.

Zwote Vorleſung.

Ueber die vier Mägen insbeſondere, und über die Leber, Milz, u. ſ. w. wie auch über die Eingeweide der Bruſt.

Alle vier Mägen hängen ſo zuſammen, daß ſie eher einige Verengerungen von einer und derſelben Höhle zeigen als abgeſonderte Mägen. Ariſtoteles, der ſie zuerſt beſchrieb, und in vier Theile theilte, gab ihnen folgende Benennungen: den erſten nennet er κοιλιά μεγάλη, das iſt, den großen Magen. Bey den Lateinern heißt er Aquaticulus, la Panſe bey den Franzoſen, auch la Double, oder l' herbier. Perrault gab davon eine beſſere Abbildung, als Peyer und von Büffon. Hr. D'Anbenton hat darinn allzeit Wür-

mer gefunden. Inwendig iſt er mit kleinen Tůpfelchen beſetzt, welche bald ganz weiß, bald braun, und auf den Runzeln bald lichtgelb, bald ſchwärzlich ſind. Die Aegagropilæ werden in der Wampe allein gefunden. Der Verfaſſer nennet ſie Haarballen, und hat ſie vielfältig in Kälbern angetroffen.

Der zweyte Magen, der eine Abtheilung des erſten iſt, und von demſelben durch den Schlingdarm gleichſam abgeſchieden wird, gleicht von außen mehr oder weniger einer Blaſe, aber inwendig iſt er zellicht, und mit kleinen Tůpeflchen verſehen. Getrocknet ſtellet er ein Netzwerk vor, welches Ariſtoteles κεκύφαλος genannt hat. Reticulum nennen es die Lateiner, die Franzoſen Reſeau und le bonnet, die Deutſchen die Haube oder Mitze; auch Trip, von der italieniſchen Benennung la Trippé. **Bůffons** und **Perraults** Abbildungen ſind beſſer, denn **Peyers** ſeine. Der Verf. fand in dieſem Magen allzeit daſſelbe Futter, wie in dem großen.

Die Muskularfaſſern dieſer beyden Mägen ſind ſehr ſtark. **Peyer** hat ſie gut abgebildet.

Der dritte Magen gleicht einem zuſammen gekrůmmten Igel, oder einer krummen Omurke. Er iſt an den Seiten platt, und lieget gegen das Rückgrad

grad zu. Ariſtoteles nennet ihn 'Εχινος, die Lateiner Omaſus, auch Echinus, einige mit Plinius Centipellio, die Deutſchen das Buch, die Franzoſen le feuillet, le millet, mellier und pſeautier; in Niederſachſen heißt er Pſalter.

Er beſtehet aus 24, großen 24 mittelmäßigen und 48 kleinen, folglich aus 96 Blättern, alle dieſe Häutchen ſind mit Tüpflchen verſehen. Die Farbe des innerſten Häutchens iſt eben wie die der Wampe.

In der Viehſeuche iſt in dieſem Magen die Speiſe meiſtens verhärtet; und gleichſam verbrennt. Bey Kälbern die noch ſäugen, oder Milch trinken, findet dies keine Statt.

Oeffnet man den Pſalter eines an der Peſt verſtorbenen Viehes, ſo löſet ſich das inwendige Häutchen ganz ab, und bleibt am Futter kleben, wo es hingegen in einem geſunden, und friſch geſchlachteten und augenblicklich geöffneten Thiere ganz unmöglich abzuſondern iſt, außer das Thier hat ſchon einige Zeit todt gelegen, wo es denn gleichfalls abgehet.

Der Lab iſt der vierte Magen. Ariſtoteles nennet ihn 'κουςρον, die Franzoſen Caillete, auch Fran-

Franche mulle, die Lateiner Abomaſus und Faliſcus.

Er gleicht unſerm Magen, und iſt viel gröſſer, als der Pſalter und die Haube zuſammen. In ſelbem befinden ſich 14 Klappen. Der Pylorus oder der Ausgang vereinigt ſich mit dem Zwölffingerdarm, worein die Galle der Gallenblaſe eintritt.

Die Leber iſt, gegen das Thier zu rechnen, nicht groß. Sie beſtehet aus zween großen Lappen. Die Nabelader wird ihr mitten in der rechten Seite eingefüget, und mit einem kleinern Lappen bedeckt, zwiſchen welchem und dem hinterſten Lappen die Gallenblaſe liegt; welcher Kanal ſich mit dem von der Leber vereinigt, und den gemeinen Gallengang bildet. Längſt dem Leberkanal entſtehen die Leberwürmer.

Die Gallengänge der Leber werden oft mit ſteinigten Rinden von innen beſetz, welche dunkelgrün von Farbe, und wenig von Gallenſteinen verſchieden ſind.

Die Gegrösdrüſe findet man auch in vielen Thieren, und beſonders beym Hornvieh. Sie lieget hinter dem Zwölffingerdarm gegen dem Gallengang zu, und iſt überhaupt kleiner als beym Menſchen.

Das

Das dünne Gedärme gehet von der rechten Seite unter dem Labe durch nach der linken Seite. Es iſt in einem wohlgewachſenen Thiere ſehr lang, und allezeit zart. Hr. D. Aubenton maß es von dem Labe bis an den blinden Darm 114 Fuß.

Das dicke Gedärme wird dicht bey dem rechten Darm verengert, welches nicht weit vom Hintern mit ſehr viel Runzeln beſetzt iſt, wo viele Drüſen herumliegen. Auf dieſen Bau muß man beſonders aus der Urſache merken, weil hier in den kranken Thieren der Koth ſitzen bleibt, und durch ſeine Faulung das inwendige Häutchen ſo angreift, daß bald der kalte Brand daraus entſtehet, und das Blut aus dem Hintern läuft, und einige Häutchen zugleich mit abgehen.

Die Lunge hat eine bleichrothe Farbe, die ins Gelbe fällt, nirgends gehen Blaſen auf, noch Luft heraus; dagegen in dem an der Krankheit verſtorbenen Vieh oft Luft in dem zellichen Gewebe, wie auch unter der Oberfläche der Lunge angetroffen wird. Oft ſind die Lungen ganz angeſteckt, mit purpurnen Flecken beſetzt, und brandigt.

Die Kälberdrüſe, welche bey den Zergliederern Thymus heißt, liegt nicht in der Bruſt, ſondern die kleine Drüſe allein liegt flach über das Herz weg in

in der linken Seite der Bruſt, dennoch nicht ganz, indem ſie aufwärts längſt der Luftröhre läuft,

Die Luftröhre iſt von innen von weiſſer Farbe; man findet dariun weder gelben Schleim, noch Schaum, noch blutige Flecken. In den an der Krankheit verſtorbenen iſt ſie bald ſchwarzroth, bald mit zähen eiterigten Schleim beſetzt, bald mit weiſſem Schaum überzogen mehr oder weniger tief in die Lunge hinein, je nachdem die Krankheit mehr oder weniger auf die Lungen gewirkt hat.

Die Zunge iſt hinterwärts mit Drüſen beſetzt. In den an der Krankheit verſtorbenen hat der Verf. vielmals denſelben eiterigten Schleim auf der Zunge gefunden, welcher eben in der Luftröhre beſchrieben wurde. Die Zunge iſt übrigens ſelten angegriffen, ohne daß ſich nicht ihr dünnes Oberhäutchen leicht abſondern ließe.

Dritte Vorleſung.

Von der Wiederkäuung der reinen und unreinen Thiere, und von dem Hornvieh insbeſondere.

Das Wort wiederkauen, bedeutet das genoſſene Futter zum andernmal käuen, und iſt ein Ausdruck, der im eigentlichen Verſtande nicht wahr iſt; weil Kühe, Schafe, Geiſen und dergleichen, das Kraut, Gras, Heu oder Stroh abbeiſſen und ohne es zu käuen niederſchlucken.

Alle Thiere welche, wiederkäuen, eſſen erſt den Magen mit einmal voll, hernach bringen ſie durch eine beſondere Bewegung, die gleichwohl ſehr ſtark vom Brechen verſchieden iſt, einen kleinen Theil auf einmal von dieſen Speiſen wieder aufwärts in den Mund, und käuen ſie ſehr lange zwiſchen den Backzähnen, wornach ſie es zum zweytenmal niederſchluken, und in einen abgeſonderten Magen bringen, oder in einen andern Theil deſſelben, wenn ſie nur mit einem verſehen ſind.

Die Abſicht, warum der Schöpfer wiederkäuende Thiere geſchaffen, findet der Verfaſſer darinn; damit ſie nämlich ein ſicheres Behältniß bekommen, weil ſie zuviel auf einmal freſſen in Rückſicht ihres Kör-

Körpers. Es würde daher zu viel Zeit nöthig geweſen ſeyn, wenn alles dieſes Futter hätte müſſen erſt fein zermalmet werden; da ſie nun dieſe Menge aufbehalten können, ſo wiederkauen ſie ſolche nach Gemächlichkeit.

Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Wiederkaung nothwendig vier Mägen erheiſche. So wiederkäuen die Haſen, und haben nur einen Mägen, auch die Kaninchen. Gleichergeſtalt wiederkäuen die Schafe, Hirſche, Gazellen und Ziegen, obſchon ſie nur 3 Mägen haben.

Daß das Pferd nicht wiederkäue, iſt nicht die Urſache, weil es nicht mehrere Mägen hat, ſondern weil es ſonſt nicht dazu geſchickt iſt, und nicht mit den dazu gehörigen Backzähnen und Einlenkungen der unterſten Kinnlade verſehen iſt.

Auf die Frage, ob die Pfoten der Thiere ein gewiſſes Zeichen der Wiederkäung abgeben? antwortet Hr. Camper: der Kameel, deſſen Pfoten ſoviel von den Kühen, Schafen, Hirſchen u. ſ. w. unterſchieden ſind, wiederkäuet dennoch; da das Schwein, deſſen Pfoten ſo vollkommen geſpalten ſind, als die der reinen Thiere, nicht wiederkäuet.

Weil die vornehmſten wiederkäuenden Thiere allein in dem Unterkinnbacken Schneidezähne haben,

und

und keine im obern, ſo ſollte man gedenken, daß dieſes ein ſehr weſentliches Kennzeichen zur Beſtimmung des Wiederkäuens wäre; aber wir erblicken gleichwohl das Gegentheil in dem Haſen und Kaninchen, welche nicht allein in der Oberkinnlade zwey groſſe Schneidezähne haben, ſondern auch zwey kleinere hinter derſelben.

Der wahre Charakter der Wiederkäuung muß vielmehr in der Beſchaffenheit der Backzähne, in der Schmäle des Unterkinnbackens, und der Einlenkung geſucht werden.

Dieſes zeigt Hr. Camper durch eine anatomiſche Vergleichung verſchiedener Kinnbacken untereinander ſehr deutlich. Die Thiere, deren Kinnbacken dazu gewählet wurden, ſind gleichfalls verſchiedener Art geweſen. Und nach dieſer Digreſſion kehrt er wieder zu der Wiederkäuung der Rinder zurück, und unterſuchet zuerſt den Schlingdarm. Dieſer erſtrecket ſich von dem groſſen Magen ab, bis hin in den Pſalter oder Omaſus. Seitwärts hat er zween dicke aufſtehende Ränder, die runzlicht ſind; der Darm aber iſt eben und glatt, mit feinen langwürfigen Streifen, die ein wenig erhoben ſind, verſehen; dieſe aufſtehende Ränder ſind wie zwo Lefzen, die ſich zuſammenſchlieſſen können, und die Wampe von der Haube abſondern, wann das wiederkäute Futter zum andernmale längſt dem Schlingdarm

darm nieder kömmt, und in den Pſalter oder dritten Magen gebracht wird. Von auſſen laufen röthliche Muskularfaſern über den Darm ſichtbar weg, und vereinigen ſich mit dem Pſalter, ſo, daß im zweyten Niederſchlucken dieſe zwo Oeffnungen nur eins werden, wodurch die Höhlung erweitert wird, und die Lefzen nur deſto ſtärker wirken können.

Vielleicht wird man einwenden, daß die Schließung dieſer Lefzen nicht vollkommen ſey; das Wiedergekäute alſo in den Wampen zurückfalle, und noch einmal wiedergekäuet werden müſſe, ehe es in den dritten Magen gelangen kann. Allein es iſt gewiß, daß das einmal wiedergekäute Futter nicht erſt ins kleine Netz, oder in die Haube gehet, und dann erſt in den dritten Magen, ſondern daß es unmittelbar aus dem Schlingdarm in den Pſalter komme. Der Verf. hat ſehr viele Mägen von Kühen und Schafen geöffnet; und allzeit unwiedergekäute Nahrung in der Wampe, und in der Haube gefunden. Daher er denn auch dem großen Haller nicht beypflichten kann. Nach dieſer Vorausſchickung übergehet er endlich zur Erklärung des Wiederkäuens.

Die Rinder und dergleichen wiederkäuende Thiere zerknirſchen zu erſt zwiſchen den Backzähnen ihre Nahrung, damit ſie mit dem Speichel vermenget, und gut durch den Schlund in den Wampen über-

übergehen könne. Darinn weicht nun die Speiſe, durch das getrunkene Waſſer, das ſich allzeit in dieſem Magen aufhält, als auch durch den Geifer und die Feuchtigkeiten, die in dieſer Höhle abgeſchieden werden. Die Wärme, der Athemzug, die abwechslende Bewegung der Bauchmuskeln, die Wirkung der Magenmuskeln ſelbſt, alles dieſes zuſammen macht, daß die genoſſenen Kräuter in der Wampe ein wenig gekocht und aufgelöſet werden. Hierauf folget das Aufgeben eines Theiles der Speiſe nach dem Munde, welche, wenn ſie ſehr fein gekäuet, und wohl mit Speichel vermenget iſt, unmittelbar in den dritten Magen geführet wird; wo ſie durch den Zufluß der Feuchtigkeiten aus den Drüſen, die rückwärts der Blätter dieſes Magens liegen, wieder angefeuchtet, und ſodann gleichſam geknetet und ausgepreßt wird. Das feinſte, und beſte Nährende ſcheint in dieſem Eingeweide eingeſchluckt zu werden. Von da gehet die Speiſe in den Lab. Iſt ſie dahin gekommen, empfängt ſie wieder neue Feuchtigkeiten aus den Schleimdrüſen, die überall durch den Lab und ſeine Häute ausgebreitet ſind. Hier wird die Speiſe zum viertenmale verkocht, und in dieſem Magen gerinnet bey ſäugenden Kälbern die Milch. Nach Vollendung dieſer Kochung läuft die Speiſe langſam in den Zwölffingerdarm, und empfängt die Galle der Leber und der Gallblaſe durch den gemeinſchaftlichen Gallengang, und den Saft der Gerkrösdrüſe. Der

Verf. nennet dieſes die 5te Kochung, welche fortwährt bis der Milchſaft ganz ausgeſogen, und der Unrath in Geſtalt eines Breies durch den Maſtdarm ausgetrieben wird.

Daraus lernen wir, daß auch die Heilmittel denſelben Weg gehen müſſen, und alſo kein Mittel ſey, die Wampe auszuleeren, als die Wiederkäung.

Vierte Vorleſung.

Die Hiſtorie, Art, Zufälle und Geneſung von der 1769 herumgehenden Viehſeuche.

Nach vorausgeſchickter litteräriſchen Geſchichte der Seuchen überhaupt, erzählt der Verfaſſer die Zufälle des gegenwärtigen Uebels, unter der Aufſchrift:

Die vornehmſten Zufälle der Krankheit.

Vorboten der Anſteckung giebt es keine. Iſt ſie aber ſchon vorhanden, ſo ſchlägt das Thier aus, wird unluſtig, will nicht trinken, verlieret die Freßluſt. Bald wird es wieder munter, ißt und trinkt,

und

und wiederkäuet; bisweilen wird es unruhig, und knirſcht mit den Zähnen; endlich höret es auf zu wiederkäuen; welches das deutlichſte Zeichen einer Krankheit iſt; ausgenommen bey Milchkälbern, welche nicht wiederkäuen. Ferner bemerket man Schauer, Unruhe, das Thier ſtehet überbeinig. Der Puls ſteigt von 60 bis 70, 75, 80. ja gar bis auf 90 Schläge in einer Minute. Ohren und Hörner werden wechſelsweiſe kalt. Der Abgang hält vielmals in den erſten Tagen ſeinen Lauf, wird bisweilen miſtfärbig, und ſtinket zu Zeiten ſehr nach Biſam; wird oft trocken, oft weich, oft wird das Thier auch verſtopft. Bey zunehmender Schwachheit läßt es den Kopf hängen, und auch die Ohren, der Schwanz verliert ſeine Bewegung, das Blöcken höret auf. Bisweilen huſtet es; die Augen werden trübe, und das Winkhäutchen ſticht hervor, und ſtellet eine bleichrothe Blaſe vor. Das Weiße im Auge iſt mit entzündet, und das ganze Auge aufgelaufen, und giebt ein eiterigtes Weſen von ſich, und wenn die Krankheit am heftigſten iſt, laufen bey einigen die Thränen ſtromweiſe niederwärts.

Aus der Naſe laufen bisweilen häufige Tropfen wie Schweiß, die Anfangs dünne, den dritten Tag aber ſchleimicht und eiterig werden, und mit einem dicken Speichel aus dem Munde herabrinnen, welche Materie aber das Thier nicht wecklecket.

Bey einigen Thieren nimmt der Huſten zu, der Athem wird kurz, das Thier fällt nieder, hebt wieder einmal den Kopf in die Höhe, dann krümmet es den Hals, ſucht auf verſchiedene Weiſe den Athem zu holen, und ſtöhnet. Der Speichel ſchaumet.

Bey andern fällt der Stoff der Krankheit mehr auf die Eingeweide des Bauchs. Die Wampe dehnt ſich aus. Schlägt man darauf mit der Hand, ſo klingt ſie. Zuweilen kracht es ſtark im Rücken, wenn man mit dem Finger darauf drücket. Am 4. 5. oder 6ten Tag miſten viele Thiere dünne, ſo zwar, daß der Koth wie aus einer Spritze herauskömmt, und ſtinket gräßlich, welcher Geſtank die Luft ſehr verdirbt. Bisweilen iſt dieſer Abgang mit Blut und Eiter vermenget. Andere ſpritzen gar nicht, ſondern ſterben mit dem Kothe im Darm, woraus blutiges, eiterigtes Weſen fließt. Weibliche Thiere haben geſchwollene Geburtsglieder, die zugleich offen ſind.

Die Blaſe verliert auch bey den meiſten ihre Kraft. Die Milch vermindert ſich, wird dick, und verderbt in den Eutern.

Zuweilen ſtirbt das Thier in 24 Stunden, zuweilen wieder den dritten, 4 oder 5ten Tag; und

zwar

zwar bald mit ausgeſtreckten, bald mit eingezogenen Beinen.

In der Krankheit liegen die Thiere bald auf dieſer, bald auf jener Seite.

Bey einigen erſcheinet ein Ausſchlag auf der Haut, meiſt in den Weichen.

Bey verſtorbenen Thieren hat der Verfaſſer das Blut allzeit flůßig gefunden, nie geronnen.

Die Beſchaffenheit, ſo inwendig gefunden worden.

Das Netz iſt bey vielen entzůndet und vom kalten Brande angegriffen geweſen. Hie und da ſah man rothe, braune und ſchwarze Flecke. So auch die Wampe mehr oder weniger. So wie bey der Trommelſucht war ſie bisweilen mit Luft angeblaſen.

Das důnne Gedårme, ſowohl wie das dicke, war bisweilen einfårbig blau, purpurhaft und ſchwarz: ein Theil davon weniger, das andere mehr. Die Milz war meiſt ganz bleich in den alten Kůhen, aſchgrau, eiterhaft, und inwendig durch das ſtinkende Blut wie verfaulet; die Leber meiſtens

ſtens misfärbig, bey etlichen verfault, und bey allen mit Leberwürmern beſetzt, die in groſser Menge die Gallengänge ausfüllten. Hier aber ſtarben die Thiere nicht. Die Gallblaſe war bey allen über die maſſen erweitert, und mit ſtinkender Galle angefüllt. Die Leber hatte ein einzigesmal eine Luftgeſchwulſt.

Inwendig im Panzen war alles das Eſſen und Getränk, ſo das Thier vor der Heftigkeit der Krankheit zu ſich genommen hatte, ſehr verdorben, und von einem unerträglichen Geſtank. Die inwendige Haut lieſs ſich in groſsen Stücken abziehen. Die Haube war eben ſo beſchaffen. Der Pſalter, oder Omaſus, iſt bey allen ſehr eingezogen, von auſsen entzündet und mit Flecken beſetzt geweſen. Inwendig nach der Feſte des Futters mit mehr oder weniger hartem Zeuge angefüllt.

An beyden Seiten dieſes harten Zeuges ſaſs das oberſte Häutchen feſt angeklebt, und durch die Abſterbung abgeſondert. Bey andern ſah man das Blut in den vertrockneten Gefäſsen durchſcheinen; und in den Lab floſs öfter ein ſehr ſcharfes und ſtinkendes Zeug.

Den Lab fand der Verf. meiſt ledig, das iſt, ſonder Speiſe, doch von Winden aufgetrieben, und dann einmal mit blutigem brandigten Zeuge beſetzt.

Das

Das innere Häutchen ſonderte ſich ebenfalls leicht ab. In dem dünnen Gedärme, vornemlich im Ileo, zeigte ſich zuweilen ein ſtinkendes ausgelaufenes Blut. In dickem Gedärme war geronnen Blut, dann ein gelber Abgang, oder auch von einer Farbe, die kaum zu beſchreiben iſt. Der Maſtdarm war bey vielen ſehr am Hintern entzündet und mit blutigem Zeuge rund um den verhärteten Koth beſetzt, beſonders der gefaltete oder runzlichte Theil.

Bey ſaugenden Kälbern gieng das innerſte Häutchen ab, und die Leber hatte keine Würmer.

Die Nieren waren mehrſtentheils blaß von Farbe, die Blaſe bey allen mit Harn angefüllt; gleichwohl in einem Kalbe ziemlich leer.

Bey trächtigen Kühen war die Gebärmutter eben ſo, wie die Mägen entzündet. Die Euter gleichfalls, und hielten dicke Milch.

Die Lungen ſind meiſtens hie und da entzündet, und mit Purpurflecken beſetzt geweſen; der kalte Brand war manchmal mehr in dem einen Lappen als in dem andern. In verſchiedenen war Luft eingeſperret.

Bey einigen war die Luftröhre von innen ledig, das Häutchen mit rothen, blauen und brandig-

ten Flecken beſetzt, oder auch ganz und gar vom kalten Brande ergriffen; bey andern war ſie mit einem dünnen eiterigten Häutchen überzogen, in meiſten aber mit einem weiſſen Schaum ganz angefüllt.

Dieſer Schaum gehet auch durch die Lunge.

Die Kehle iſt bey allen entzündet geweſen, meiſt bey denen, die viel Schaum in der Luftröhre hatten.

Die Naſenlöcher inwendig, und die Zunge waren meiſtentheils geſund, ausgenommen die Wurzel der Zunge.

Verſchiedene hatten die Muskeln des Halſes, und das Fett vom Göderlein entzündet, auch die Augen. Dies ſind Beobachtungen des Verfaſſers, mit denen er auch die Beobachtungen anderer verbindet.

Zeichen der Beſſerung und Gefahr.

Hier geſtehet Hr. Camper, daß er nur wenig ſagen könne. Bäulen und Räudigkeit hat er als ſehr unſichere Zeichen befunden. So ſind auch betrüglich, das Laufen aus der Naſe, das Rinnen und Flieſſen der Augen und das ſonſt heilſame Sprizen

zen von hinten. Das einzige Zeichen iſt, wenn die Thiere anfangen zu eſſen, und zu wiederkäuen, vornehmlich, wann der Huſten abnimmt, und ſie dann und wann eins durchhuſten. Aber auch dies kann betrügen. Wenn der Bauch ſich wie eine Trommel aufbläßt, ſtirbt das Thier ſicher, auch wann der Luftröhrenſchaum aus Mund und Naſen zu brauſen anfängt. Gefahr iſt vorhanden, wann der Kopf nachhängt, und das Thier nicht wiederkäuet. Das Uebel beſſert ſich, wann Hörner und Ohren warmer werden, ſich der Schwanz bewegt. Das Mißgebären iſt ebenfalls betrüglich, ſo auch der Verluſt des Haarbuſches.

Die Urſachen dieſer Krankheit.

Die vornehmſten ſind: harte Winter, verhinderte Ausdünſtung, Würmer, verdorbenes ſchlechtes Futter. Dieß geben ſehr viele als Urſachen an; allein Hr. Camper macht dagegen Einwendungen, die da beweiſen; daß nicht allemal auf dieſe Urſache eine Seuche erfolgt ſey, und wirft die Frage auf, warum Thiere die ſchon einmal die Seuche überſtanden haben, nicht auch wiederholt davon angegriffen werder, da doch die Urſachen immer beybleiben?

Man muß alſo fragen, was iſt die Anſteckung? Wie iſt ſie entſtanden? Hr. Camper antwortet mit den größten Naturfoeſchern, er wiſſe es nicht.

Die

Die Art der Seuche und Hülfsmittel.

Die Krankheit iſt nichts anders, als ein anſte=kendes Faulungsfieber, wodurch das Blut verdorben, die Eingeweide des Bauchs und der Bruſt, wie auch die Kehle, die Zunge, die Naſe und Augen, nnd bisweilen das Gehirn heftig entzündet werden, und zwar ſo, daß die Abſterbung vornehmlich in den Eingeweiden des Bauchs und der Bruſt Statt findet. Sie muß daher alſo auch, als ein Fäulungsfieber behandelt werden. Sie iſt auch kein einfaches Entzündungsfieber, denn ſo müßten ja kühlende Mittel nützlich geweſen ſeyn, da gleichwohl die Erfahrung gelehret hat, daß das Aderlaſſen, Salpeter u. ſ. w. mehr geſchadet als genützet haben. Was demnach die Heilar betrifft, ſo ſind vier Dinge zu beobachten: erſtens, daß man die Anſteckung abhalte oder vermindere; zweytens, daß man die Feuchtigkeiten vor Verderbung bewahre; drittens, daß man die Kräfte erhalte, und endlich viertens, daß, wenn die Krankheit ihren Anfang nimmt, der Leib gereiniget werde.

Was die Abhaltung der Anſteckung anlangt, ſo ſind die Mittel, die Hr. Camper anführt, allgemein bekannt, und ſollten allemal angewandt werden z. B. Abſonderung der Geſunden, Saltzlecken, Reinigung &c. &c.

In

In Anſehung der Bewahrung der Feuchtigkeiten vor Verderbung, ſagt der Verfaſſer, daß die Chinarinde hiezu das beſte Mittel ſey, und beruft ſich auf Pringles Erfahrung. Weil aber dieſes Mittel zu theuer iſt, ſo verſuchte Hr. Camper die Weidenrinde. Er ließ Abſötte machen, von gleichviel Chinarinde, Eſchenholz und weiſſen Waſſerweiden, worein er Kalbfleiſch legte, und gefunden hat, daß es nicht ſo leicht faulte. Um es aber noch kräftiger zu machen, nahm er Vitriolöl dazu, und gab ſo den Abſud dem Viehe.

Sodann rathet er auch äußere Mittel, als ſpaniſche Fliegen auf dem Rücken, und am Schuft.

Reinigung der Thiere kann nicht ſchaden.

Eſſigdampf, Räuchhern mit Schwefel, Toback, Schießpulver u. ſ. w. ſind unnütze Mittel. Die Einimpfung ſcheinet dem Verf. das beſte Mittel gegen die Seuche zu ſeyn.

XII.

Fortſetzung der zum Beſten der Thierarzney und Viehzucht an verſchiedenen Höfen erlaſſenen, und von Hrn. Bergius geſammlten Verordnungen.

I.

Königl. Preußiſches Circulare an ſämmtliche Landräthe, wegen Verbeſſerung der Pferdzucht im Lande, und der in dieſer Abſicht anzuſchaffenden Beſchäler. De dato Breslau, den 23. Febr. 1764.

Friedrich, König ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unſern ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wir haben euch unterm 5ten December a. p. ausführlich zu erkennen gegeben, wie nöthig es iſt, auf die Verbeſſerung der

der Pferdezucht im Lande zu denken, und es iſt euch zu dem Ende zugleich mit anbefohlen worden, gegen den 20ſten m. pr. einen Plan, wie dieſe Abſicht im Kreiſe am beſten erreichet werden könne, einzuſenden.

Wie dieſer Plan eingerichtet werden ſolle, iſt euch zugleich mit an die Hand gegeben, gleichwohl haben einige Landräthe ſolchen gar nicht ausgebreitet, andere aber ſolchen blos von der Fauſt niedergeſchrieben, ohne ſich um die weitere Ausführung zu bekümmern, nur einige wenige, und darunter beſonders die Landräthe des Loblinitzer und Wartenberger Kreiſes, haben hierbey ihren Fleiß und gewöhnliche Applikation in der Art erwieſen, daß ſie darüber mit einem gründlichen Raiſonnement berichtet, und die ſich dagegen äußerenden Schwierigkeiten, die andere nur niedergeſchrieben, zu heben geſucht haben.

Ein jeder iſt darauf nach Anleitung der von ihm beygebrachten Umſtände ſpeciel beſchieden, allen aber generaliter bekannt gemacht worden, daß im Mart. und April c. ſämmtliche Stuten im Kreiſe mit guten Hengſten beleget ſeyn müßten, zu welchem Ende der Beſtand der Stuten itzt aufzunehmen, und jedem Dorfe der vor ſelbiges angeſchafte oder ſonſt ausgemittelte Hengſt anzuweiſen, auch jedem Dorfe bekanntzumachen wäre, daß im May c. eine Reviſion vorgenommen werden ſolle, um

ſu

zu ſehen, ob die Stuten beſtanden, auch von einem guten Beſchäler beleget worden. Um aber den Ernſt zu Ausführung dieſer dem Lande vorzüglich nützlichen Sache deſto mehr zu zeigen, und einem jeden darunter deſto deutlicher zu inſtruiren: ſo wird hiemit anderweit verordnet und feſtgeſetzet, daß

1) der Pferdſtand voritzt nach den Sorten, als Hengſte, Stuten, Wallachen individualiter aufgenommen werden ſolle, und

2) um die Stuten alle mit guten Hengſten belegen zu können, müſſen ſolche in hinlänglicher Anzahl ausgemittelt werden, daß ſie nämlich entweder bereits vorhanden, oder in continenti angeſchaffet werden.

3) Muß der Hengſt nach der im Kreiße befindlichen Art Pferde, doch allemal größer und beſſer gewählet werden, er muß auch gut von Kopf, Ohren, Halſe, Bruſt und Kreuze, geſchloſſenem Leibe, geſtreckt und von reinen, nicht behangenen, aber kurz geköteten Füſſen ſeyn, worauf beſonders zu ſehen iſt.

Es will zwar behauptet werden, daß ein Hengſt zu 50 bis 70 Stuten hinlänglich; da es aber nicht auf das bloſe Beſpringen, ſondern auf

das

das Beſtehen ankömmt; ſo werden nicht über 20 Stuten auf einen Hengſt zu rechnen ſeyn.

4) Um die Stuten in der Ackerzeit gebrauchen zu können, und die Fohlen, wenn ſie abgewohnet, lieber ins Gras, als bey das trockene Futter zu bringen, müſſen die Stuten im März und April beleget werden. Der Unterſchied eines ſpäten Fohlen fällt überhaupt, am mehrſten aber alsdann in die Augen, wenn die Stute nicht ſonderlich geſchonet werden kann.

Um aber zu guten Hengſten zu kommen; ſo müſſen

5.) diejenigen Dominia, welche ausgeſetzte Bauern haben, die nöthigen Beſchäler anſchaffen, und damit der Unterthanen Pferde umſonſt belegen laſſen, weil ſelbige hiedurch hauptſächlich darinn gewinnen, daß, wenn der Bauer ſich ſolchergeſtalt die Pferde ſelbſt zuziehen muß, ſie ſolche weniger anzukaufen, werden nöthig haben, welches nicht allein den Springhafer, ſondern den Hengſt ſelbſt vielfach erſetzen wird; und wenn natürlicher Weiſe der Bauer dadurch auch zu beſſerm Geſpann kommt, derſelbe auch im Stande iſt, damit beſſere Dienſte zu leiſten.

6)

6 Wird die nöthigen Beſchäler auch für die erblichen Bauern anzuſchaffen, inſoweit ſie ſchwach ſind, den Dominiis allemal ſehr vortheilhaft ſeyn, denn beym ſchlechten Geſpann wird oben hin geackert, wenn aber das Geſpann durch eigene Zucht verbeſſert wird; ſo kann ein Einſchnitt von einer beſſern Beackerung viele Beſchäler bezahlen.

Wir zweifeln daher nicht, daß ſothane Dominia ihren eigenen Nutzen und Unſere Intention zu erreichen ſuchen, und die nöthigen Beſchäler anſchaffen werden.

Dieſen müſſen die erblichen Bauern aber eine beſtimmte Quantität Hafer für den Beſchäler jährlich geben, und glauben wir, daß in Anſehung ihres eigenen Nutzens, und da ſie dergleichen Beſchäler doch mit zur Arbeit gebrauchen können, ſelbige mit einem Scheffel Hafer jährlich von jedem Bauer, oder höchſtens mit 24 Scheffel auf einen Beſchäler zufrieden ſeyn könnten. Wenn aber

7) erbliche Bauern den Dominiis weniger, und beſonders keine Ackerdienſte verrichten, und ſelbige nach Gelegenheit der Gegenden beträchtliche Güter haben; ſo gereichet den Dominiis dabey die Verbeſſerung des Pferdeſtandes nicht ſo viel zum Nutzen; indeſſen muß ihnen

doch

doch auch gelegen ſeyn, ob ihre Unterhanen in guten Umſtänden ſind, und wird es uns zum Wohlgefallen gereichen, wenn ſie auch in dem Fall, um dieſe zu verbeſſern, gute Beſchäler für ſelbige mit halten; doch kennen ſie dagegen von ihren 36 Scheffel Hafer auf einen Hengſt, 1 und ein halben Scheffel von jedem Bauern fodern.

Will ſich ein Dominium nicht dazu verſtehen; ſo iſt nöthig, einen Schützen oder Bauern auszumitteln, der jenen oben beſchriebenen gut gebauten Hengſt auf ſeine eigene Koſten anſchaffe, darauf etwan 36 Scheffel Hafer nehme, und dagegen die Stuten der Bauer, die den Hafer aufbringen, umſonſt belegen ließe. Iſt auch

8) Dieſes zu effektuiren nicht möglich, und der Beſchäler weder nach dem, was ſub Nro 5 noch nach dem was ſub Nro 6 angenommen, zu erhalten ſeyn wird, ſo müſſen etwan 20 Bauern zuſammentreten, um einen anzuſchaffen und zu unterhalten. Selbigen beſtändig ſtille ſtehen zu laſſen, iſt in aller Betrachtung nicht gut. Der, der ihn ins Futter bekömmt, muß ihn dahero mäſſig gebrauchen, und fournirt dagegen das Rauchfutter, bekömmt dabey nichts vor deſſen Wartung, da-

gegen aber, und nachdem der Hengſt groß iſt, auch wohl mehr als 36 Scheffel Hafer. Dabey müſſen Schulz und Gerichte auf die Wartung dergleichen Pferde wohl Acht haben, und es iſt nöthig, daß gleich ausgemacht werde, zu welchen Arbeiten der gemeine Hengſt gebraucht werden ſoll. Weil aber dennoch beym Unglück und Abgang eines ſolchen Pferdes allemal vieler Streit und Weitläuftigkeiten entſtehen können; ſo wird es beſſer ſeyn, auf eine der obigen Arten vor einen guten Beſchäler, den einer anſchaffet, zu ſorgen. Und damit

9) Nicht ſo ſehr auf die vielen Sprünge der Hengſte, ſondern auf das Beſtehen der Stuten geſehen würde; ſo wird in keinem Fall Sprunggeld bezahlet, weil nach obigem deſtomehr Hofer gegeben wird; doch werden dem Knechte, der den Hengſt wartet, 1 bis 2 Sgl. Biergeld zugebilliget. Um aber

10) überzeugt zu ſeyn, ob die Stuten verordnetermaſſen mit guten Hengſten beleget worden und beſtanden ſind, müſſen die Landdragoner die Oerter, wo die angewieſenen Beſchäler ſtehen, im May a. c. bereiſen, und eine Nachweiſung der dahin angewieſenen Stuten haben.

Die

Die ſämmtlich dahin angewieſenen Stuten müſſen in dem deshalb jeden Orts bekannt zu machenden Termin nach dem Ort, wo der Hengſt ſtehet, gebracht, und in Beyſeyn der Landdragoner bey dem Hengſt gelaſſen werden, um die, welche nicht beſtanden, und den Hengſt annehmen, annoch belegen zu laſſen.

Und damit die Eigenthümer der Stuten es nicht auf die Extremität ankommen laſſen, muß jeder Bauer, deſſen Stute alsdann noch nicht beſtanden, 8 Ggr. geben, wovon 2 Ggr. der Landdragoner, 2 Ggr. der Knecht, der den Hengſt wartet, und 4 Ggr. der Eigenthümer des Hengſtes bekommt. Derjenige, ſo mit der Stute nicht kommt, muß 12 Ggr. geben, und den nach ihm zu ſchickenden Boten bezahlen; von dieſen 12 Groſchen bekommt der Landdragoner, der ihn abwarten muß, 2 Ggr. die übrigen 10 Ggr. aber flieſſen zur Gemeinkaſſe. Und weil

11) der Widerſinn der Menſchen oft ſo weit gehet, daß ſie nichts thun, wenn ſie nicht überſehen werden können; ſo müſſen entweder die Gerichte, wo der Hengſt ſtehet, jedesmal ein Atteſt ex officio, oder umſonſt geben, wenn eine Stute belegt worden, oder diejenigen, die den Hengſt halten, müſſen

 mit

mit jedem ihm zugeſchlagenen Bauer einen Kerbſtock halten, und anzeichnen, wie oft ihm eine Stute zum Belegen gebracht worden. Wer dergleichen gar nicht aufweiſen kann, muß einige Stunden in Stock geſetzt, und bey fernerm Ungehorſam Uns zu nachdrücklicher Beſtrafung angezeiget werden.

12) Muß der Beſchäler im März und April entweder beſtändig zu Hauſe ſeyn, oder wenigſtens nicht vom Dorffelde kommen, damit die, welche die Stuten bringen, niemals vergebens reiſen dürfen; damit aber auch nicht zu viel auf einmal kommen; ſo muß darunter eine gehörige Einrichtung gemacht werden. Wenn übrigens des Landdragoners Reviſion geendiget; ſo muß eine Nachweiſung der bey der Reviſion beſtandenen, wie auch der damals noch belegten Stutten, der ſub nro. 1. & 2. verfügten Aufnahme angehänget werden, und ſothane Nachweiſung muß medio Junii bey 2 Rthlr Strafe hier ſeyn.

Es kann dabey aus der Sache nichts erſprießliches werden, wenn ihr nicht mit jedem Dorfe ins Detail entriret, und ſogleich alles, was dabey zu veranſtalten, mit Communikation der Intereſſenten abmachet und unterſchreibet.

Die

Die darüber aufzunehmende Protocolla erwarten Wir höchſtens mit Ausgang April bey gleichmäßiger Strafe von 2 Rthlr, und da Wir euch nun hinlänglich Zeit laſſen; ſo verlangen Wir auch darunter was ſolides, wobey vorzüglich nöthig, die Qualität der Leute zu beſtimmen, wie die Sache nach, 5, 6, 7 oder 8 gefaßt werden ſoll, und wie ſie abgemacht.

Wer hierinn nur obenhin entriret, der wird gewiß beſtrafet werden; und damit um deſto weniger ein Umſtand übergangen werden kann; ſo muß Nummer vor Nummer durchgegangen werden.

Diejenigen Landräthe, welche zu unſerer Zufriedenheit die Sache gut eingeleitet haben, werden dieſer Vorſchrift gar leicht nachkommen können, und die anderen müſſen hierunter das Verſäumte nachzuholen bemühet ſeyn.

Und da nun alle Einwendungen wegfallen, als hätten im Gebirge 20 Bauern kaum eine Stute, weil Wir für dieſes Jahr nur die gegenwärtigen Stuten mit guten Hengſten belegt wiſſen wollen, ferner die Bauern, ſo nur Ochſen halten, hie-

rinn gleichfalls ausgenommen ſind, auch nur in jeder Gegend vom guten Schlage Beſchäler verlangen; ſo nehmen Wir ganz und gar keine Entſchuldigungen oder Schwierigkeiten dagegen an; ſondern verlangen von euch, daß, ſo wie es einige rühmlich gethan, ihr auch euch in Hebung der dagegen ſtreitenden Schwierigkeiten hervorzuthun, bemühen müſſet, weil hierinn ein Landrath Ueberlegung und Applikation zeigen kann. Und iſt es nicht möglich, mit jedem Individuo dieſerhalb ins Detail zu gehen, und einen jeden ſo zu inſtruiren, daß er nur ausführen, aber ſelbſt nichts übergehen dürfe? Die bloſſe Communikation dieſer Ordre entlediget euch der hierinn obhabenden Pflichten nicht. Sind ꝛc. ꝛc. ꝛc.

2.

Königl. Preußiſches Circulare an ſämmtliche Landräthe, wegen Anſchaffung mehrer Stuten, und der verbotenen Ausfuhr derſelben außer Landes. De dato Breslau, den 5ten May 1764.

Friedrich, König ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unſern ꝛc. ꝛc. ꝛc. Da Wir aus den eingegangenen Nachrichten wahrgenommen haben, daß im Lan-

Lande wenig Stuten vorhanden ſind, dagegen aber ſo viel Wallachen exiſtiren, daß deren wohl 10 gegen eine Stute gerechnet werden können, der Endzweck aber zur Verbeſſerung und Vermehrung der Pferdzucht nicht erreichet werden kann, wenn es an den erforderlichen Stuten oder Mutterpferden mangelt, und es dahero nothwendig iſt, nicht allein die ſchon vorhandenen Stuten im Lande zu conſerviren, ſondern auch dahin bedacht zu ſeyn, daß deren noch mehrere angeſchaffet werden; als finden Wir vor nöthig, den Verkauf und die Ausfuhr der Stuten außer Landes hiedurch gänzlich zu verbieten, und befehlen euch zugleich in Gnaden, die Dominia und Gemeinden eueres Kreißes anzuhalten, daß ſie ſich bemühen, ſowohl zu ihrem eigenen als allgemeinen Beſten mehrere Stuten anzuſchaffen, und dadurch die Pferdzucht im Lande zu verbeſſern und zu vermehren, zu welchem Ende euch die ſchon ehehin wegen Anſchaffung und Unterhaltung tüchtiger Beſchäler erlaſſene Verfügung hiemit anderweit in Erinnerung gebracht wird, um darauf mit allen Ernſte zu halten, daß ſolche beobachtet, und von der gemachten Einrichtung auf keine Weiſe abgegangen werde; wie Wir denn auch hoffen, daß ihr die Reviſion von den belegten und beſtandenen Stuten im Kreiße ohnfehlbar vornehmen, und die Nachrichten hievon, welche ult. hujus eingehen ſollen, in termino einreichen werdet. Sind ꝛc. ꝛc.

3.

Königl. Preußiſches Cirkulare an ſämmtliche Landräthe, wegen gewiſſer gegen das Schafſterben anzuwendenden Mittel. De dato Glogau, den 7ten Nov. 1763.

Friedrich ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unſern ꝛc. ꝛc. ꝛc. Es ſind Unſerer allerhöchſten Perſon gewiſſe Remedes gegen die gewöhnlichen Krankheiten der Schafe und zu Verhütung des daher entſtehenden Schafſterben zugekommen, welche bereits auswärts ſehr bewährt befunden worden.

Ob nun wohl, ſo viele uns bekannt, dermalen dieſe Krankheit unter dem Schafvieh nicht exiſtiret; ſo haben wir gleichwohl nicht unterlaſſen wollen, euch von ſothanen Mitteln Communication zu machen. Es geſchiehet ſolche in der abſchriftlichen Anlage, und Wir befehlen euch dabey in Gnaden, damit in vorkommenden Fällen einen Verſuch zu machen, die dabey vorgeſchriebene Methode genau zu obſerviren, und von der Wirkung umſtändlich

zu

zu berichten, immaſſen Wir allerhöchſt ſelbſt davon unterrichtet ſeyn wollen. Seynd ꝛc. ꝛc.

Copia.

Die in einigen franzöſiſchen Provinzen Claveau (Pocken) genannte Seuche, welche verſchiedene Schriftſteller für das ſogenannte wilde Feuer (feu ſacre) gehalten, iſt eine wirkliche Art von Pocken, und den Kindblattern vollkommen ähnlich. Bey einem von dieſer Seuche befallenen Vieh finden ſich die nämlichen Symptomata, und die Krankheit hat eben den Fortgang, und eben die Wirkungen.

Da mich die Geſellſchaft des Ackerbaues zu Paris wegen der zur Dämpfung dieſer Art von Seuche in den Beauvaiſis dienliche Mittel zu Rathe gezogen, ſo habe geglaubet, bey dieſer Gelegenheit darnach zu trachten, mich von der vollkommenen Aehnlichkeit dieſer zweyen Arten von Krankheiten zu überzeugen ſchuldig zu ſeyn.

Nachdem ich verſchiedene Mittel, und die Art, ſelbige zu gebrauchen, angezeiget; ſo ſchlug ich vor, unterſchiedliche Experimenta, und unter andern die Inokulation vorzunehmen. Der Endzweck aller meiner Experimente gieng dahin, nicht allein die Arzneykunſt, die des Menſchen Krankheiten betrachtet, ſondern auch diejenige, die die Viehkrankheiten un-

unterſuchet, in ein neues Licht zu ſetzen. Ene kann nur durch die andere verbeſſert werden.

Ich empfahl ſehr viele Behutſamkeit bey der Inokulation, weil ich mir den Erfolg dieſes Verſuchs zu Nutze machen wollte, ohne die Seuche zu verbreiten.

Der franzöſiſche Finanzminiſter hat meinen Vorſchlag gebilliget, und man hat in Beauvais die Inokulation vorgenommen, von deren Folgen ich noch den Bericht erwarte.

Ob aber gleich verſchiedenes Schafvieh, und einige einzele Heerden dadurch gerettet werden können; ſo würde ſie doch eher für nachtheilig als vortheilhaft halten, weil zu befürchten ſtehet, daß die Inokulation des ſogenannten Claveau dieſe Seuche verbreitet, und ſo allgemein machet, daß einige Heerden dadurch angeſtecket werden, welche außerdem vielleicht verſchonet geblieben.

Ein junger franzöſiſcher Medikus hat bewieſen, daß die Inokulation der Kinderblattern oben berührte Folgen gehabt. Er beruft ſich auf das Todtenregieſter der Stadt London. Er hat die Anzahl der an dieſer Krankheit Verſtorbenen berechnet, 1) während 38 Jahren vor Einführung der Inokulation; 2) während eben dieſer Zeit nach ihrer

Ein=

Einführung von anno 1673 bis 1720 incluſive, welches das erſte Intervallum iſt, und da erhellet es, daß von 1000 in Londen Gebohrnen 90 an den Blattern geſtorben, da doch von 1721 bis 1758 von eben dieſer Anzahl Gebohrnen 127 an dieſer Krankheit geblieben, alſo auf 1000, 37 mehr ſeit der Inokulation. Ich weis nicht, was der Eifer des Hrn. de la Condamine für die Inokulation der Blattern hiervon, und von den Folgerungen dieſes facti ſagen kann.

Wenn aber die Inokulation des ſogenannten und eben ſo anſteckenden Claveau dieſe Seuche ebenfalls allgemeiner machte, und die Luft mit ſo viel giftigen Miaſmatis erfüllte, daß ſich dieſe Krankheit ſo ſehr ausbreitete, und dadurch mehr Vieh hinrieſſe, als ſie gewöhnlich mitnimmt; ſo müßte man eingeſtehen, daß ſolche ſchlechtersdings zu verwerfen wäre.

Es iſt alſo der Vorſicht um ſo viel mehr gemäß, ſie, ihres Vortheiles vor einige Schäfereyen ohnerachtet, nicht anzunehmen, da der Ausbruch derſelben bey den Schafen nicht ſo allgemein als bey den Menſchen iſt. Es ſind ganze Länder, in welchen man niemals Spuren davon gefunden, und andere, in welchen man ſie in 20 und 30 Jahren nicht wahrgenommen. Ich bin alſo verſichert, daß, da augenſcheinlich hier nicht die Rede iſt,

iſt, von einer angebohrnen Seuche, noch von einem erblichen Gift, als man fälſchlich oder zu allgemein bey dem menſchlichen Geſchlecht wahrzunehmen geglaubt, man um einem Uebel vorzubeugen, welches in einigen Orten vielleicht niemals, oder wenigſtens ſehr ſelten ſich zeigen wird, ganze Provinzien, die davon geſichert ſeyn könnten, anzuſtecken nicht wagen ſoll. Es iſt demohngeachtet gewiß, daß von allen Schafſeuchen dieſes die gefährlichſte iſt, mehrentheils räumet ſie den vierten Theil der Heerde in einigen Dörfern auf, in andern den 15ten Theil derſelben. In dieſem Verhältniß ſterben in Frankreich die Schafe zum häufigſten. Es iſt alſo eben ſo nothwendig, auf Mittel bedacht zu ſeyn, dieſes Uebel zu hindern, als deſſen Ausbreitung zu hemmen. Die Entdeckung der Mittel, welche die Kur befördern ſollen, kann aus genauer Beobachtung der Inokulation gefunden werden, die eifrigſten Vertheidiger derſelben, und Hr. de la Condamine ſelbſt, geſtehen, daß die Präparation des Patienten überflüßig iſt; phyſiſche Gründe aber beweiſen, wie vortheilhaft ſie iſt; dann es iſt außer Zweifel, daß die Anzahl der durch die inokulirten Blattern Verſtorbenen mit der Anzahl der an den natürlichen Blattern Gebliebenen nicht in Vergleichung zu ziehen. Will man dieſe Vortheile nicht eigentlich der zur Zeit der Präparation gebrauchten Sorgfalt und Arzney zuſchreiben; ſo muß man ſie den Folgen der Inokulation ſelbſt beymeſſen.

Und da dieſe Folgen nichts anders ſind, als daß eine durch die Inſektion gemachte Wunde ſtarkes Schweren verurſachet; ſo iſt gewiß, daß aller Vortheil dieſer Methode darauf beruhet. Wenn alſo bey Anfang der Seuche ein, bey einem durch das ſogenannte Claveau inficirte Schaf, in deſſen Beinen angebrachten und in die Wunde gelegtes Charpie einen ſolchen Auswurf befördert; ſo iſt es eben ſo heilſam, als die Inokulation ſelber. Aus dieſem Grunde erhebet vorerwehnter junger Medikus die an die Füſſe der Kranken applicirte Veſicatoria ſo ſehr, und betrachtet ſie, nach vielfältigen und wohl unterſuchten Erfahrungen, als ein Mittel, die natürlichen Blattern ſo wenig tödlich als die inokulirten zu machen. Dieſer Präkaution ohnerachtet würde es nicht rathſam ſeyn, die Natur allein wirken zu laſſen. Bey den ſogenannten Claveau, wenn die Pocken nicht in einander laufen, welches das franzöſiſche Original Claveau diſcret nennet, könnte man der Schwachheit der Natur durch Decocta von Wachholderbeeren, und Decocta von halben Loth Safran auf ein Pfund Waſſer, zu Hülfe kommen, und dieſe Remedia vermittelſt eines Horns beybringen. Bey den Claveau, da die Pocken zuſammenlaufen, Claveau d'un genre confluent, da der Trüglichkeit des Giftes nichts zu trauen, würde ich noch behutſamer ſeyn. Ich würde die Wirkungen der Fieberrinde verſuchen. Es iſt bewieſen, daß dieſe Rinde ein bewährtes Mittel iſt, dem kal-

ten

ten Brand vorzubeugen, ja ſelbſt zu eruiren. Man hält es für ein Tonicum oder ſtärkendes Mittel. Es befördert und reiniget die Suppuration. Wegen aller dieſen ihrer Eigenſchaften würde ich ſie hauptſächlich gebrauchen. Ich würde ein Loth virginiſches Schlangenkraut (Serpentaire de Virginie ou dompté venin) mit ein Pfund Waſſer kochen laſſen, in die Collatur eine Drachma pulveriſirte Fieberrinde ſchütten, das Mixtum noch einmal aufkochen, und den kranken Schafen täglich Morgens und Abends den Satz (le marc) mit dem Horn eingeben.

Den Trank würde ich zugleich mit 10 Gran Salis abſynthii verſetzen, um die Quinquina wirkſamer zu machen, und hiemit wollte ich auch fortfahren, bis die Materie bis auf den Grund ausgeſchworen. Mit andern durch dieſe letztere Art von Claveau inſicirten Schafen könnte man den Kampher probiren, hierzu wurde man 30 Gran davon in einen Eydotter rühren, und beydes zu einem Horn voll oberwehnten Decocti miſchen, und dem Vieh Morgens und Abends eingeben. Es würde gleichfalls dienlich ſeyn, es mit beyden Mitteln zugleich zu verſuchen, und es einige Stunden nacheinander alſo zu gebrauchen, daß man des Morgens und Abends beyde anwendete. Bey den vielfältigen und ſchädlichen Anfällen des Claveau an den Augen würde ich ein Collyrium von Roſenwaſ-

waſſer und Safran gebrauchen, oder ein anderes von einer halben Handvoll Quittenblätter, zwey Drachmen von Granatbaumsrinde, eine Drachma Sumachsſaamen; dieſes würde ich einige Stunden in ordinairen lauen Waſſer infundiren, und wenn ich auf 16 Loth dieſes Decocti 8 Gran gemeinen pulveriſirten Safran und 2 Gran Kampher dazu genommen, ſo würde ich damit die Augen des kranken Thieres fomentiren laſſen.

Es würde hiebey überflüßig ſeyn, alle Communication des Kranken mit dem geſunden Vieh zu verbieten, und anzurathen, daß man auf die Reinigung der durch die Seuche inficirten Luft mit dienlichen Räuchern und Säuberung der Stalle bedacht ſeyn müßte. Uebrigens muß man während dieſer Kur mit Kley, reinem Waſſer, und bey einer ſtrengen Diät halten.

Das Wiederkäuen pflegt in dem geringſten Anfall bey wiederkäuendem Vieh ſchlecht zu ſeyn, und daher entſtehet ein unvollkommenes Verdauen, welches vermieden werden muß.

Dieſes ſind die etwanigen zur Kur der Claveau dienlichen Vorſchläge. Hätte ich genauere Kenntniß von den Wirkungen dieſes Uebels in den nordiſchen Gegenden, würde ich vielleicht ſichere Mittel

zu

zu eruiren ausfindig machen, oder wenigſtens nichts verſäumen, ſolche zu finden.

Was die Inokulation anbelanget; ſo glaube ich, daß ſie in der Abſicht angebracht werden ſolle, in welcher ich ſie auf eine kleine Anzahl von Vieh vorgeſchlagen, und wie ich auch der Inſektion der Kinderblattern bey Vieh erwehnet.

Wenn Se. Königl. Preußiſche Majeſtät es probiren laſſen wollen; ſo würde unterthänigſt bitten, mir höchſtdero Entſchluß darüber anzuzeigen, welchen ich als einen Befehl anſehen, und in tiefeſter Submiſſion nachleben würde.

4.

Fürſtlich Oranien-Naſſauiſche Generalverordnung die Verbeſſerung der herrſchaftlichen Landſtutterey in ſelbigen Landen betreffend. De dato Dillenburg den 12ten Jan. 1764.

Des Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Hrn. Karl, Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. Vormunds.

Wir zu Höchſtderoſelben Vormundſchaftlichen Landesregierung verordnete Präſident, Geheime Räthe, auch Geheime Juſtitz- und Regierungsräthe, fügen hierdurch zu wiſſen: Demnach weyland des Prinzen von Oranien und Fürſten zu Naſſau Hoheit p. m. aus unermüdeter, für das Wohl aller getreuen Unterthanen getragener Sorgfalt gnädigſt zu verordnen geruhet, zu Herſtellung einer guten Pferdezucht, daheriger Beförderung, Handels und Wandels, und damit verknüpften groſſen Vortheils der Landesunterthanen, die herrſchaftliche Landſtutterey in den hieſig hochfürſtl. Landen beſſer einzurichten

ten und zu verſtärken; So ſind, zu Erhaltung dieſes heilſamen, hauptſächlich auf den Vortheil der Unterthanen und deren beſſern Nahrungsſtand abgezielten Endzwecks, bishero verſchiedene Spezialverordnungen von hieraus ergangen; da man aber in Erfahrung gebracht, daß denſelben eben nicht allerdings der Gebühr nach gelebet worden, und bey dieſer Unterſuchung ſich wohl der eine oder andere Unterthan mit einer Unwiſſenheit entſchuldigen wollen; als hat man nöthig befunden, wie es mit ſothaner Stutterey künftig gehalten werden ſolle, durch eine zum Druck zu beförderende Generalverordnung jedermänniglich bekannt zu machen.

Es wird demnach verordnet:

1.

Daß künftig keine Stute in dem Land mit andern als herrſchaftlichen Beſchälern beleget werden ſolle, bey Strafe nicht nur 10 Rthlr. vor dem Eigenthümer der Stutte als des Hengſtes, und daneben der Confiskation des Hengſtes.

2.

Alle diejenigen Unterthanen, ſo zu dem Geſtüte enregiſtriret, und dannenhero Zuchtſtuten zu halten ſchuldig ſind, haben ſich ſolche, den deshalb

ſo

ſo oft wiederholten Spezialverordnungen zufolge, oh-
ne allen Verzug, bey 50 Rthlr. Strafe, anzu-
ſchaffen.

3.

Zu dieſen zum Geſtütte anzuſchaffenden Zucht-
ſtuten werden keine ausländiſche, ſondern gute und
reine inländiſche, entweder allſchon gebrannte, oder
durch bey geſchehener Enregiſtrirung, und wenn
ſolche tüchtig befunden worden, zu brennende Stu-
ten angenommen, bey Vermeidung, daß derjenige,
der hierwieder eine ausländiſche, oder ſonſt nicht
geſtüttmäßige Stute ſich anſchaft, doch in die §. 2.
bemerkte Strafe fällig ertheilet ſeyn ſolle.

4.

Sollen die Beamten, in deren Bezirk die Zucht-
ſtuten gehalten werden müſſen, von halb zu halb
Jahr unterſuchen und an fürſtl. Vormundſchaftliche
Rentkammer einſenden, wer von den zum Pferde-
ſtuten qualificirt geweſenen Unterthanen abgegangen,
und welche durch Erbſchaft oder ſonſtigen Anwachs
ihres Vermögens dazu wieder von neuem qualifici-
ret worden, auch welche von den Qualificatis ſich
noch keine Zuchtſtuten angeſtellet: um ſowohl we-
gen des einen als des andern das weitere veranlaſ-
ſen zu können.

5.

Von Anſchaffung der Zuchtſtuten ſind keineswegs Schulheiſſen, Heimbergere oder Vorſtehere der Gemeinden, welche zum Geſtütte enregiſtriret, eximiret, ſondern ſobald dieſelben ſonſten, in Anſehen ihres Vermögens, dazu qualificiret ſind; ſo bleibt es bey ihnen ſowohl wie bey andern Unterthanen, bey der Verordnung §. 2.

6.

Damit die der Verordnung nachzuleben verbundenen Unterthanen in Ankaufung geſtüttmäßiger inländiſcher Stuten durch deren Verkäufer enorme Preißſetzung nicht abgeſchrecket werden; ſo verſichert man ſich zu letztern, ſie werden mit den Käufern billig handeln, damit man nicht genöthiget werde, bey vorkommendem Fall ex Officio den Preiß zu beſtimmen.

7.

Niemandem, wer es auch ſey, ſoll erlaubt ſeyn, eine mit dem hieſigen Geſtüttzeichen gebrannte Stute, oder auch ein noch ungebranntes Stutenfohlen, an wen es auch ſey, zu verkaufen, zu vertauſchen, oder ſonſten zu verbringen, er habe dann dazu vorhero von dem Hrn. Hof- und Landſtallmei-

ſter von Ungern eine ſchriftliche Conceßion erhalten, alles bey 50 Rthlr Strafe auf den Contraventionsfall.

8.

Zu mehrerer Sicherſtellung des Articuli I. ſollen auf die Weide, wo die Stuten gehen, keine Hengſte gebracht werden.

9.

Da bis hierhin noch keine geſchloſſene Pferdeweiden vorhanden, alſo die Pferde auf der Weide beſpannet werden müſſen, ſo ſoll bey 50 Fl. Strafe die Spanſel wohl gefüttert werden, damit den Pferden kein Schaden an den Füſſen entſtehe.

10.

Einjeder wird zu ſeinem eigenen Beſten wohlmeinend erinnert, die jungen Pferde nicht vor zurückgelegtem dritten Jahre in das Geſchirr zu ſpannen, oder zur Arbeit anzuhalten.

11.

Die trachtbaren Stuten ſollen ein Vierteljahr vor und 6 Wochen nach der Werfung von ſtarker Fuhre und Dienſten frey gelaſſen werden.

12.

Schulheiſſen, Heimbergern, Bürgermeiſtern, auch Vorſtehern jedes Orts wird zugleich ernſtlich aufgegeben, von allen bey ihnen dieſer Verordnung zuwider ſich ereignenden Vorfällen, als worauf ſie genau zu invigiliren haben, ſobald als ſie es erfahren, den Beamten loci ſo gewiß die Anzeige zu thun, als ſonſten, wenn auf ſie gebracht werden wird, daß ſie die Contravenientes vorſetzlich und boshaftiglich verſchweigen, gegen ſie mit der in der Verordnung auf jeden Uebertretungsfall geſetzten Strafe ohnabläßig verfahren werden ſolle.

13.

Die Beamten haben dergleichen bey ihnen denuncirte Contraventiones, oder auch, wenn ihnen ſolche ſonſten vorkommen ſollten, ſofort ex officio zu unterſuchen, und nach der vorliegenden Verordnung entweder ſobald abzuſtrafen, oder, befindenden Dingen nach, allenfalls an fürſtlich-vormundſchaftliche Rentkammer zu berichten.

Damit nun niemand der Unwiſſenheit halber ſich weiter entſchuldigen möge; ſo iſt dieſe Verordnung nicht nur aller Orten in den Fürſtlich-Oranien-Naſſauiſchen Landen zu publiciren, ſondern auch ein Exemplar davon in jeder Gemeinde an gewöhnlichen Ort zu affigiren. Dillenburg den 12. Jan. 1764.

XIII.

XIII.

Verzeichniß thierärztlicher Schriften, welche ſeit der Michaelismeſſe 1785. herausgekommen ſind.

Götze (J. A.) neueſte Entdeckung, daß die Finnen im Schweinefleiſche keine Drüſenkranheit ſondern wahre Blaſenwürmer ſind, m. K. 8. Leipzig, bey S. L. Cruſius.

Jungs (J. H) Lehrbuch der Vieharzeneykunde, 1ter Theil, gr. 8. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfäler.

Mayer (J. C.) wie mag ſich der Landwirth, beſonders in Abſicht auf ſeinen Viehſtand, wider die ſchädlichen Wirkungen trockener Sommer und harter Winter ſchützen, und ſich dabey hinlängliche Fütterungen verſchaffen? 8. Tübingen, bey J. F. Heerbrandt.

Ploucquets (W. G.) Nachtrag zur Abhandlung von Veredlung der Wolle, und Verbeſſerung des Schafſtandes. 8. Tübingen, bey J. F. Heerbrand.

Schneider (L.) über die Mittel zur Einführung der Stallfütterung, und über die Wirkungen des

des häufigen Kartoffelbaues. 8. Leipzig, bey C. F. Schneider.

Vitets Unterricht in der Vieharzneykunſt. Aus dem Franz. und mit Anmerkungen verſehen v. W. J. C. Hennemann. 2ten Theils 1ter B. Weimar, bey Hoffmanns Wittwe und Erben.

Fugger (M.) von der Zucht der Kriegs- und Bürgerpferde, mit Zuſätzen vom Prof. Wolſtein, Wien, bey R. Gräffer.

Jungs (F. H.) Lehrbuch der Vieharzneykunde. 2ter Th. gr. 8. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfäler.

Wolſtein (J. G.) das Buch von den wichtigſten innerlichen Krankheiten der Füllen und der Pferde. 8. Wien, bey R. Gräffer.

XIV.
Erklärung der Kupfertafeln.
Erſte Kupfertafel.
Vorſtellung eines vollſtändigen Pferde-Skelets.

a. Das Stirnbein. b. Die Seitenwandbeine. c. Der ſchuppigte Theil des Schlafbeins. d. Das Hinterhauptsbein. e. Der äußere Gehörgang von dem felſigten Theil des Schlafbeins. f. Das Naſenbein. g. Das Thränenbein. h. Das Jochbein. i. Das hintere Kinnbackenbein. l. Das vordere Kinnbackbein. m. Das untere Kinnbackenbein. n. Die Schneidzähne. o. Die Hackenzähne. p. Die Backenzähne. q. Die ſieben Halswirbelbeine. r. Die achtzehen Rückenwirbelbeine. s. Die ſechs Leidenwirbelbeine. t. Die Querfortſätze der Rücken- und Lendenwirbelbeine. u. Das Kreuzbein. v. Die ſiebenzehn Schweifknochen. y. Das Bruſtbein. x. Der Schwerdförmigeknorpel. z. Die 9 wahren Ribben, und die 9 falſchen Ribben.

A. Das Schulterblatt. B. Das Querbein. C. Das Kögelbein. D. Der Ellbogen. E. Das Hackenbein. F. Das unregelmäßige Bein. G. Das halbmondenförmige Bein. H. Das dreyeckigtè Bein. I. Das kleine keilförmige Bein. L. Das ſechseckigte Bein. M. Das große keilförmige Bein. N. Das Schienbein. O. Der griefelförmige Fortſatz. P. Das Feſſelbein. Q. Die Lin-

Linſenförmigen Beine. R. Das Kronbein. S. Das Hufbein. T. Das Darmbein. V. Das Sitzbein. Y. Das Schambein. X. Das Schenkelbein. Z. Die Knieſcheibe.

a. Das Keilbein. b. Der Schenkelbeindorn. c. Das Sprunkbein. d. Das wirbelförmige Bein. e. Das große ſchifförmige Bein. f. Das kleine ſchifförmige Bein. g. Das unförmige Bein. h. Das zwiſchen den Gelenken liegende Bein. i. Das Schinbein. k. Die grieffelförmigen Beine. l. Das Feſſelbein. m. Die Linſenförmigenbeine. n. Das Kronbein. o. Das Hufbein.

Zwote Kupfertafel zum Auszuge aus Kampers Vorleſungen.

Die erſte Figur

Stellet die vier Mägen zuſammen vor, ſo wie ſie in einem Milchkalbe gefunden werden.

A. iſt der Schlund, oder Halsdarm, A. B. C. D. der erſte Magen, oder die Wampe. C und D. ſeine Hörner; in jedem derſelben wird zuweilen ein Haarball gefunden. A E. F. iſt die Haube. F. L. M. G. der dritte Magen oder der Pſalter. G. H. I. der Lab, durch deſſen Rücken einige von den 14 Klapphäuten hervorſcheinen. I. iſt das äußerſte Ende des vierten Magens, oder der Pylorus, I. K. der Zwölffingerdarm. H. die Adern des Magens und der Netzhaut.

Die zwote Figur.

Zeiget die wahre Lage der großen Wampe und des Labes in dem Bauche, wenn das

das Kalb auf dem Rücken liegend geöffnet wird.

A. B. C. ſtellet die Milz vor. D. E. N. die Haube, und E. F. G. H. K. die Wampe: I. L. M. daß Netz zwiſchen den Hörnern G. H. in I. entſtehend machet einen Sack, worinn alles Gedärme liegt, ſteigt hernach auf den Labmagen, längs O. M. wo ſie die groſſe Schlagader entgegen nimmt, wie auch die, ſo bey uns Gaſtro-epiploicæ genannt werden. M. N. F. iſt eine ſtarke Haut, welche die Haube, die Wampe, und den Lab mit einander verbindet.

O. P, der untere Theil des Labs, welcher ſich mit ſeinem unterſten Theile wieder nach oben dreht, läuft in den Zwölffingerdarm Q. R.

U. V. W. ſind drey durchſcheinende Klapphäute, von den 14, die im Labe liegen.

Y. Z. bildet einen Theil des Zwerchfelles ab, um deutlich zu begreifen, wie die Wampe und die Haube dagegen an liegen, und die Milz, die flach von Geſtalt iſt, zwiſchen ihnen beyden.

Die dritte Figur.

Schildert die Leber ab, und den Lab, nach der linken Seite geſchoben.

A. B. iſt die Nabelader, die das runde Leberband ausmachet.

B. C. D. U. S. Q. die Leber, deſſen vorderſter Lappen B. C. D. in uns in der linken Seite lieget, hier aber recht vor- und hinterwärts.

D. E. F. ſind die Pforten, oder Erhabenheiten, zwiſchen welchen der Leberkanal, die große Pfortader, und andere Theile liegen. D. E. F. G. H. ſtellet das kleine Netz vor, durch deſſen Dünnung Spigelius kleiner Leberlappen U durchſcheint, und der Pſalter G. H. V.

O. P. iſt die Gallblaſe, deren Kanal O ſich mit dem Lebergallengange F. vereingt, und den gemeinen Gallengang S. M. machet, der ſich in den Zwölffingerdarm öffnet, ſehr weit vom Pylorus oder Ausgang des Labes.

C. D. G. iſt ein Theil der Haube; die Wampe iſt hier unſichtbar: und G. K. I. H. iſt der Lab.

G. H. V. der Pſalter oder Mannigfalt. R. iſt eine Drüſe, die viele Waſſergefäſſe empfängt.

S. S. T. die Gekrösdrüſe. Y. Z. das Zwerchfell. I. M. N. der Zwölffingerdarm.

Die vierte Figur

Zeigt die wahre Geſtalt der Furche, welche durch die zwo innern Lefzen der Wampe gemacht wird, um das Wiedergekäute aus dem Schlingdarm unmittelbar in den Pſalter durchzulaſſen.

A. B. der Schlund, B. D. C. die eine Lefze. B. E. C. die andere laufende, zu O. F. den Mund des Pſalters. In D. und E. ſind die kleinen Runzeln abgezeichnet, und in B. C. wie ſie ſich ſtrahlweiſe um die Oeffnung ſtellen; zwiſchen G. F. ſiehet man die erhobenen Streifchen, an welchen Enden in F. kleine Knötchen ſitzen, um das Wiedergekäute, wenn es ganz in den Pſalter niedergeſchluckt wird, deſto bequemer zwiſchen den Blättern deſſelben zu vertheilen. H. I. iſt ein Theil der Wampe. H. ein Umſchlag oder Falte, die eine Scheidung macht zwiſchen der Wampen und der Haube. K. L. die Haube und das Netzwerk.

Die

Die fünfte Figur

Entwirft die Durchſchnitte der Furche oder Rinne, wenn ſie geſchloſſen iſt, die Lefzen D. und E. ſchlieſſen ſich dem zu, und G. iſt die Hölung, wodurch die wiedergekäuten Brocken hingehen.

Die ſechſte Figur

Giebt den Magen eines Kaninchen. A. iſt der Polyrus, B. der Sack, und C. D. der Schlund, welcher den Magen gleichſam in zween Theile ſondert. Das Gegeſſene ſcheint längs C. D. in D. B. zu fallen, und das Wiedergekäute in D. A.

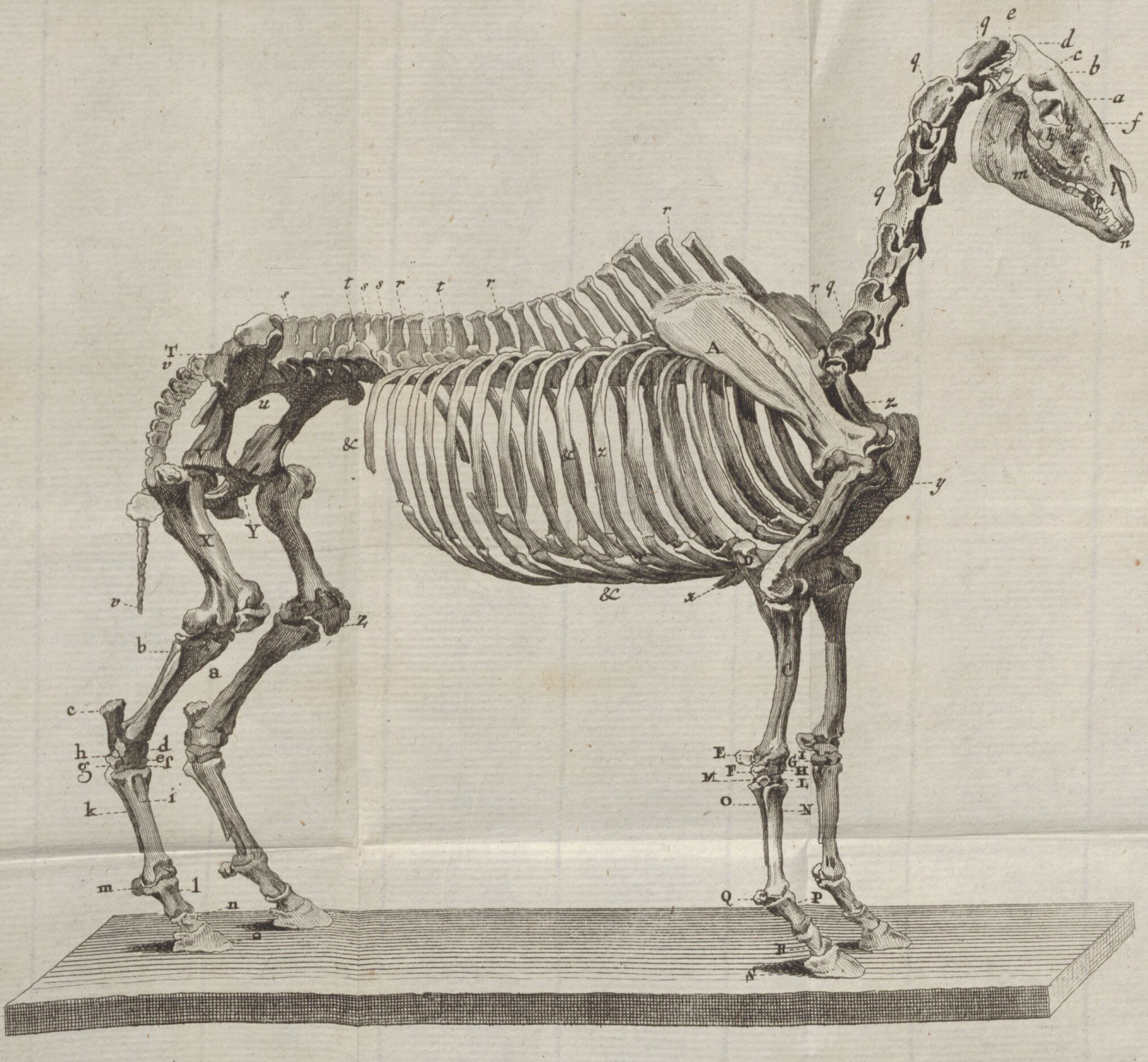
Bayerische Staatsbibliothek

Verbeſſerungen.

Seite	Zeile	ſtatt	ließ.
10	18	war	wahr
22	24	Bieharzney	Vieharzney
46	3	erſtaren	erſtatten
51	20	ach	auch
66	4	mas	was
97	1	die weit von (ſetze hinzu)	angeſteckten
152	11	Vorzuu	Vorzug
200	14	Linie	Lnine
209	8	nämtich	nämlich
218	18	Schinrn	Schienen.

Tab. I.

Tab. I.



Tab. II.

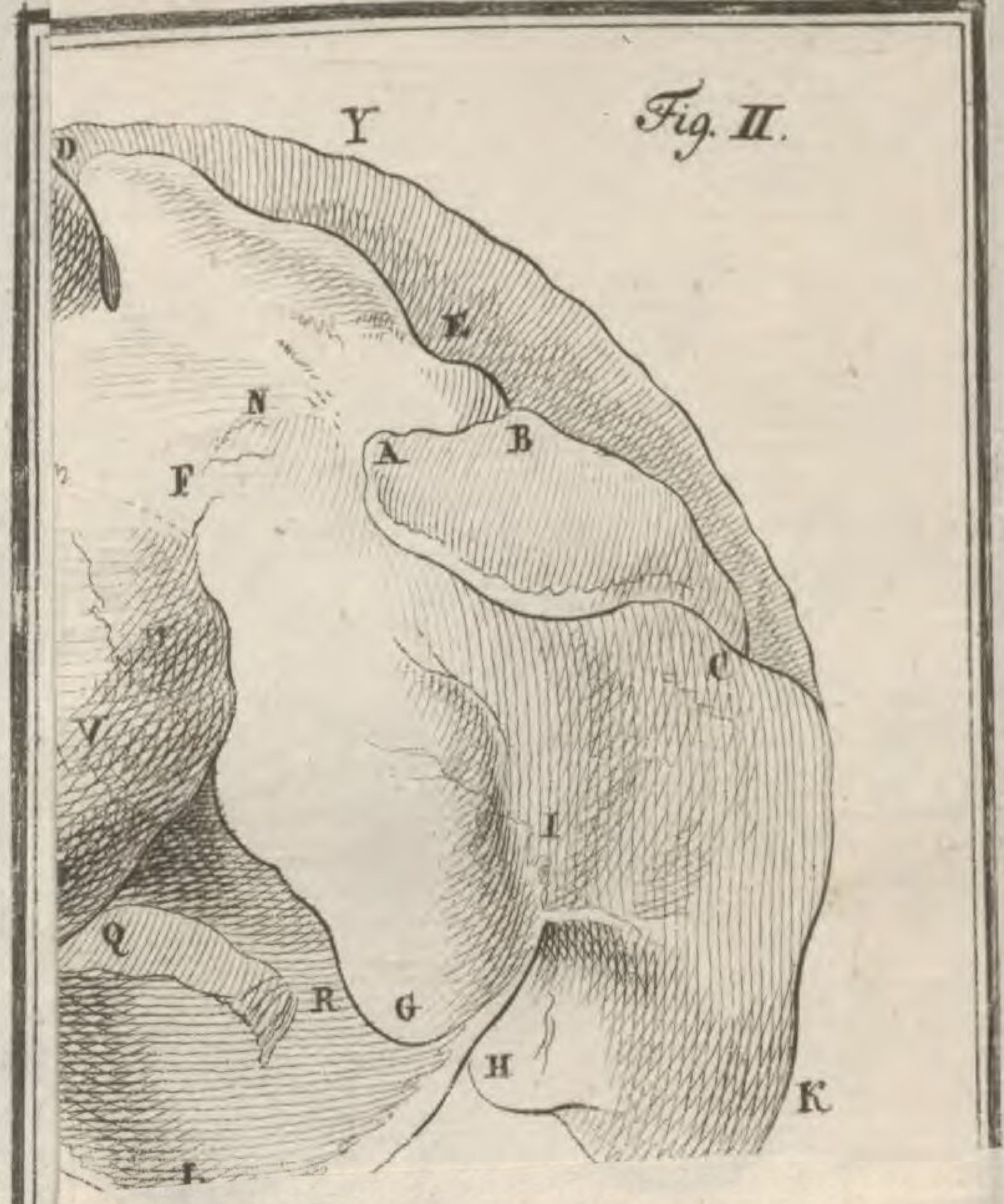


Fig. I.

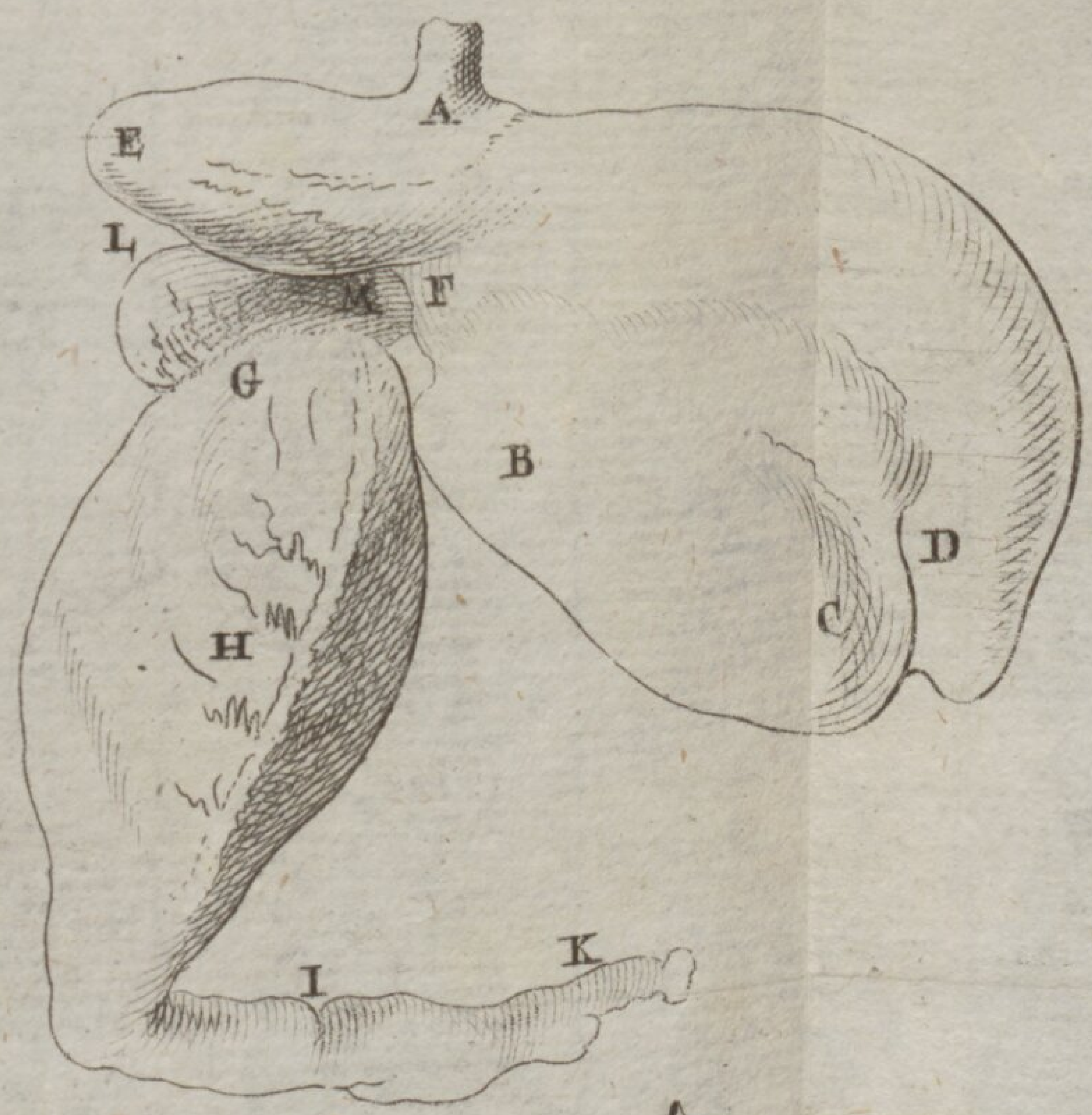


Fig. II.

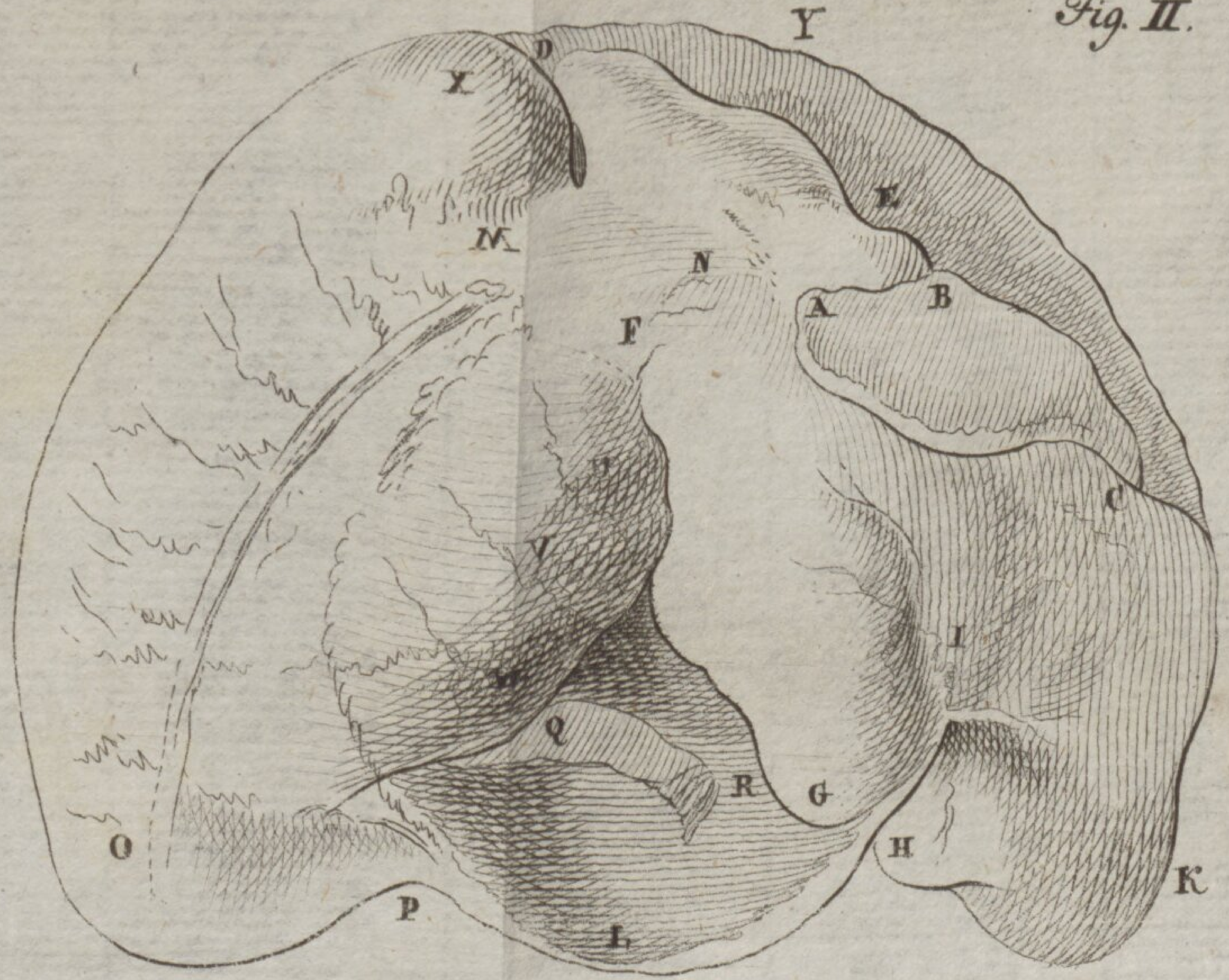


Fig. V.

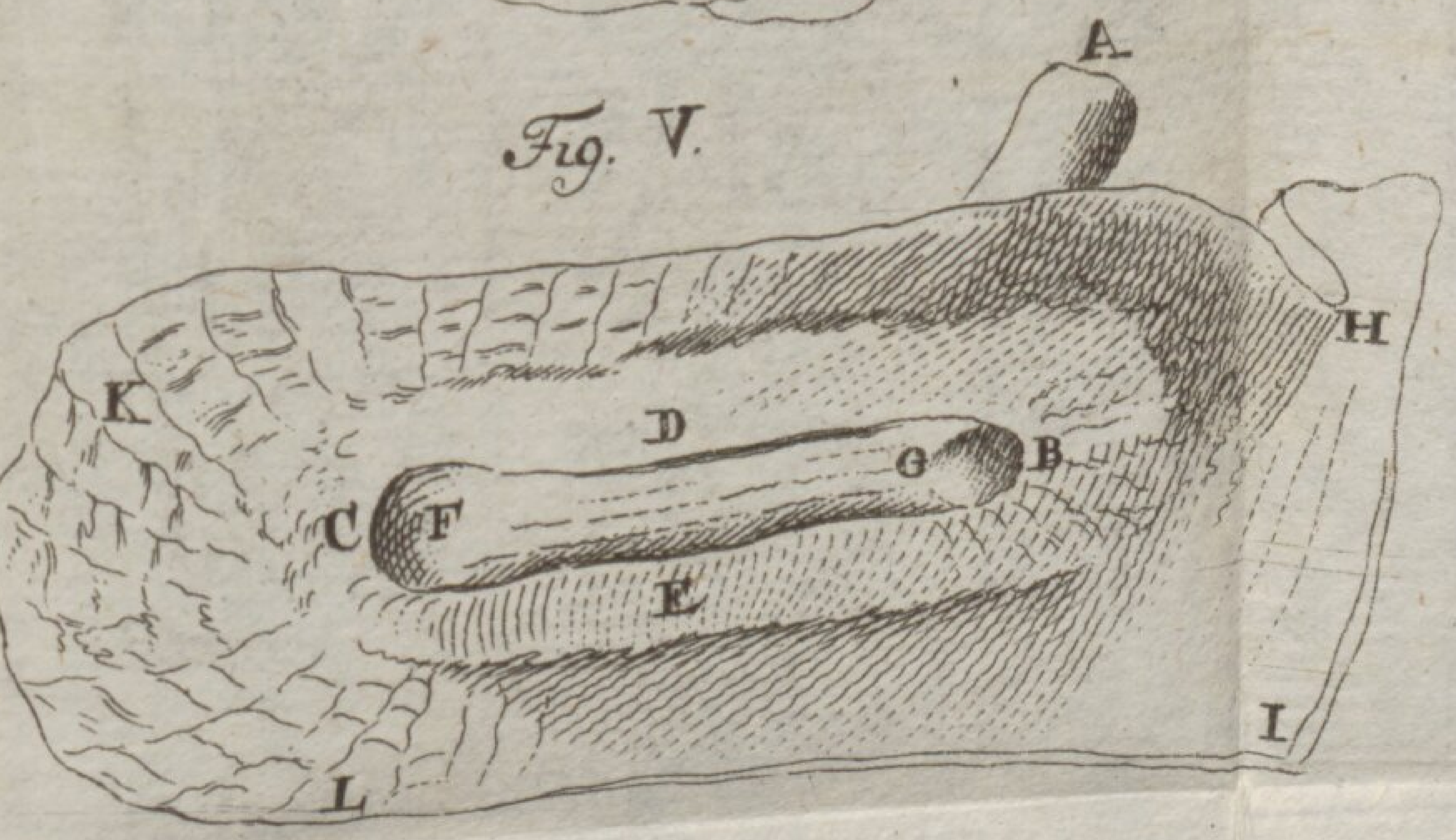


Fig. III.

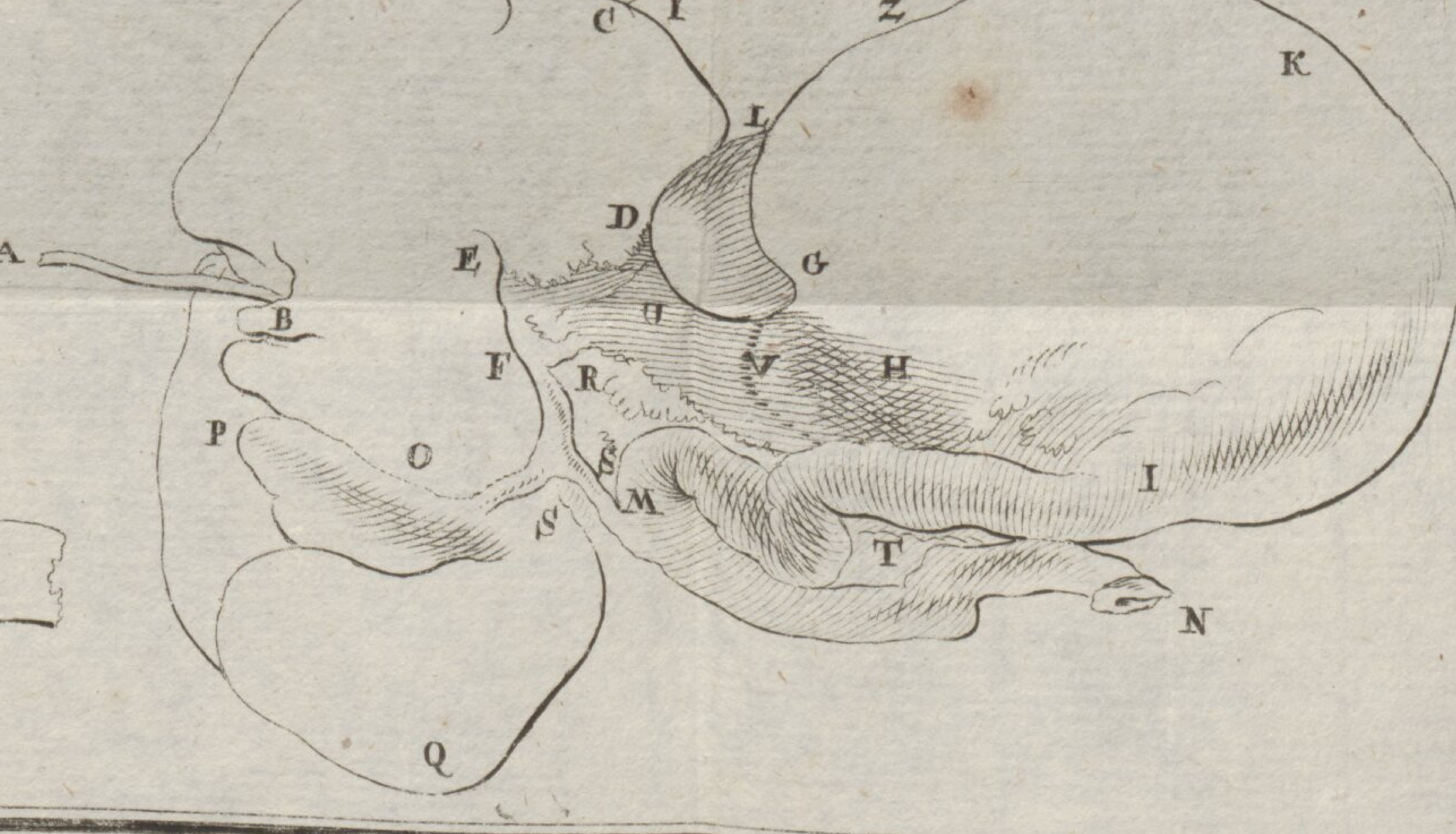


Fig. VII.

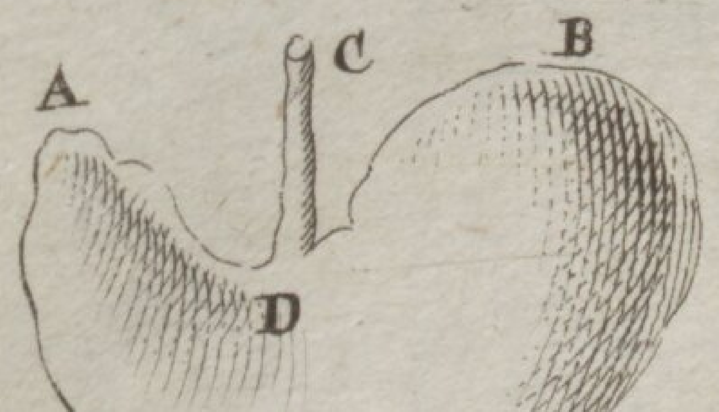


Fig. VI.

1 + 2 = 3000.-
9.11.83

Verbeſſerungen.

Seite	Zeile	ſtatt	ließ.
10	18	war	wahr
22	24	Bieharzney	Vieharzney
46	3	erſtaren	erſtatten
51	20	ach	auch
66	4	mas	was

Verbeſſerungen.

Seite	Zeile	ſtatt	ließ.
10	18	war	wahr
22	24	Bieharzney	Vieharzney
46	3	erſtaren	erſtatten
51	20	ach	auch

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knobloch, Johann

Sammlung der vorzüglichsten Schriften aus der Thierarzney

Bd.: 2

Prag (1786)

Res/A.vet. 42-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00077339-8
VD18 10607498